# Homiletische Vorträge

für

# Sonn= und Festtage.

Von

Dr. Joh. Em. Veith,

Ehrendomherr des Metropolitan=Kapitels zu Salzburg, emer. Domprediger an der Metropolitankirche zu St. Stephan in Wien, Mitglied der theologischen Fakultät an den Hochschulen zu Prag und Wien.

## Siebenter (Schluß) Band.

Vom siebenzehnten bis letzten Sonntag nach Pfingsten.

Wien, 1855.

Wilhelm Braumüller.

k. k. Hofbuchhändler.

I.

# Am siebenzehnten Sonntage nach Pfingsten.

(Zugleich das Fest des heil. Namens Mariä.)

»Was dünket euch von Christo; wessen Sohn ist er?«
(Matth. 22, 42.)

---

## Eingang.

Bei dem Seher Ezechiel versammelten sich einst, wiewohl ungerufen, die Häupter und Führer seines Volkes, und setzten sich ehrerbietig vor ihm hin, gleich Schülern, die voll Verlangen sind, den Belehrungen ihres Meisters zu horchen. Sie gaben sich damit den Anschein, als begehrten sie Gottes Wort aus seinem Munde zu vernehmen; allein der Prophet ward eines Andern belehrt. Denn die Stimme des Herrn sagte ihm innerlich: »Diese Männer hier tragen die Abgötterei in ihren Herzen, und haben einzig nur ihre Götzen vor Augen, und wenn von ihnen nach Meinem Willen gefragt wird, meinest du wohl, es geschehe das so aufrichtig, daß ich ihnen antworten werde?« *) Jene Heuchler nämlich stellten sich an, als dienten sie dem wahrhaften Gotte, und würden

*) Ezech. 14, 3.

von Sehnsucht bewegt nach seinem heiligen Worte; in der That jedoch war ihr Herz nur mit träumerischen, üppigen Bildern und bösartigen Wünschen beschäftigt, und während sie sich begierig zeigten, das Gesetz und den Willen Gottes zu erfahren, gehorchten sie eigentlich doch nur ihrem Abgott, dem verkehrten Willen ihres Herzens; weßhalb sie auch der göttlichen Belehrung weder fähig noch würdig waren.

Wer nur zum Schein und in trügerischer Absicht fragt, ein Solcher (nach der Bemerkung des heil. Hieronymus) verdient nicht, die Wahrheit zu hören; und auch der alte Spruch des Epicharmos: was soll dem Blinden der Spiegel? ist in demselben Sinne zu verstehen. Die Frage, welche die Pharisäer in der Verblendung ihres Hochmuths dem Herrn vorlegten, und die wir im heutigen Abschnitte des Evangeliums vernommen, war nicht minder heuchlerisch, als jene der Volkshäupter an den Propheten. Auch sie waren Götzendiener in sittlicher Weise, weil sie ungeachtet ihrer Anbetung des unsichtbaren Gottes doch in allen Dingen immer sich selber, ihre Ehre und Wohlfahrt suchten. Ueberdieß war ihre Frage auch eine heimtückische, und für die Zwecke ihrer Arglist ersonnen. Meister, fragten sie: welches Gebot ist von allen, die das Gesetz vorschreibt, das größte? Nun erscheint diese Erkundigung an sich als eine lobenswerthe und harmlose; wie kam es, daß sie dieselbe zu einem Fallstricke mißbrauchten, oder was wollten sie dadurch erreichen? Und wenn der Herr nun auch seinerseits sie fragte: »was dünket euch von Christus, wessen

Sohn ist er?« — in welcher Verbindung steht diese Gegenfrage mit dem gegebenen Anlasse? War sie ein bloßes Mittel der Abwehr? Hat der Herr seine Frage gleichsam nur so hingeworfen, um die Gegner in Verlegenheit zu bringen, ihre Unwissenheit aufzudecken, und sie verstummen zu machen?

Von allen diesen oberflächlichen Erklärungen ist keine so beschaffen, daß sie uns befriedigen könnte. Denn wir müssen vielmehr annehmen, daß die Gegenfrage des Herrn, die seine Widersacher so empfindlich traf, ganz wesentlich aus dem Inhalte ihrer Anfrage hervorgegangen sey. Auch mußte sie auf diese feindseligen Männer so überweisend und beschämend gewirkt haben, daß sie nichts mehr dagegen vorzubringen vermochten. Durch diese vorläufige Erwägung wird nun der Gang unserer Betrachtung bestimmt. Wir wollen zuerst den Zusammenhang erforschen, der zwischen der Frage der Pharisäer und der Gegenfrage Christi besteht, und dann für's Zweite zu diesen Fragen selbst, d. h. zu ihrer Beantwortung uns wenden.

## 1.

Von welcher Art sind die Gedanken und Wünsche, um die sich die gewöhnlichsten Bestrebungen der Menschen bewegen? Sie zielen im Allgemeinen auf einen möglichst hohen Grad von Wohlfahrt und Sicherheit, auf das Freiwerden von störenden, hemmenden Mächten und von Uebeln aller Art, auf die Erhaltung des Lebens in sittlicher Kraft und in glückseliger Fülle des Genusses. Alles das bezieht sich offenbar auf eine Erlösung, nach

der Alle insgesammt sich sehnen, wiewohl in einem sehr verschiedenartigen Sinne; weil das Heil oder die Wohlfahrt in mannigfachen Dingen gesucht wird, z. B. in der Industrie, im Aufschwung des Handels, in guten bürgerlichen Einrichtungen, in der Bildung des Geistes, in der Ueppigkeit des Sinnenlebens, auch wohl im bloßen Läugnen und Zerstören des Alten; viel seltener jedoch da, wo es einzig gesucht werden soll: in Glauben, Hoffnung und sittlicher Treue zu Gott. Begeben wir uns nun in das Zeitalter Christi zurück, und in die Mitte des Volkes, das er zunächst das Seine nannte, so finden wir dasselbe von den nämlichen Gedanken und Bestrebungen beherrscht, und in ganz ähnliche Parteien gespalten, die nur das eine mit einander gemein hatten, daß sie mit gleichem Hasse den Herrn verfolgten.

Die erste dieser feindlich gesinnten Parteien ward von solchen Gliedern des alten Gottesreiches gebildet, deren Glauben und Frömmigkeit so sehr erloschen war, daß sie keinen andern Helfer und Retter, also keinen andern Messias anerkannten, als die gewaltige Weltmacht, welche ihre bürgerliche Wohlfahrt und Sicherheit beschützte, weßhalb sie ihr ganzes Heil von der Gunst der heidnischen Römer erwarteten. Diese Leute wurden mit dem Namen der Herodianer bezeichnet, und es lag in ihrer Denkart, daß die verfänglichsten Fragen, mit welchen sie Jesum zu verstricken suchten, auf die von den Römern geforderten Abgaben sich bezogen. Wenn du der wahre Messias bist, heuchelten sie: so gebührt dir auch in dieser Sache das entscheidende Wort; unmöglich könn-

test du zugeben, daß dein auserwähltes Volk, das eigentlich keinem andern Herrn und Gebieter gehorchen soll, als dem unsichtbaren Gott, noch fernerhin den Heiden tributpflichtig bleibe.

Minder gefährlich als diese, weit von geringerem Einflusse, war die Partei Derjenigen, die einzig nur an das Sichtbare, Sinnfällige sich hielten, das jenseitige Leben und die Geister läugneten, und im Stolze auf ihre strengen und einfachen Sitten den Ehrennamen der Gerechten, Denker und Weisen sich beilegten. In unseren Zeiten heißen solche Leute bald Vernünftler, bald Zweifler; im Zeitalter des Herrn hießen sie Sadducäer; und da sie den ganzen Volksglauben verwarfen, so war es ihnen darum zu thun, die alte Hoffnung auf den Messias und sein Heilwerk lächerlich zu machen. Wenn du, sprachen sie zum Herrn, der Messias bist, der die Macht besitzen soll, die Todten zu erwecken, so wirst du über die Räthsel der Auferstehung uns Aufschluß geben. Die Frage jedoch, die sie zu diesem Ende sich ausgesonnen, war so albern, daß der Hohn, den sie damit beabsichtigten, auf sie selber zurückfiel.

Diesen beiden ganz entgegengesetzt war die dritte und mächtigste Partei, bestehend aus den Strenggläubigen und Frommen, welche durch die sorgfältigste Beobachtung der gesetzlichen Gebräuche sich auszeichneten, und als bevorzugte, vom gemeinen Pöbel abgesonderte Männer den Namen der Pharisäer trugen. Diese harreten zwar allerdings mit leidenschaftlicher Ungeduld auf den verheißenen Messias, aber freilich nur auf einen solchen,

wie er ihren hochmüthigen und herrschsüchtigen Gelüsten zusagte. Der Herrliche, der in Armuth und Demuth in ihrer Mitte wandelte, und der dennoch durch Wort und That so unzweideutig als den verheißenen Retter sich offenbarte, entsprach diesen ihren selbstsüchtigen Wünschen so wenig, und verurtheilte ihre Bestrebungen so entschieden, daß er der Gegenstand ihres grimmigsten Hasses werden mußte. Da sie nun überzeugt waren, daß der kommende Messias ein durchaus neues Gesetz einführen werde, so legten sie dem Gefürchteten die arglistige Frage vor, welches von allen Geboten, die bisher Geltung gehabt, als das größte und wichtigste zu erachten sey. Sie rechneten nämlich mit Zuversicht darauf: der Herr werde mit einer ganz neuen und unerhörten Lehre hervor treten, und diese seine Erwiderung hätte ihnen dann zum Mittel gedient, ihn als einen Gotteslästerer anzuklagen, der das Leben verwirkt habe.

Der eigentliche Sinn ihrer Frage ist nun leicht zu errathen. Wenn du, so wollten sie damit sagen, der wahrhafte Messias, der Stern aus Jakob, der Retter und Führer Israels bist, so ist es dir vor Allen, ja, dir allein verliehen, über den göttlichen Willen und das höchste Gesetz uns zu belehren, und die neue Ordnung der Dinge, die du uns bringst, zu offenbaren. Diesem gleißnerischen Ansinnen gegenüber war daher nichts natürlicher, als daß der Herr ihre verborgene Absicht an's Licht zog, und nun auch seinerseits fragte: Was für Vorstellungen und Hoffnungen hegt ihr von diesem Heilande, den ihr zu erwarten vorgebt? Was für Ansichten

habt ihr von seiner Würde, vom Zwecke seiner Sendung, von dem Werke, das er vollbringen soll? Was dünket euch von Christo und seiner Herkunft, oder, wie er mit Vorbedacht hinzufügte: Wessen Sohn ist er? Und wenn ihr euch damit begnügt, ihn einen Sohn Davids, also einen Herrscher aus dem alten Königsstamme zu nennen, von dem ihr irdisches Glück erwartet: wie kommt es, daß David selbst, im prophetischen Geiste, diesen seinen Sohn als seinen Herrn angekündigt? — So liegt demnach der innere Zusammenhang zwischen der Frage und Gegenfrage deutlich vor uns; und es handelt sich jetzt darum, daß wir zu beiden auch die Antworten finden. Wir wenden uns also zuerst zu der Frage nach dem höchsten Gebote, und nachdem der Herr selber die Antwort darauf gegeben, so bleibt uns lediglich die Aufgabe, sie lebendig zu verstehen.

2.

Der Sohn Gottes, wie der Apostel sich ausdrückt, ist nicht Ja und Nein, sondern in Ihm ist nur Ja und Amen; denn alle Verheißungen Gottes sind in Ihm wahr und wirklich. *) Obwohl seine Gegner keiner Antwort würdig waren, wollte er sie ihnen doch nicht vorenthalten, und auch dießmal der Wahrheit Zeugniß geben, daß er nicht gekommen sey, das Gesetz aufzulösen, sondern es zu erfüllen, und zwar zuerst in seinem eigenen vorbildlichen Lebenswandel, und dann auch in Allen, die aus der Quelle seiner Gnade die Rechtfertigung und Heiligung erlangen. Die Fülle des Gesetzes aber ist die Liebe.

*) 2. Cor. 1, 19.

Und wahrlich: wer Gott über alles liebt, und seinen Nächsten wie sich selbst, der wird alle übrigen, in diesem Grundgesetze schon enthaltenen Gebote erfüllen, ohne auch nur das kleinste zu verletzen. Denn »die Liebe des Nächsten wirket nichts Böses.«

Alles das trägt seine Wahrheit in sich selber. Allein wie steht es mit der Anwendung auf das Leben? Wir können hier nicht einmal, wie etwa bei andern mühevollen Aufgaben, von dem bekannten Spruche Gebrauch machen, daß Reden leichter sei, als handeln. Denn von der göttlichen Liebe lebendig und wahrhaft zu reden vermag eigentlich nur der, welcher von ihr bewegt und begeistert wird, während von jedem Andern der Ausspruch gilt: »sofern ich mit den Zungen der Engel und der Menschen reden würde, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich doch nur ein tönendes Erz, eine klingende Schelle.«

Von der göttlichen Liebe zu sprechen, sind, wie Johannes Climacus bemerkt, nur die Engel und die Gottvereinten Menschen befähigt, deren Seelen eine himmlische Flamme ernährt. »Sofern wir nicht mit Gott vereinigt sind, setzt er hinzu, bleibt es schwer, von Gott zu reden. Wer Gott nicht kennt und liebt, redet von ihm nur schulmäßig, d. h. bloß mit studirten, eingelernten Ausdrücken, denen das innere Leben mangelt. Allein auch darin liegt noch nicht die ganze Schwierigkeit. Denn im Gegensatz zu der schulmäßigen Verständigkeit, giebt es auch ein Spiel mit Empfindungen und eine Schwärmerei, durch welche nicht Wenige sich selbst und

Andere täuschen, da die Liebe zu Gott nicht Sache des sinnlichen Gefühls, sondern des geistigen Willens ist. Es ereignet sich wohl zuweilen, daß fromme und Gott getreue Menschen von einer solchen Stimmung heimgesucht und erhoben werden, in der sie ausrufen dürfen: »mein Geist frohlockt in Gott meinem Heiland;« allein Niemand auf Erden ist fähig, sich auf einer solchen Höhe geistiger Freude zu erhalten, die so mächtig wäre, daß sie auch sein leibliches Leben durchströmte. Das hieße so viel, ja noch weit mehr, verlangen als beständigen Sonnenschein und unverwelkliche Frühlingspracht auf Erden.

Immerhin hat es an sogenannten Ueberschwänglichen nicht gefehlt, welche eine solche Vollkommenheit der Gottesliebe den Gläubigen zum Gesetz machen wollten, indem sie dieselbe als Wahrzeichen der Auserwählten und als Bedingung der künftigen Seligkeit betrachteten. Diese überspannte Forderung hat von Seite der Gottesgelehrten einen heftigen Widerspruch hervorgerufen, und wie es bei solchen Streitigkeiten zu geschehen pflegt, verirrten sich Einige sogar zu der entgegengesetzten Behauptung: das Gebot, Gott von ganzem Herzen und über alles zu lieben, sey den Christen gar nicht auferlegt; denn gerade in diesem altem Gebote bestehe das unerträgliche Joch, von welchem das Evangelium uns befreit habe. Sie dachten vielleicht dabei an die beseligende Macht des Glaubens; allein sie vergaßen, daß diese Macht nur dem lebendigen Glauben eigen sey, welcher durch die Liebe wirkt. In einer Gesellschaft, in der man einmal sehr lebhaft über diese Frage stritt, befand sich ein geistvoller und be-

rühmter Mann (Boileau), der nach langem Schweigen endlich das Wort nahm. Das wird, sprach er, dereinst ein seltsamer Hergang seyn am jüngsten Tage, wenn der Herr zu den Auserwählten sagen wird: kommet, ihr Gesegneten meines Vaters, denn ihr habt mich niemals geliebt, und die Pflicht, mich zu lieben, als einen Irrthum bekämpft. Ihr Anderen hingegen, die ihr die Gläubigen zur Liebe gegen mich aufgemuntert, gehet ins Verderben. So sprach der sinnreiche Mann, und die Vertheidiger jener thörichten Meinung verstummten.

Allerdings sind es nur Mißverständnisse, die einen solchen Streit hervor rufen können. Jeder Gläubige wird einsehen, daß die Liebe zu Gott die höchste und immerwährende Aufgabe seines Lebens sey; er wird aber auch gestehen müssen, daß er die Kraft und Seligkeit dieser Liebe nur sehr selten empfinde. Allein weder auf den Schwung und die Stimmung des Gefühls kommt es an, noch auf den ungestörten Frieden eines Ruhens in Gott, was im irdischen Leben Niemanden verliehen wird. Die rechten Wahrzeichen, an welchen die Gottesliebe sich erprobt, sind die Flucht der Sünde, die treue Haltung der Gebote, die Reinheit und Gerechtigkeit des Wandels, die Gottergebung in Widerwärtigkeiten und Leiden, die Bereitwilligkeit zu jedem Opfer in allen solchen Fällen, wo es gilt, für die heilige Wahrheit einzustehen, und der Gnade Gottes nicht beraubt zu werden. Nach diesem Grundsatze hat, im dritten christlichen Jahrhunderte, der römische Krieger Marinus gehandelt, als man ihn zu einem hohen Range erheben wollte, jedoch unter der Bedingung, daß

er dem Glauben an Christum entsage. Während der Bedenkzeit, die ihm gegönnt wurde, führte ihn Theoteknos, Bischof von Cäsarea, in die Kirche, legte das Evangelienbuch auf den Altar, zeigte zuerst auf dieses hin, dann auf das Schwert, mit welchem Marinus als Krieger umgürtet war, und sprach das einfache Wort: Wähle! d. h. wähle zwischen dem Ruhme, den die Welt dir anbietet, und der Wahrheit des Heiles. Marinus besann sich nicht lange; er ergriff das Buch. Wiederum sprach Theoteknos: sei standhaft; behaupte, was Du erwählt hast, in der Kraft des Glaubens, und gehe hin in Frieden. In der That ging Marinus im Frieden hin; denn er starb den Tod eines Märtyrers. Wer wird da noch zweifeln, ob er Gott geliebt von ganzem Herzen und über Alles?

Es giebt jedoch noch einen andern Probirstein der echten Gottesliebe, dessen Probe zwar viel leichter und gefahrloser scheint, als jene des Märtyrthumes, und die dennoch selten so ausfällt, daß sie nur unverfälschtes Gold ans Licht bringt. Diese sehr zuverlässige Probe ergiebt sich aus dem Ausspruche des Herrn: »Das andere Gebot ist dem ersten gleich.« Die kräftigste und thatsächliche Bewährung der Gottesliebe ist die Liebe des Nächsten. Würde dieser Beweis nicht gefordert, wie Viele könnten dann ihrer eifrigen Gottesliebe sich rühmen! Es ist bekannt, daß der edle und liebevolle Erzbischof Fenelon einst über die Grundsätze des gottseligen Lebens ein Buch geschrieben, in welchem von der Kirche nicht alles gebilligt wurde. So wenig aber Papst Innocenz der Zwölfte mit einigen überspannten Ansichten dieses Buches ein-

verstanden war, so hatte er doch ein viel größeres Mißfallen an dem herben Eifer einiger gelehrten und hochgestellten Männer, welche auf die Verurtheilung des Buches drangen, um dem Verfasser eine Kränkung zu bereiten, und seine Demuth auf eine gefährliche Probe zu stellen. Diesen Männern schrieb der Papst die bedeutungschweren Worte: Wenn Fenelon gefehlt hat, so ist es aus einem gewissen Uebermaß der Gottesliebe geschehen; euer Fehler hingegen ist ein allzu geringes Maß der Nächstenliebe.

Mit Recht hat der heilige Augustinus eine jegliche Tugend als die Ordnung der Liebe bezeichnet. Wie diese die Kraft und lebendige Wurzel ist, welche den Willen des Menschen zur Erfüllung aller Gerechtigkeit bestimmt, so muß hingegen die lieblose Selbstsucht nothwendig zur Auflösung und Zerstörung alles Guten führen. Und wie die heilige Liebe die geistige Kette ist, welche die Engel mit den Menschen und beide mit Gott verbindet, so kann hinwiederum die Selbstsucht nichts anderes als die Trennung und den Ausschluß von dieser seligen Lebensgemeinschaft bewirken. Von wem aber geht die Liebe aus, wo nicht von Gott, der seine geistigen Geschöpfe beseligen will? Und wenn durch die Schuld der letzteren, ihr Bündniß zerrissen worden, wer vermag es wieder anzuknüpfen? Zwar ist es jedem Menschen geboten: Du sollst den Herrn deinen Gott lieben von ganzem Herzen, aus aller deiner Kraft. Allein diese geistige Kraft ist theilweise gelähmt, von der Sünde geknechtet; sie kann die Kluft der Trennung nicht aufheben, die Schuld nicht

sühnen. Zwischen dem Gebote der Gottesliebe und der Erfüllung desselben muß also ein Weg der Vermittlung angebahnt seyn, die das Gebotene zur Möglichkeit erhebt. Von dieser aber lehrt Johannes: »Darin beruht die Liebe, nicht als ob wir (unsrerseits und anfänglich) Gott geliebet hätten, sondern daß Gott zuerst uns geliebet und seinen Sohn gesendet hat, zur Versöhnung für unsre Sünden.« Denn »in solchem Maße hat Gott die Welt (d. h. die Menschen) geliebt, daß er seinen Eingebornen Sohn dargegeben, damit ein Jeglicher, der an Ihn glaubt, das ewige Leben habe.«

Dieser Glaube ist die Grundbedingung des Heiles; und ähnlich, wie Christus einmal seine Jünger gefragt: für Wen halten die Leute den Menschensohn? ähnlich fragte er auch die Pharisäer: was dünket euch von Christo? wessen Sohn ist er? Und als sie erwiederten: der Sohn Davids, legte er ihnen als Schriftkundigen, noch jene andre Frage vor, welche sie in solche Verlegenheit brachte, daß sie für dießmal ihre Sache verloren gaben und verstummten. Unsere Aufgabe ist es nun, die Antwort, die sie schuldig geblieben, nachzutragen.

3.

Wie unermeßlich der Unterschied sey zwischen dem buchstäblichen Wissen der Glaubenslehre und dem lebendigen Glauben, und wie wenig jenes fruchte, so lange es ein todtes bleibt, dieß wird uns in der auffälligsten Weise an den Schriftkundigen ersichtlich, denen die Kenntniß der wesentlichsten Grundlehren keineswegs mangelte. Das Mysterium der drei unendlichen Personen in der Einen,

untheilbaren Wesenheit war ihnen nicht fremd; weil sie die Andeutungen auf dasselbe schon im alten Bunde vorfanden. Sie unterschieden in der That von der Person des Vaters jene des schöpferischen Wortes oder Logos; denn in diesem Sinne erklärten sie den Vers: »durch Gottes Wort wurden die Himmel geschaffen,« und eben so erkannten sie in dem Ausdruck: »Gott sprach: es werde Licht,« die Schöpfung des Lichtes durch das göttliche Wort. Aus derselben Quelle kannten sie auch den, vom Vater und vom Worte ausgehenden, unendlichen Geist, den sie bald den heiligen Geist, bald die Herrlichkeit Gottes und das Licht der Glorie nannten. Es fehlte ihnen auch nicht die Kenntniß von der göttlichen Hoheit und Würde des Messias, auf dessen Zukunft, als den Grund und Schlußstein, alle Hoffnungen der Vorzeit sich erbauten, und in welchem die Fülle der Gnade und Wahrheit sich offenbaren sollte.

Nun erscheint aber die Huld und Liebe Gottes auf Erden nicht, um diese mit Feuer und Schwert zu verwüsten, sondern um die Menschen vom geistigen Tode zu erwecken und neu zu beleben. Es ist auch kein Weltreich das sie stiften will, sondern ein Gottesreich, in welchem von keinem Zwang die Rede ist, sondern von freier Unterwerfung in dankbarer Gegenliebe. Sie will weder die Herrschsucht der Stolzen, noch den Geiz, den Prunk, die Ueppigkeit fördern, sondern vielmehr die Menschen aus der Versunkenheit und Verkehrtheit aufrichten, und durch geistige Gaben heilen, damit sie im sittlichen Leben erstarken. Allein nach solchen Gütern hatten die Meister

in Israel kein Verlangen mehr. Waren die Römer, diese verhaßten Unterdrücker ihres Volkes, durch Kriegszucht und Waffengewalt die Herren der Welt geworden, so sollte, ihrer Meinung nach, diese Gewalt nunmehr in ihre Hände gelangen; und diese thörichte Hoffnung verblendete sie dergestalt, daß sie in dem Messias und Heiland, der als Sprosse des Bundesvolkes ihnen verheißen war, nur den gewaltigen Kriegshelden erwarteten, der alle Reiche der Welt bezwingen werde. Die Beweise für diese Ansicht suchten sie in den prophetischen Bildern, durch welche die Herrlichkeit des Messianischen Reiches geschildert wird; vorzüglich aber war es der 109. Psalm, auf den sie zu diesem Ende sich beriefen, und welchen deßhalb auch der Herr zu der Frage benützte, der sie beschämt und trotzig aus dem Wege gingen.

Wollen wir also das volle Verständniß dieser Frage gewinnen, so ist es billig, daß wir den eben genannten Psalm uns vergegenwärtigen, dessen Wortlaut der folgende ist: »Der Herr (Jehova) sprach zu meinem Herrn: sitze zu meiner Rechten, bis ich Deine Feinde erniedrige zum Schemel Deiner Füße. Den Szepter Deiner Macht sendet Gott aus von Sion, daß Du herrschest mitten unter Deinen Feinden. Bereit ist Dein Volk am Tage der Schlacht, im festlichen Gewande; gleich dem Thau aus dem Schooße der Morgenröthe gehen Deine jugendlichen Schaaren hervor. Der Herr hat geschworen, und nimmt es nicht zurück: ein Priester bist Du in Ewigkeit nach der Ordnung des Melchisedek. Er (der Priester und

Sieger) wird Gericht halten über die Völker; zerschmettern wird er die Häupter der großen Menge. Aus dem Gießbach am Wege wird er trinken, deßhalb wird er sein Haupt erheben.«

Schon die oberflächlichste Betrachtung dieses erhabenen Psalmes genügt, um uns zu überzeugen, daß hier weder von einem Helden im irdischen Sinne, noch von einem bloßen Menschen die Rede sey. Das Sitzen zur Rechten Gottes ist ein bildlicher Ausdruck der göttlichen Hoheit, die nur dem Sohne Gottes, und nur einer solchen Menschennatur zukommt, die in seine persönliche Lebenseinheit aufgenommen ist. Der Priester in Ewigkeit nach der Ordnung des Melchisedek ist der König der Gerechtigkeit und des Friedens, der Hohepriester der Menschheit, der die ewige Versöhnung gebracht, und der unter den Gestalten des Brodes und Weines die wesenhafte Feier seines Opfers auf Erden fortsetzt. Er hat als Menschensohn aus dem Gießbache am Wege, d. h. aus dem Strome der Leiden getrunken, und nachdem er sich selber erniedrigt und gehorsam worden bis zum Kreuzestode, ward er erhöhet über alle Himmel, und sitzet zur Rechten Gottes, bis dieser alle seine Feinde ihm unterworfen. Er zieht also nicht, gleich einem siegreichen Feldherrn und Eroberer, mit Waffengewalt auf Erden umher, sondern die Macht des Vaters kämpft für ihn, die Kraft der Gnade, die in seinen Gläubigen und Getreuen wirksam ist. Diese aber werden genannt sein freiwilliges Volk; weil sie ohne Zwang, in der Hingabe der Liebe ihm gehorchen; sie werden jugendliche

Schaaren genannt, weil sie als Kinder Gottes aus Gott geboren sind; sie gehen gleich dem Thau hervor aus dem Schooße der Morgenröthe: denn sie sind Kinder des Lichtes, und wie der Prophet sagt, durch den Thau des Lichtes aus dem Staube erweckt*). Sie streiten nicht mit dem Schwerte, sondern mit den Waffen des Glaubens, und im festlichen oder heiligen Gewande, in der Sanftmuth und Reinheit ihres priesterlichen Königs, dessen richterliche Macht und Herrlichkeit erst in seiner zweiten Ankunft allen Völkern sich offenbaren wird.

Aus diesem übersichtlichen Inhalte des prophetischen Psalmes erkennen wir nun den ganzen Sinn der Frage, die der Herr seinen Widersachern entgegen hielt, und die eigentlich eine Rüge ihrer verweltlichten Gesinnung war. Ihr nennt den Messias einen Sohn Davids, einen Sprossen des alten Königsstammes, und dieß ist alles, was ihr von seinem Ursprung aussagt. Sofern er aber nicht mehr ist, als ein Irdischer, wie kommt es, daß David diesen seinen Sohn seinen Herrn und Gebieter nennt, der zur Rechten des Vaters thronend an der göttlichen Weltregierung Theil nimmt, und zugleich den Versöhner und Tilger der Schuld, den Hohenpriester in Ewigkeit, den Erlöser und Richter? — Die Pharisäer fanden es nicht rathsam, diesen Fragen Rede zu stehen, weil sie auf das eigentliche Wesen der Erlösung, und die wahrhaften Güter des Heiles nicht eingehen wollten. Werden aber Wir gefragt: Was lehrt euch der Glaube

*) Isai. 26, 19.

von Christo? wessen Sohn ist er? so erwiedern wir freudig: er ist als Sohn Davids wahrer und vollkommener Mensch, in allem uns ähnlich, mit Ausnahme der Sünde, aber zugleich auch wesenhafter Gottessohn als das ewige Wort. Er ist der himmlische Mensch, weil seine Menschennatur einzig in der Person des göttlichen Wortes ruht; und weil er in neuer und übernatürlicher Weise in unsere irdische Welt eingetreten, als Sohn der Jungfrau, als wunderbarer Sohn einer wunderbaren Mutter.

Da wir nun heute das Namensfest dieser Wunderbaren feiern, so wenden wir schließlich die Frage um, indem wir sagen: Was dünket euch von Maria, wessen Mutter ist sie? Und wir werden antworten: die Mutter Desjenigen, der das Leben der Gnade gebracht, der vollkommener Gott und vollkommener Mensch in Einer Person ist, und folglich die Gottesgebärerin, die Mutter Gottes. Die nämliche Jungfrau, sagt Gregor der Große, welche die Magd des Herrn, ist auch seine Mutter; sie ist nicht Mutter des Einen und Magd des Andern. Ihr Sohn und ihr Gott sind persönlich Eins. Und obgleich kein anderer Name unter dem Himmel gegeben ist, der uns zu beseligen vermag, als der Name Jesu, so wird uns doch unter allen übrigen Namen keiner so erhaben und erfreulich erscheinen als jener der allerseligsten Jungfrau. Der Dienst der Ehrfurcht, den wir ihr weihen, bleibt freilich ein todter und fruchtloser, wenn er nicht vom Streben nach aufrichtiger Gottesliebe begleitet wird. Dieß aber ist gewiß, daß Maria mit himmlischer

Mutterliebe allen Menschen sich zuneigt, und nichts sehnlicher wünscht, als Alle in das Reich des Lebens, zur Theilnahme an der Herrlichkeit ihres Sohnes zu lenken. Darum rufen wir zu ihr: Glückselig bist Du, o heilige Jungfrau, und überaus ruhmwürdig; denn aus Dir ist das Leben geboren, die Sonne der Gerechtigkeit, Christus unser Gott. Bitte für das gläubige Volk, sey eine Schirmerin der Bedrängten, eine Führerin der Verirrten; mögen Alle Deines Beistandes froh werden, die Deinen herrlichen Namen verehren, und auf Deine mütterliche Liebe vertrauen! —

## II.

# Am siebenzehnten Sonntage nach Pfingsten.

»In diesen beiden Geboten besteht das ganze Gesetz.«
(Matth. 22, 40).

---

### Eingang.

Unter die geheimnißvollen und vorbildlichen Begebenheiten der heiligen Geschichte gehört der Kampf, den der Patriarch Jakob zu bestehen hatte, da er auf der Rückkehr nach Palästina sich befand. Als er eines Abends die Seinigen sammt den Heerden über den Fluß voraus gesendet, und einsam am Ufer verweilte, ergriff ihn ein Gewaltiger aus einer höhern Weltordnung, mit welchem er rang und kämpfte bis zum Morgen. Und da jener sah, daß er ihn nicht überwinden konnte, berührte er ihn an der Hüfte so, daß Jakob von der Zeit an lahm wurde und hinkte. So räthselhaft diese Begebenheit, so ist doch Eine Bedeutung derselben in der Geschichte des Volkes Israel klar geworden. Die ganze Nacht hindurch, nämlich so lange die Finsterniß des Heidenthums herrschte, war dieses Volk vom Engel Jehova's, eigentlich von der Person des ewigen Wortes ergriffen und gehalten; doch

immerfort setzte es seinen hartnäckigen Widerstand entgegen, und indem es dem wahrhaften, unsichtbaren Gotte diente, zugleich aber stets zum Götzendienste und Abfall sich hinneigte, hinkte es fast immer nach beiden Seiten.

Diese Untreue, die schon durch Elias und alle folgenden Propheten auf's nachdrücklichste gerügt worden, zeigte sich in ihrer ganzen Abscheulichkeit, als die Fülle der Zeiten gekommen, und der verheißene Erlöser, der Eingeborne des Vaters, voll der Gnade und Wahrheit in der Mitte des Volkes erschien, um es aus der Nacht der Sünde und des Irrthums zum neuen Leben zu erwecken. Hier kam es am entschiedensten zum Vorschein, wie lahm die Führer und Lehrer desselben geworden, und wie sehr sie im sittlichen Wandel hinkten. Zwar hatten sie den Götzendienst gänzlich abgeschafft, und rühmten sich ihrer Treue und Liebe zu dem Einen und einzigen wahren Gotte; allein sie achteten wenig oder gar nicht auf die Erfüllung seines heiligen Willens. Zwar kannten sie, dem Buchstaben nach, das Gebot der Nächstenliebe; in Wahrheit aber haßten sie alle übrigen Völker, und mochten ihnen keine Theilnahme gönnen an der göttlichen Segnung. Sie hofften allerdings mit großer Zuversicht auf die Zukunft des Messias; allein, als derselbe in demuthvoller Herrlichkeit unter ihnen wandelte, verfolgten sie ihn mit unversöhnlichem Hasse. Darum war auch ihre Frage: welches von allen Geboten das größte sey, nichts anderes als ein heimtückischer Angriff, der darauf abzielte, ihn zu einer unerhörten und verfänglichen Ant-

wort zu verleiten. Allein der Herr wies auf die beiden Gebote hin, in welchen das ganze Gesetz sammt der Prophezie seinen wesentlichen Inhalt findet, und gab ihnen zu verstehen, daß sie weder das eine noch das andere hielten, weil sie nur das eine Gebot: das der Gottesliebe, beobachten wollten, ohne sich um das andere, nämlich um die Nächstenliebe, im Mindesten zu kümmern. Je gefährlicher jedoch dieser Irrthum, und je bösartiger die Verkehrtheit, die daraus hervorgeht, desto sorgfältiger müssen wir vor dem nämlichen Fehler auf der Hut seyn, um nicht ebenfalls im Dienste Gottes lahm zu erscheinen. Wir werden nur dann, ohne zu hinken, den Weg der Gerechtigkeit wandeln, wenn wir diese Liebe zu Gott nicht einseitig verstehen, und wenn wir diese Liebe nicht einseitig üben. Und dieß sind die beiden Aufgaben, denen wir unsre Betrachtung zuwenden. —

1.

In keinem Gebiete sind wir Sterblichen erfinderischer, als in der Kunst der Selbsttäuschung, und zwar am meisten bei solchen Anlässen, in denen die Aufgabe unsrer höchsten und ewigen Bestimmung von den Begehrungen des Eigenwillens und der Selbstsucht durchkreuzt wird. Da der Eine und Einzige Gott der Vater Aller ist, so haben Alle das Eine und gemeinsame Ziel; und damit sie dieses erreichen, ist ihnen das Eine, höchste, untheilbare und gemeinsame Gesetz gegeben, Gott zu lieben, und seinem Willen zu gehorchen. Dieses Gesetz aber vermögen sie nicht zu bewahren, wenn sie einander wechselseitig hassen, und so aus der Eintracht fallen, zu der

das gemeinsame Ziel sie verbinden soll. Aber dieß höchste Gesetz konnte nicht das einzige bleiben. Denn nachdem einmal der Mensch seine Bestimmung verläugnet und von der göttlichen Liebe sich losgerissen hatte, ward durch die Folgen der Sünde die Einheit seines Lebens gebrochen, und er selbst durch die Mächte der Sinnlichkeit und des Irrwahns so vielfältig zum Bösen verleitet, daß eine größere Zahl von gesetzlichen Vorschriften und Verboten nöthig wurde, um ihn von diesen Abwegen zurück zu halten.

Alle diese verschiedenen Gebote hätten zwar ihren Grund und ihre Einheit in dem wesentlichen und höchsten Gesetze der Gottesliebe. Allein anstatt vor allem dieses Eine und Wichtigste festzuhalten, folgen die Menschen am willigsten den Forderungen ihrer Eigenliebe und Leidenschaft, und suchen ihr Gewissen dadurch zu beschwichtigen, daß sie mancherlei ganz äußerliche Vorschriften und Gebräuche um so sorgfältiger beobachten, je mehr sie in der Hauptsache sich treulos fühlen. Wurden dann diese Satzungen, im Verlaufe der Zeit, aufs kleinlichste zersplittert und vervielfältigt, so konnte es nicht ausbleiben, daß man sie mitsammen in Vergleichung setzte, und in solche, die leichter und schwerer zu halten sind, von einander unterschied. Weil jedoch die äußerlichen Satzungen, Beobachtungen und Gebräuche mehr ins Auge fallen, und einige körperliche Bemühung oder Gewöhnung fordern, so kommt es letztlich dahin, daß sie als das Schwerste und Wichtigste in Ehren gehalten werden, während man das wirklich Schwere, nämlich die Reinheit der Gesinnung und des Wandels, die Selbstüberwindung, die

Sanftmuth, die Demuth des Herzens, als ob gerade dieses das Leichteste und Unbedeutenste wäre, gering schätzt und vernachlässigt.

Zur Zeit, da Christus auf Erden wandelte, hatte das Mosaische Gesetz noch seine volle Geltung; und da es außer den wesentlichen und ewigen Geboten auch vielerlei bloß vorbildliche Gebräuche vorschrieb, so mahnte er mit den Worten: »das eine soll man thun, das andere nicht lassen,« an die Pflicht, bei der sorgfältigen Beobachtung des Aeußerlichen auch das Innere und Wesentliche nicht zu verabsäumen. Allein die Sache der Gleißner war es eben, nur das Eine, an sich Leichtere, zu thun, und es deßhalb möglichst zu erschweren, um in diesen äußerlichen Werken ihre Scheingerechtigkeit zur Schau zu tragen. Sie hatten es daher mit der Zersplitterung der Gebote so weit getrieben, daß sie nicht weniger als zweihundert und achtzehn Vorschriften oder Satzungen, und dreihundert fünf und sechzig Verbote zählten. Und eben aus dieser Unzahl wird ihre Frage erklärlich: welches Gebot unter allen das größte sey. In der That, wo findet sich ein Sterblicher, der alle diese Vorschriften stets im Gedächtniß behalten könnte? In welche Ketten und Bande ward durch sie das Erdenleben eingezwängt, von welchen Steinen des Anstoßes jeder Schritt bedroht, und bei wie vielen Anläßen das Gewissen der Menschen nutzlos beängstigt! Die Folge davon war nothwendig diese, daß allmählich auch die Besseren das Geringe vom Großen, das Unbedeutende vom Wichtigsten nimmer zu unterscheiden wußten, bis sie endlich sich daran

gewöhnten, Mücken zu seigen, während sie Kamele verschluckten.

Ueber diesen sechshundert Satzungen und Verboten, welche, insofern sie von Menschen erfunden, oder bloß für knechtische Seelen bestimmt waren, von Christus selber als unerträgliche Lasten bezeichnet wurden, schwebt hoch und licht wie die Sonne das Eine Gebot, das den Zweck und das Wesen aller übrigen in sich begreift: Du sollst den Herrn deinen Gott lieben von ganzem Herzen. Ist es leicht oder schwer? Liegt es im Bereiche der menschlichen Kräfte, oder weit über denselben? Es giebt Leute genug, denen es als ein sehr leichtes erscheint. In glücklichen Stunden, in milder Frühlingsluft, bei heiterer Stimmung und behaglichem Genusse ist ihnen nichts willkommener, als das berühmte Wort des Apostels: Gott ist die Liebe. Weil sie jedoch von der Gerechtigkeit und Willensheiligkeit Gottes nichts hören wollen, und daher die wahre Bedeutung jenes Satzes nicht verstehen, so pflegen sie ihn umzuwenden und zu sagen: Die Liebe ist Gott. Mit dieser frevelhaften Umdeutung aber gerathen sie schon auf die Abwege der Naturvergötterung und der empfindsamen Schwärmerei, und huldigen, anstatt Gott zu dienen, lediglich den Begehrungen ihrer eigenen Sinnlichkeit.

Der Leichtfertigkeit dieser Ansicht steht schon die strenge Form entgegen, in welcher das Gebot abgefaßt ist. Wenn uns gesagt wird: du sollst den Herrn, deinen Gott lieben von ganzem Herzen, aus ganzer Seele, mit aller Kraft des Willens, so läßt sich das ohne Zweifel nicht so

ausdeuten, daß wir in bloßen Gefühlen und Gemüthsstimmungen uns ergehen, sondern daß unser ganzes Denken, Bestreben und Handeln stets die Eine Richtung einhalte, und zu dem Einen Ziele, nämlich zum Willen und Wohlgefallen Gottes, sich erhebe. Die Frage ist also nur: ob wir dazu die Kraft und Befähigung besitzen? Wir lesen zwar im Psalme den Wunsch: »wer giebt mir Flügel, gleich jenen der Taube, daß ich mich aufschwinge und ruhe in Gott?« Allein in diesem Wunsche ist zugleich schon das Gefühl der Schwere und Gebundenheit ausgedrückt, die uns an die Erde fesselt. Von diesem Gefühle verleitet, haben Diejenigen, die den Menschen einzig nur in seinem sündhaften und gesunkenen Zustande betrachten, und jede geistige Kraft ihm ableugnen, die Befolgung des höchsten Gebotes für unmöglich erklärt; ja, Einer von diesen hat sogar behauptet: mit dem Gebote: Gott zu lieben, habe es ungefähr dieselbe Bewandtniß, als wenn uns befohlen würde, über den Kaukasus zu fliegen.

Wie falsch jedoch diese Meinung, und wie unstatthaft ein solches Gleichniß sey, das wird schon aus den Worten ersichtlich, die der Sendbote des alten Bundes zu seinem Volke gesprochen. »Das Gebot, das ich heute dir kund gemacht, ist nicht über dir, noch in weiter Ferne und in himmlischen Höhen, so daß du etwa sagen könntest: wer von uns vermag gen Himmel aufzusteigen und es herab zu holen? Auch liegt es nicht jenseits des Meeres, daß du zur Ausrede Grund hättest: wer kann das Weltmeer durchschiffen, um es herüber zu bringen? Viel-

mehr ganz nahe bei dir ist das Wort; in deinem Munde, in deinem Herzen.« Die Befolgung des höchsten aller Gebote ist also für's erste nothwendig und unumgänglich, weil wir unsere wahre Bestimmung und die Fülle des seligen Lebens nicht erreichen können, es sey dann in der Einigung mit Gott. Die Erfüllung dieses Gebotes muß daher auch möglich seyn, weil es widrigenfalls uns nicht auferlegt werden konnte. Wiederum aber, und zwar nach Einer Seite hin, ist diese Erfüllung unmöglich, und über unsere Kräfte, weil der gefallene, in Irrthum und Verkehrtheit befangene Mensch unfähig ist, aus selbsteigenem Antriebe und mit eigener Kraft sich wieder zur göttlichen Huld und Wahrheit zu erheben.

Es bleibt also ein Widerspruch zwischen dem, was wir sollen und was wir können, und für diesen giebt es nur eine einzige Lösung, die in dem Werke der Erlösung uns dargeboten wird. Und darin eben zeigten sich die Meister in Israel dem Geiste nach lahm und hinkend, daß sie immer nur vom Gesetze redeten, und der Erfüllung desselben sich rühmten, ohne an den Segen der Verheißung, an die Gnade der Erlösung zu denken, auf die es hinzeigt, und die erst das gerechte Leben ermöglicht.

Aber nicht minder lahm, in der Erk nntniß wie im sittlichen Wandel, sind auch wir Christen, wenn wir zwar, wie es oft geschieht, von der Liebe des ewigen Vaters zu uns, so wie von unserer Gegenliebe mit süßen Worten reden, dabei aber des Einen und einzigen Mittlers nicht gedenken, durch dessen Gnade die Erfüllung der Gebote nicht bloß möglich, sondern auch leicht

geworden. Wer Ihn nicht kennt, Ihm nicht von ganzem Herzen glaubt und vertraut, der kennt die Liebe des Vaters nicht, und die Gottesliebe, die er zu üben vorgiebt, ist entweder Heuchelei oder Täuschung.

»Was dünket euch von Christo, wessen Sohn ist er?« Wäre er sonst nichts, als der bloße Menschensohn, ein Abkömmling Adams, wenn auch in der Unschuld und Reinheit, die diesem ursprünglich eigen gewesen, so könnte er der Mittler nicht seyn, in welchem die göttliche Macht und Liebe uns heimgesucht hat, um ein neues Leben in die Menschenwelt zu pflanzen. Wäre er hingegen bloß der Gottessohn, des Vaters ewiges Wort, so würde er uns nicht angehören, und könnte weder mit dem Verdienste seines Gehorsams als Mittler und Versöhner für uns einstehen, noch der Meister und das Vorbild unseres Wandels seyn. Da er aber beides ist, Gottessohn und Menschensohn in Einer und derselben untheilbaren Person, der Gesetzgeber und zugleich der Quell aller Kraft und Gnade, so hat er das volle Recht, zu sagen: ohne Mich vermögt ihr nichts zu wirken, was Früchte des ewigen Lebens bringt, mit Mir aber und durch Mich alles; wer bei Mir Hülfe sucht, und wen Ich erquicke, der wird Mir freudig gehorchen; das Joch, das Ich ihm auferlege, wird er süß finden und meine Bürde leicht. So bezeugt es auch sein Jünger Johannes: »Darin besteht die Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote halten, und seine Gebote sind nicht schwer.« Es sind ja nimmer die sechshundert Satzungen der alten, bloß vorbildlichen Ordnung, sondern die ewigen sittlichen Gesetze, deren Fülle und

Vollendung die heilige Liebe ist. Und wenn an diese noch mancherlei andere Vorschriften und Gebote sich anreihen, so sind es doch nur lauter solche, die auf die innere Ordnung des Gottesreiches oder der Kirche, auf ihre Gebete, Opfer und Gnadenmittel, und folglich auf ihre ganze Wirksamkeit sich beziehen, und die insgesammt darauf abzielen, daß wir Gott dienen im Gehorsam der Liebe, aus reinem Herzen, gutem Gewissen, und ungeheucheltem Glauben.*) Damit ist aber schon angedeutet, wie sehr es darauf ankomme, daß wir das Gebot der heiligen Liebe richtig auffassen und verstehen, und es auch im Werke und Wandel nicht bloß theilweise und einseitig, sondern vollständig üben.

2.

»Eine Weisheit, die verborgen bleibt, ein Schatz, der nicht zum Vorschein kommt: was für ein Nutzen ist an beiden?«**) Diese Frage, die sich von selbst beantwortet, und die unter den weisen Sinnsprüchen der heiligen Schrift sich findet, ist gar sehr unserer Beherzigung werth. Die göttliche Weisheit des Evangeliums ist ein Schatz von unendlichem Werthe für das irdische und himmlische Leben. Wenn aber diese Weisheit im Buchstaben des Evangeliums verborgen und gebunden bleibt, wenn der unerschöpfliche Reichthum der göttlichen Liebe entweder nicht erkannt oder nicht benützt wird, was können beide dann fruchten? Die himmlische Weisheit, die in den Evangelien gelehrt wird, ist für das Leben be-

---

*) 1. Tim. 1, 5. — **) Eccl. 20, 32.

stimmt, und soll in unserm Wandel zum Vorschein kommen; die Kraft und Ausdauer, die dazu erfordert wird, will die ewige Liebe durch die Einwirkung ihrer Gnade uns mittheilen; allein wie beginnen wir es, um uns im Besitze derselben zu befestigen?

Alles, was man lebendig erlernen und sich aneignen soll, erwirbt man einzig durch fortgesetzte Uebung. Gilt dieses von jeder irdischen Kenntniß oder Kunst, so doch in weit höherm Maße von der Wissenschaft des Gottgefälligen Lebens, dessen Kraft und Wesen die Liebe ist. Nun fehlt es auch jetzt noch an solchen Gläubigen nicht, die mit der Uebung der Gottesliebe sich beschäftigen, und zwar mit Herz und Mund, nämlich im innerlichen und mündlichen Gebete. Gewinnen sie viel dadurch oder wenig? hilft ihnen ihr Gebet zu einem reichen Erwerbe geistiger Kraft, oder bleiben sie, anstatt vorwärts zu kommen, in der alten Dürftigkeit?

Wir wollen uns, um darüber Auskunft zu erlangen, an eine erleuchtete Lehrerin wenden, die in diesem Gebiete viel erfahren hat: an die heilige Theresia; und da finden wir in ihren Schriften ein ganz eigenthümliches Bekenntniß. »Es nützt mir gar wenig, sagt sie, daß ich vom Umgange mit den Menschen mich zurückziehe, nur mich einsam in der Liebe Gottes zu üben, und Ihm die sorgfältigste Treue anzugeloben, wenn ich dann wieder, nach vollendetem Gebete, gelegentlich alles Andere thue, nur nicht, was ich Gott verheißen habe!« — So wäre also das Gebet eine fruchtlose Bemühung, die man ohne Schaden unterlassen dürfte? Oder kann die Heilige es so

gemeint haben? Keineswegs. Denn sie versäumt nicht, ihre Rede zu verbessern, indem sie hinzusetzt: »Ich habe mich nicht ganz richtig ausgedrückt. Denn in der That ist jeder Augenblick, in welchem wir vor Gott verweilen, zu unserem Heile; und auch unsere guten Vorsätze nützen viel, obschon wir in der Ausführung derselben nicht selten fahrlässig und schwach sind. Sie fruchten nur insofern wenig, als ihr Nutzen ohne Vergleich größer und reicher wäre, wenn wir diesen Vorsätzen getreu blieben.

Die Uebung der Liebe zu Gott, die mittelst des Gebetes geschieht, ist also jederzeit nützlich, sofern nur dieß Gebet selber nicht ein einseitiges und mangelhaftes ist, das der guten Vorsätze ermangelt, oder sonst eine falsche Richtung nimmt. Blicken wir auf die zweideutige Frömmigkeit der alten Pharisäer zurück, so finden wir bei ihnen eine Lehre, die zu sehr bedenklichen Anwendungen verleiten kann. Sie behaupteten nämlich, daß in jedem Menschen ursprünglich zwei Triebe wohnen: ein guter und ein böser. War dann vom größten aller Gebote die Rede, so fügten sie die seltsame Erklärung hinzu: Du sollst den Herrn deinen Gott lieben von ganzem Herzen, d. h. mit dem guten Triebe, und von ganzer Seele, d. h. auch mit dem bösen Triebe. Manche gestanden wohl ein, daß diese Forderung widersinnig sey, und Einer aus ihnen, der Gesetzeslehrer Alexander, hat deßhalb die Vorschrift eines Gebetes verfaßt, welches wörtlich so lautet: »Herr der Welt, du weißt es, und es ist offenbar vor Dir, daß wir gern bereit wären, deinem Willen zu gehorchen.

Zwei Dinge jedoch sind es, die uns daran hindern: der Sauerteig und die irdische Dienstbarkeit. Möge es also dein Wohlgefallen seyn, uns von ihrer Macht zu erretten, und dann werden wir uns beeifern, dein Gesetz von ganzem Herzen zu erfüllen.«

Da eine ähnliche Art des Gebetes auch unter uns nicht selten vorkömmt, so wird es keine verlorne Mühe seyn, wenn wir nach dem Sinne dieser Ausdrücke forschen. Was zuerst den Sauerteig anbelangt, so hat auch der Herr dieses Wort gebraucht, indem er sprach: hütet euch vor dem Sauerteige der Pharisäer, der die Heuchelei ist. Er nannte dieses Laster einen Sauerteig, weil Lüge und Trug der Gährungsstoff war, der ihr ganzes Leben mit der Fäulniß durchdrang und verdarb. Sie selbst aber verstanden darunter den bösen Trieb, d. h. den blinden Naturwillen der Sinnlichkeit, von dem sie sich gebunden und beherrscht fühlten. Und dennoch war diese Dienstbarkeit oder Knechtschaft keineswegs diejenige, von der sie erlöset zu werden wünschten, sondern sie dachten dabei nur an das harte Joch, das die Römer ihnen auflegten, und aus diesem Grunde war es nur der Sohn Davids, der königliche Sieger und Herrscher, dem sie, als einem rein irdischen Messias, entgegen harrten.

So war die Gesinnung der alten Pharisäer beschaffen; und da sie längst ihr Urtheil empfangen, so brauchte man nimmer von ihnen zu reden, wären nicht unter den Christen nur allzu Viele, die noch immer eine ähnliche Sprache führen. Nichts würde sie abhalten, ihre innige Gottesliebe in Wort und Wandel zu

bewähren, stünden ihnen nicht jene zwei Hindernisse im Wege, zu denen überdieß noch ein drittes sich gesellt. Vor allem heben sie das Uebel hervor, das die Pharisäer den bösen Trieb genannt haben: die Uebermacht ihrer Leidenschaften und sinnlichen Neigungen, ihr Temperament, ihren angebornen Jähzorn u. dgl., wobei sie jedoch vergessen, daß die Selbstüberwindung ihnen zur Pflicht gemacht, und durch die Gnade ermöglicht worden. Fürs zweite berufen sie sich auf ihre irdische Dienstbarkeit, d. h. auf die Nothwendigkeit, ihr Brod zu erwerben; auf ihr Geschäft und Tageswerk, das ihnen zur Versammlung des Geistes keinen freien Augenblick vergönnt; auf ihr Verhältniß, ihre Beziehungen zu den Menschen, von denen sie abhangen, und deren Gunst sie nicht verscherzen dürfen; auf die herrschende Meinung der Welt, der sie nicht zu widersprechen den Muth haben, und auf gar vieles andere, wie es in der Parabel von den geladenen Gästen geschildert wird, die ihr Ausbleiben zu entschuldigen suchen.

Nicht Wenige von diesen letztern wären vielleicht geneigt, der Einladung zu folgen, wenn nicht unter den Geladenen auch solche Leute sich befänden, denen sie gram sind, und deren Gesellschaft ihnen unleidlich scheint. Und darin eben liegt das dritte Hinderniß, durch welches die Uebung der rechten Gottesliebe in ihnen gehemmt wird. Je liebloser ihr eigenes Herz, je unversöhnlicher sie selbst, desto bitterer ihre Klage über das gehässige oder widerwärtige Benehmen anderer Menschen, von denen sie beunruhigt, gequält, verfolgt, um den innern Frieden

gebracht werden, deren Launen sie nicht ertragen, denen sie nicht verzeihen können. Sie möchten wohl Gott lieben über alles, ohne jedoch einen einzigen Schritt zu thun, wie das Gebot der Nächstenliebe ihn fordert; und da dieses Gebot dem ersten gleich geachtet wird, so bleibt ihr sittlicher Lebensgang ein hinkender, indem sie nur mit Einem Fuße fortschreiten, den andern hingegen, jenen der Nächstenliebe, nicht anstrengen wollen.

Es gibt sehr sinnreiche Werkzeuge, mittelst deren die Federkraft, die Wärme, oder die Feuchtigkeit der Luft, der Weingehalt einer gegohrenen Flüssigkeit, die metallischen Stoffe eines Erzes erforscht werden. Wollen wir aber erproben, zu welcher Kraft die Gottesliebe in unserem Herzen gediehen, so wird sich dieses am sichersten an dem Maße unserer Nächstenliebe ergeben, welche vom heiligen Laurentius Justinianus mit Recht die geistige Wage der Gottesliebe genannt wird. Denn wo diese in Wahrheit waltet, da wird sie auch den Nächsten umfassen, in welchem sie die Ebenbildlichkeit Gottes und die erhabene Bestimmung anerkennt und ehrt. Darum ist das zweite Gebot dem ersten gleich, ja eins mit demselben, da die Eine heilige Liebe zugleich nach beiden Richtungen sich entfaltet. In diesem zweiten sind daher auch, wie der Apostel zeigt, alle übrigen Gebote beschlossen, und würde es die Herrschaft führen, so könnte kein Laster, kein Unrecht, kein Groll mehr aufkommen. Denn »die Liebe des Nächsten wirket nichts Böses.«

Allerdings ist die Uebung dieser Liebe nicht leicht, da nur allzu oft unser Gefühl dagegen sich sträubt und

auflehnt. Die Zahl derjenigen, die uns liebenswürdig oder doch erträglich scheinen, ist jedenfalls geringer als die der Uebrigen, deren Begegnung für uns etwas Abstoßendes oder Widerwärtiges hat, selbst wenn sie nicht absichtlich uns beleidigen. Wie sollen wir es über uns bringen, solchen Menschen ein aufrichtiges Wohlwollen zuzuwenden? Um dieß zu lernen, müssen wir beherzigen, wie es um uns selber und unsre Selbstliebe stehe. Es ist Niemand unter uns, der sich nicht etwas vorzuwerfen hätte, und Keiner ist sich selber ganz und gar nach Wunsch und Wohlgefallen. Der Eine weiß, daß er häßlich, unförmlich, unbeholfen, krank, sich selbst und Anderen lästig sey. Der Andre ist sich seiner schwermüthigen und trüben Gemüthsart, seiner wetterwendischen und mürrischen Launen, seines Jähzorns oder sonst eines schlimmen Fehlers bewußt. Bei allem dem unterläßt doch kein Mensch, sich selber zu lieben, und ebenso wenig gibt er den Anspruch und die Forderung auf, von Anderen, oder doch von Einigen, geliebt zu werden. Das nämliche Recht nun, welches wir für Uns in Anspruch nehmen, haben an uns auch die Anderen. Das Gebot der Liebe trifft daher mit dem Gesetze der Gerechtigkeit zusammen, oder nimmt vielmehr dasselbe in sich auf. Denn, wie schon ein heidnischer Weltweiser (Cicero) bemerkt hat: »wenn die Menschen einander Freunde wären, so bedürfte es keiner Handhabung der Gerechtigkeit mehr.« Nun sind ja, im Lichte des Christenthums, die Menschen mehr als Freunde, sie sind Brüder oder Geschwister. Christus in Allen, die an Ihn glauben, und

Alle in Christo. Wie schmählich ist es daher, daß unter den Bekennern der Einen beseligenden Wahrheit und Hoffnung die alte fleischliche Zwietracht wüthet!

Im großen Amphitheater zu Rom, im Zeitalter des noch nicht überwundenen Heidenthums, wurden die Zuschauer einstmals durch ein seltsames Ereigniß überrascht und gestört. Es befand sich nämlich in ihrer Mitte ein Christ, Namens Telemachos, ein überaus frommer, aber ebenso schlichter, ja einfältiger Mann, der solchen blutigen und empörenden Schaustellungen noch niemals zugesehen, und der nicht einmal wußte, daß sie der müßigen Menge bloß zur Zeitkürzung dienen sollten. Als er nun die Gladiatoren auftreten sah, die im Faustkampfe und im Ringen einander tödtliche Wunden beibrachten, sprang er plötzlich, als wäre er vom Wahnsinn ergriffen, in die Arena herab, eilte mitten zwischen die Kämpfer, riß sie auseinander, umarmte sie und rief mit lauter Stimme: Brüder, was beginnt ihr da? warum so ergrimmt? was ist es, das euch gegen einander zu solcher Wuth entflammt? — So sprach der biedere Mann zu den Heiden, und seine kindlich einfältige Herzlichkeit ward ihm übel genug vergolten. Könnte er heute oder morgen wieder den Schauplatz des Erdenlebens besuchen, und alle die mörderischen Kämpfe beobachten, die zwischen den Christen, auch die Besseren nicht ausgenommen, mit der Zunge, mit der Feder, mit Ränken, Verläumdung und Schmähung, mit schonungsloser Rachsucht und Parteiwuth geführt werden, und zwar nicht als Spiel, zur Unterhaltung einer rohen Menge, sondern im bittern

Ernste: was würde er da erst empfinden, und wo sollte er anfangen oder enden, wollte er überall dazwischen treten und rufen: Brüder, was thut ihr? Anstatt seines Zurufes aber wollen wir von der Stimme des Apostels uns ermahnen und belehren lassen, die durch alle christlichen Zeitalter ertönt: »Erhebet die erschlafften Hände, und richtet auf die wankenden Kniee (fasset den rechten christlichen Muth) und wandert gerade Schritte mit euren Füßen (indem ihr beide Gebote der Liebe bewahrt), damit keiner hinke und (vom Wege des Evangeliums) abgleite, sondern vielmehr von seiner Glaubensschwäche geheilt werde. Strebet nach dem Frieden mit Allen, und nach der Heiligung, ohne welche Niemand Gott schauen wird. Sehet wohl zu, daß Keiner der Huld Gottes sich entziehe, sondern lasset uns festhalten an der Gnade, damit wir in heiliger Ehrfurcht das göttliche Wohlgefallen erwerben!« *)

*) Hebr. 12, 13, 28.

III.

# Am achtzehnten Sonntage nach Pfingsten.

»Habe Vertrauen, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben.«
(Matth. 9, 2.)

---

## Eingang.

»Wie Wolken und Sturmwind, welche dennoch keinen Regen bringen, eben so ein ruhmrediger Mann, der seine Verheißungen nicht erfüllt.« *) Dieser Sinnspruch des Weisen findet nur allzu häufig seine Anwendung. Wie oft steigen dunkle Wolken über dem Gesichtskreise herauf, senken sich dann, als wären sie regenschwer, zur Erde, und ziehen dennoch, vom Winde gejagt, bald wieder vorüber! Solchen Gewölken werden die Reden verglichen, die, so prunkend sie auch seyn mögen, am Ende doch als leere, gehaltlose Worte sich ausweisen; daher schon den schweigsamen Pythagoräern die Vorsicht gegeben wurde: lieber großes zu thun, als großes zu versprechen. Blicken wir nun auf den Hauptinhalt unseres Evangeliums, so finden wir darin drei große Aussprüche,

---

*) Sprichw. 24, 14.

die aber nicht leere Worte und Verheißungen blieben, sondern theils das Verborgene enthüllten, theils durch überirdische Macht wirksam, und von unmittelbarem Erfolge begleitet waren. Zu dem Gichtbrüchigen und an allen Gliedern Gelähmten, der auf seinem Bettlein vom Dache herab ins Haus gebracht worden, sprach der Herr: deine Sünden sind dir vergeben; und schon während er dieß sprach, war es keine Verheißung mehr, sondern eine Thatsache. Die hämischen Beobachter, die lauernd umher standen, fragte er warnend: was denket ihr Arges in euren Herzen? denn was in ihrem Innern vorging, lag offen vor seinem Geiste. Wiederum gebot er dem Siechen: stehe auf, nimm dein Bettlein, und wandle. Und siehe, augenblicklich vollführte dieser, was ihm befohlen worden.

Sehen wir uns diese drei Worte des Herrn näher an, so offenbarte er sich im ersten sowie im zweiten als den Herrn und Gebieter der geistigen Welt, im dritten hingegen als den Beherrscher der Sinnenwelt oder der körperlichen Natur. Es ist demnach eine dreifache Erweisung seiner Herrlichkeit, die hier uns entgegen tritt, und wenn nun die Frage sich erhebt: welche von diesen dreien als die höchste oder vorzüglichste zu erachten sey? so werden wir unbedenklich erwiedern: diejenige, die am wenigsten ins Auge fällt, nämlich die Vergebung der Sünde. Denn zwar ist es, weil dieser Vorgang ein innerlicher, den Sinnen verborgener bleibt, allerdings leichter zu *sagen*: deine Sünden sind verziehen, als: steh' auf und wandle, weil es hier um einen Erfolg sich handelt,

der vor den Augen der Menschen zu Stande kommt. Dennoch bleibt es ein unvergleichlich größeres Werk, den geistig sittlichen Zustand des Menschen, ohne Umgehung oder Verletzung seiner Willensfreiheit umzuwandeln, als ihn von einem körperlichen Uebel zu heilen. Auch hat ja Christus selbst, seinen Feinden gegenüber, diese Wohlthat der leiblichen Heilung bloß als etwas Untergeordnetes, nämlich als Zeichen und Erweis dafür aufgestellt, daß ihm die Macht verliehen sey, die Sünde zu vergeben.

Wir wollen sonach bei jenem innerlichen, verborgenen Vorgange verweilen, welchem die andere, äußerliche oder sinnfällige Thatsache nur zum Beweise und Belege gedient. Als Jesus ihren Glauben sah, nämlich den Glauben des Kranken sowohl als derjenigen, die ihn hergetragen, sprach er zu dem erstern: habe Vertrauen, mein Sohn; deine Sünden sind dir vergeben. Die Macht der Sündenvergebung, die der Herr hier geoffenbart, sodann der Glaube und das Vertrauen Jener, an welchen diese Macht sich wirksam erzeigt: dieß sind die beiden Gegenstände, welche die Aufgabe unsrer Betrachtung bilden. —

## 1.

Nur zwei Fälle sind in den Evangelien verzeichnet, in welchen der Herr die Vergebung der Sünde, die er sonst nur mittelbar anzudeuten pflegte, mit ausdrücklichen Worten angekündet hat. Einmal redete er so zu dem Gichtbrüchigen, von dem unser heutiges Evangelium berichtet; ein anderesmal zu der Sünderinn, die während eines Gastmals sich zu seinen Füßen hinwarf,

und sie mit ihren Thränen benetzte. Bey dem letztern Anlasse äußerten diejenigen, die an dem Gastmal Theil nahmen, ihre Verwunderung in den Worten: »Wer ist dieser, der sogar die Sünden zu vergeben Macht hat?« In unserm Falle hingegen benahmen sich die Anwesenden viel gehässiger; sie urtheilten in ihrem Herzen geradezu: dieser ist ein Gotteslästerer.

Was bestimmte die Einen wie die Anderen zu solchen Gedanken des Erstaunens oder der Entrüstung? Die Ueberzeugung, die sie festhielten, daß einzig nur Gott eine solche Macht eigen sey. »Wer vermag die Sünden nachzulassen, wo nicht Gott allein?« Diese Ansicht aber ist allerdings vollkommen begründet. Das Wesentliche einer jeden Sünde ist die Schuld, die auch die Beleidigung Gottes genannt wird; weil die sündhafte That eine Verläugnung der unendlichen Oberherrlichkeit des ewigen Gesetzgebers, die Verletzung der Liebe, der Ehrfurcht und des Gehorsams ist. Wenn es sich nun darum handelt, das Wort der Verzeihung und Begnadigung auszusprechen, so wird dieß keineswegs die Sache des Beleidigers seyn, sondern kann nur von dem Beleidigten ausgehen. Das ist jedoch nicht alles. Die unausbleibliche Folge und Strafe jeder Todschuld ist der Verlust der göttlichen Lebensgemeinschaft und Gnade, die Trennung von Gott, der geistige Tod. Es handelt sich also nicht bloß um die Sühnung und Aufhebung der Schuld, sondern auch um die Wiederaufnahme in die verlorne Huld und Liebe. Beydes kann ohne Zweifel nur von Dem allein kommen, der der höchste

und einzige Richter, der Herr und Spender des Lebens ist. So bezeugt es sein Wort beim Propheten: »Ich bin es, ich allein, der ich deine Ungerechtigkeit tilge um Meinetwillen, und ich werde deiner Sünden nimmer gedenken.« *)

Allein so gewiß und wahrhaft dieß alles, ist es doch nicht vollständig; indem wir nun auch nach den Mitteln und Wegen forschen müssen, durch welche dieses große Gotteswerk an den Menschen zur Erfüllung gekommen. Das Geschehene ungeschehen zu machen, und die unvermeidlichen Folgen des Abfalls zu tilgen, ohne die Ursachen des Uebels zu heben, ist selbst bei Gott unmöglich, bei dem zwar Alles möglich ist, aber nicht das Widersinnige, das seinem Schöpfergedanken widerspricht. Dem Sünder verzeihen, ohne daß der Wille desselben der göttlichen Wahrheit und Liebe sich wieder zuwendet, wäre für denselben durchaus keine Hülfe. Ueberdieß ist der gefallene, von Gott abgewendete Mensch einer solchen freiwilligen Umkehr nicht fähig, und selbst sein erneuerter Gehorsam, wenn er dazu sich bereit gefunden hätte, konnte für seinen Ungehorsam keine Genugthuung mehr geben, weil er durch die Folgen dieses Ungehorsams schon ein Anderer geworden als er war. Das Opfer des Gehorsams, welches der sündhafte, dem Tode verfallene Mensch bringt, kann keinen Ersatz bieten für dasjenige, das er im schuldlosen Stande darzubringen verweigert hat. Sollte also das Band zwischen Gott

*) Isai. 43, 25.

und der Menschheit wieder angeknüpft werden, so erforderte dieß einen neuen Lebensanfang in der letztern, durch die Setzung eines neuen, himmlischen, persönlich mit Gott vereinigten Menschen, der die Thatsache der Schuld durch die That seines Gehorsams aufwog, ein bleibendes Verdienst in die Menschenwelt pflanzte, und ihre Wiedervereinigung mit Gott vermittelte. Dieser, der Gerechte und Heilige, welcher mit Ausnahme der Sünde in Allem uns ähnlich geworden, um alle Mächte der Sünde und des Todes zu überwinden, dieser ist es, der in unsrem Evangelium als den Versöhner und Tilger der Sünde sich offenbart.

Aus diesem Grunde bewirkt er auch diese wunderbare Tilgung, die den Sünder in einen Gerechten umschafft, nicht einzig und allein in Kraft seiner göttlichen Würde, durch welche er der Mittler Gottes zu den Menschen ist, sondern vorzugsweise in Kraft seiner vollkommenen, unbefleckten Menschheit, durch die er, als Menschensohn oder Sohn der Jungfrau, der Mittler der Menschen zu Gott, ihr Hohepriester und Versöhner geworden. Und davon geben seine eigenen Worte Zeugniß, die er voraus schickte, ehe und bevor er das Werk der geistigen Heilung, das er an dem Gelähmten bereits vollbracht hatte, durch die körperliche Heilung desselben besiegelte; die Worte nämlich: »Damit ihr wisset, daß der Sohn des Menschen die Macht habe auf Erden, die Sünden nachzulassen.« Wir werden durch dieselben an den anderweitigen, ganz ähnlichen Ausspruch des Herrn erinnert: »Der Vater hat alles Gericht dem Sohne übergeben,

weil dieser der Sohn des Menschen ist.« Denn nur dem, der für Alle als Mittler und Versöhner eingestanden, ist auch das Amt und die Macht des Richters gegeben.

Wenn es also offenbar Christus als der Menschensohn ist, der die Sünden nachläßt auf Erden: durch welche Vermittlung und Anstalt wird dieses sein Werk der Sündenvergebung fortgesetzt durch alle Zeiten? Ohne Zweifel innerhalb und mittelst der katholischen Kirche und ihres Priesterthums, welches er zur Stellvertretung seiner Person berufen und eingesetzt hat, als er zu seinen erwählten Jüngern sprach: »wie der Vater Mich gesendet hat, sende ich Euch; und was ihr lösen werdet auf Erden, wird auch im Himmel gelöset seyn.« Allein so unläugbar diese Thatsache, so wenig läßt doch der Geist des Widerspruchs durch dieselbe sich zurückweisen. Die Schriftgelehrten des alten Bundes vernahmen das Wort des Herrn: »dir sind deine Sünden vergeben,« und fällten darüber das Urtheil: dieser lästert. Die Schriftgelehrten der neueren Zeiten tragen kein Bedenken, über das Wort der Lossprechung oder Absolution, das der Priester der katholischen Kirche im Namen und in der Vollmacht Christi ausspricht, das nämliche Urtheil zu fällen. Sie behaupten, daß die Kirche einer Macht sich anmaße, und ihren Dienern übertrage, die als eine göttliche von Menschen nicht ausgeübt werden könne. Darauf aber erwiedern wir: daß die Kirche, im Dienste und nach dem Auftrage Christi, alles das vollführt, wozu er als ihr Haupt sie ermächtigt hat. Sie wenden ferner ein,

daß die Worte: »er sah ihren Glauben,« von Christo allein gelten können, während die von der Kirche bestellten Diener, als bloße Menschen, das Herz oder die Gesinnung des Sünders nicht durchschauen, so daß ihr Urtheil stets ein unsicheres bleibt. Wir antworten: daß der Unterschied, der zwischen dem Haupte und den Gliedern, zwischen dem Gottes- und Menschensohn und seinen menschlichen Stellvertretern statt findet, allerdings unendlich groß sey, daß er jedoch die lebendige Verbindung nicht aufhebt, die in der Kirche zwischen dem Haupte und den Gliedern besteht.

Ohne Zweifel hat Christus allein das Sacrament der Buße begründet und feierlich eingesetzt; die Kirche für sich vermochte es nicht einzusetzen, wohl aber hat sie es auszuüben und zu spenden. Christus vergibt die Todesschuld der Sünde, und tilgt ihre wesentlichen Folgen aus seiner eigenen Macht, durch das Verdienst, das er selber für Alle erworben. Die verordneten Diener der Kirche hingegen üben dieses Werk in bedingter Form durch die Macht und die Verdienste Christi. Christus durchschaut das Innerste des Herzens; Gesinnung und Gedanken des Reuigen liegen offen vor ihm, und bedürfen daher keiner Verlautbarung durch Worte. Dem Diener und Amtswalter seiner Gnade kann hingegen, als einem einfachen Menschen, diese Kenntniß nicht gegeben seyn. Weil er aber dennoch das zweifache Amt des Lösens und Bindens zu üben hat, und zwar das eine in der Lossprechung oder Absolution, das andere in Bezug auf die Werke der Genugthuung, zu welcher er den Sünder ver-

pflichten soll, so muß er jedenfalls von der Schuld des letztern eine möglichst umständliche Kenntniß gewinnen. Und dieß geschieht durch das mündliche Bekenntniß oder die Beichte, die nicht nur deßhalb einen so wesentlichen Bestandtheil der Buße bildet, weil sie das Opfer eines gedemüthigten Herzens darstellt, sondern auch, weil durch sie das richterliche Urtheil des Priesters bedingt wird.

Allein nicht sowohl in dieser ursprünglichen kirchlichen Lehre liegt der eigentliche Mittelpunkt des Streites, als vielmehr in der Art und Weise, wie man den Sinn der Worte verstehen will: »da Jesus ihren Glauben sah, sprach er zum Gichtbrüchigen: habe Vertrauen, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben.« Es handelt sich nämlich um die Ansicht von dem Wesen und der Kraft dieses Glaubens, durch welchen der Sünder für den Empfang der verzeihenden Gotteshuld befähigt wird. Versteht man darunter nichts anderes, als das Vertrauen oder die Zuversicht, mittelst welcher der Mensch die Verdienste Christi geistig ergreift, und als seinen Besitz sich zueignet, so wird freilich der ganze Vorgang der Sündenvergebung sehr vereinfacht, und gleichsam ohne alle Umstände abgethan. Wäre nämlich diese Meinung begründet, so hätte der Sünder weiter nichts nöthig, als das eben bezeichnete Vertrauen in seinem Herzen zu erwecken; und sobald er dieß gethan, wäre er schon der erlangten Rechtfertigung gewiß, ohne dazu erst eines Sacramentes, und mithin der Vermittlung oder Dazwischenkunft eines Priesters, zu bedürfen. In diesem Falle hätte dann auch die Absolution, wie der letztere

sie ausspricht, keine andere Bedeutung, als die einer bloßen Erklärung (Declaration), des Inhalts: daß der Sünder mittelst seines Glaubens die Gnade wieder erlangt habe. Eine solche Erklärung aber aus dem Munde eines andern Menschen erscheint sehr überflüssig, da jeder Erwachsene ein derartiges Zeugniß sich selber zu geben vermag. Wie gänzlich bodenlos aber diese bequeme Meinung, und wie wesentlich zwischen Glauben und Vertrauen zu unterscheiden sey, darauf wollen wir jetzt unsre Aufmerksamkeit lenken.

2.

So groß die Verschiedenheit der Elenden und Leidenden war, die bei dem Herrn des Lebens Erbarmen und Hülfe suchten, so war doch der Glaube, der sie zu ihm führte, mehrentheils der nämliche. Dieser Glaube beruhte ganz einfach in der Anerkennung der überirdischen Macht des Herrn, und in der sicheren Voraussetzung, daß er ihnen, sofern er nur wolle, helfen könne. Als z. B. die beiden Blinden ihn anriefen: »erbarme dich unser, du Sohn Davids,« erwiederte er ihnen zuerst mit der Frage: »glaubt ihr, daß ich das (was ihr begehrt) euch zu thun vermöge? — dann erst sprach er: es geschehe euch nach eurem Glauben.« Wenn hingegen der Vater des Mondsüchtigen mit der Bitte vor ihn trat: »sofern du etwas vermagst, helfe uns«, so mußte er selber anerkennen, daß sein Glaube noch unvollkommen und schwankend war, weßhalb er auch das merkwürdige Bekenntniß hinzufügte: »ich glaube, o Herr, hilf meinem Unglauben.« Es war also bei diesen Hülfs-

bedürftigen das Vertrauen in sehr verschiedenem Grade zum Glauben gesellt, und in der Bitte des Leprosen: »Herr, wenn du willst, kannst du mich rein machen,« erscheint der Glaube an die überirdische Macht Christi größer als das Vertrauen in seine Güte. In jedem Falle aber wäre es ein Irrthum, beide mitsammen zu verwechseln, oder für eins und dasselbe anzusehen, da sie vielmehr zu einander wie Ursache und Wirkung sich verhalten, und die Stärke des Vertrauens von der Lebendigkeit des Glaubens abhängt.

Am anschaulichsten werden wir dieß an der Begebenheit erkennen, die unser Evangelium berichtet. Da nämlich Jesus den Glauben sah, der sowohl den Kranken als die Träger desselben beseelte, sprach er zu jenem: habe Vertrauen; deine Sünden sind dir vergeben. Der Kranke erhielt also die Versicherung, daß um seines Glaubens willen seine Sünden schon nachgelassen seyen, und aus dieser Ursache ward er zum Vertrauen ermuntert, zu welchem er bisher, vom Bewußtseyn seiner Schuld gebeugt, sich nicht zu erheben vermochte. Aehnlich sprach der Herr zu jenem Weibe, welche gleichsam verstohlen den Saum seines Gewandes berührt hatte: habe Vertrauen, Tochter, dein Glaube hat dich gesund gemacht, d. h. nachdem du bereits durch den Glauben das Heil erlangt hast, so fasse nun auch Vertrauen. Der echte Glaube, von welchem das Heil bedingt wird, besteht in dem Festhalten der Wahrheit, daß wir niemals durch unser eigenes Verdienst, sondern durch die Gnade gerechtfertigt und geheiligt werden, die der Erlöser uns

erworben, so daß unser geistiges und leibliches Heil in Ihm beruht. Dieser Glaube ist an sich selber noch nicht das Vertrauen, wohl aber der Grund und Boden, auf welchem dasselbe als sichere Hoffnung sich befestigt. Und so bezeugt es auch der Apostel mit den Worten: »Gerechtfertigt durch den Glauben haben wir Frieden (d. h. ungetrübtes Vertrauen) zu Gott;« und ferner: »In Christo haben wir, durch den Glauben an Ihn, Vertrauen zum Vater« *); d. h. nachdem wir den Nachlaß der Schuld und die Rechtfertigung erlangt haben, hegen wir nun die Zuversicht, daß wir in der Gnade Gottes leben und weben.

Dieser Glaube ist es, der offenbar deßhalb von Christo so hoch gepriesen wird, weil er den Ursprung aller anderen, himmlischen Tugenden und des gesammten christlichen Lebens in sich beschließt. Ich lobe, sagt Augustinus, die Frucht des guten Werkes, aber im Glauben erkenne ich die Wurzel. Die lebendige Wurzel aber giebt sich durch die Sprossen kund, die aus ihr zum Lichte empor streben; sie bleibt nicht einsam in der Erde verschlossen, und ähnlich ist auch der Glaube keine Kraft und Stimmung der Seele, die ganz allein und schlechthin zur Erwerbung des Heiles ausreicht. Nirgends in der evangelischen Geschichte werden wir solch einen einsamen und unfruchtbaren Glauben antreffen, sondern wo er sich wirksam zeigt, erscheint er sofort mit anderen Tugenden vergesellschaftet. Bei dem Centurio oder Haupt-

*) Röm. 5, 1. Ephes. 3, 12.

mann, der um die Rettung seines Knechtes bittet, tritt zugleich mit dem Glauben ein festes Vertrauen und eine kindliche Demuth hervor; bei Maria Magdalena die heilige Liebesreue; bei dem Blinden, Leprosen und dem kananäischen Weibe die Kraft des Gebetes und der Beharrlichkeit; bei den Freunden und Dienern des Gichtbrüchigen, welche diesen, da sie keinen andren Zugang finden, sogar durch das geöffnete flache Dach hinab senkten, eine ungewöhnliche Stärke der Zuversicht, der Ausdauer, und einer Nächstenliebe, der keine Mühe zu viel ward.

Aus dieser wesentlichen Begleitung des Glaubens mag es daher erklärlich seyn, daß der Herr niemals zu sprechen pflegte: der Glaube, oder vollends der Glaube allein, hat dir geholfen, sondern: dein Glaube, d. h. der Glaube, wie er in deinem Herzen lebt, und wie er an dir sich äußert, reich an aufrichtiger Gesinnung, Reue, Demuth, Vertrauen und Liebe. Denn nur in solcher Gesellschaft, mit solchen Wirkungen wird der Glaube als ein lebenskräftiger sich bewähren, nicht aber da, wo statt jener Tugenden nur selbstsüchtige Leidenschaften und Laster zum Vorschein kommen. In einer Kirche in Paris wurde einmal eines jener musikalischen Hochämter abgehalten, bei welchen, wie es nur allzuoft geschieht, durch den überkünstlichen Tonsatz den Sängern mehr aufgebürdet wird, als sie zu leisten vermögen. Insbesondere ward das Credo mit so verwirrten und widerwärtigen Tönen abgesungen, daß eine durch ihre Geistesgaben ausgezeichnete Frau (die berühmte Sevigné),

von diesen Mislauten verletzt, unwillkürlich ausrief: ach, wie falsch das ist! Gleich nachher aber sprach sie zu denen, die ihren Ausruf vernommen: Hegt keinen Argwohn gegen mich, als wollte ich dem heiligen Glauben absagen. Nicht die Worte waren es, die ich meinte, sondern die Musik, der Gesang!

Aehnlich wie mit diesem gesungenen Credo verhält es sich auch mit dem Glauben derjenigen, deren Wandel und Gesinnung aus einer ganz andern Tonart sich erschließt und gestaltet, als ihr mündliches Bekenntniß. Wie falsch klingt dieses in so störender Begleitung! Welch ein schneidender Mißton durchzieht das Leben solcher Menschen, die zwar Gott mit den Lippen bekennen, mit den Werken aber ihn läugnen! Wenn dieser grelle Widerspruch, der in der Welt so häufig vorkommt, nicht das Werk einer Heuchelei ist, die bloß sich selbst betrügt, so kann er nur aus gedankenlosem Leichtsinn oder verschuldetem Unverstand erklärt werden; da jeder vernünftige und rechtliche Mensch, dem das Licht des Glaubens aufgegangen, sich innerlich bestimmt fühlen wird, seines Glaubens zu leben.

So hat es einst ein reicher Patricier zu Bologna eingesehen und zugestanden, der zur Zeit, als Carl der Fünfte dort festlich empfangen wurde, viele Herren des kaiserlichen Gefolges an seiner Tafel bewirthete. Das Tischgespräch hatte sich auf den Glauben an die göttliche Weltregierung gewendet, und dem Großalmosenier des Kaisers den Anlaß gegeben, von der geschichtlichen Grundfeste des Christenthums, als der absoluten oder

einzig wahren Religion zu reden. Da gieng dem Patricier das Herz auf, so daß er aus dem kläglichen und haltlosen Zustande seines Glaubens kein Geheimniß machte. Sofern ich, sprach er, von allen diesen Lehren die volle Ueberzeugung hätte, so gäbe es kein noch so herbes Opfer und keine Entbehrung, wozu ich nicht freudig bereit wäre, um mein Leben zu ordnen, und mein jenseitiges Loos sicher zu stellen!

Dieses so aufrichtige Bekenntniß, das wohl nur vom lebhaften Gange des Tischgesprächs hervor gerufen worden, hat seine gute Seite nicht minder als seine schlimme. Das Gute daran ist das richtige Urtheil über die Wirkungen, welche der echte Glaube mit sittlicher Macht nach sich ziehen müsse. Es liegt in diesem Urtheil schon die Einsicht, daß Gott, wie der Fürst der Apostel gelehrt hat, durch den Glauben die Herzen der Menschen reinigt; so wie ferner: daß dieser lebendige Glaube, welcher mittelst der Liebe wirkt *), mit der bloßen Zuversicht auf das erlösende Blut Christi nicht zu verwechseln sey. Denn dieser Zuversicht darf nur der sich hingeben, der sich durch den lebendigen Glauben, also durch Liebe, Reue, Gehorsam und gute Werke, dazu berechtigt fühlt, wie dieß der Apostel in den Worten bezeugt: »Sofern unser Herz uns nicht anklagt, haben wir Vertrauen zu Gott.« **) Bei allem dem hat das Bekenntniß jenes Mannes auch eine schlimme Seite, und diese besteht in dem achselzuckenden Bedauern und Beklagen seiner Un-

*) Galat. 5, 6. **) — 1. Joh. 3, 21.

gläubigkeit oder Glaubensunfähigkeit, als ob dieselbe ein unheilbares Gebrechen wäre; also in der schlaffen Sehnsucht nach dem Besitze des Glaubens, die keineswegs ein frommes Verlangen, sondern nur ein Zeichen der Trägheit war. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß ein Jeglicher, der den rechten Willen daran setzt, dazu gelangen wird, die segensreiche Wahrheit mit voller Gewißheit zu erkennen.

Suchet, so werdet ihr finden. So lautet ein Ausspruch und eine Verheißung, die Jeder irgend einmal vernommen. Warum ist das Suchen die unerläßliche Bedingung des Findens? Warum wird die Kenntniß der Heilswahrheit sammt der Gnadenhülfe, deren wir bedürfen, uns nicht, gleich der Luft und dem Sonnenlichte, unmittelbar gegeben, und ohne unsre Bemühung? Weil ein Mensch, der von keinem Verlangen nach der heilbringenden Wahrheit bewegt wird, auch keine Empfänglichkeit für dieselbe besitzt, ohne mit dieser Unfähigkeit sich entschuldigen zu können, die er durch Vernachlässigung und Untreue selber verschuldet hat. Dieß hat in seiner Weise schon der berühmte Römer Metellus eingesehen. »Die Götter, sagte er, vermögen viel; allein, was dürfen wir, wenn wir auf schlimmen Wegen verharren, von ihnen erwarten? Auch die Eltern enterben zuletzt solche Kinder, die ihnen stets den Gehorsam verweigert haben; und es wäre nicht gerecht, wenn die Götter ihre Huld an Menschen verschwenden wollten, die ihre Feinde sind. Sie lieben die Tugend, aber sie dringen sie den Widerstrebenden nicht auf, und zwingen

dieselben nicht mit Gewalt dazu.« Uebertragen wir die heidnische Form dieses Ausspruchs in die christliche, so wissen wir zwar, daß jegliche gute Gabe von oben kommt, und daß wir die erste Gnade der Erlösung, des Glaubens und Lebens, unmöglich selbst verdienen konnten, sondern daß Christus sie längst für uns verdient hat, bevor wir das Licht dieser Welt gesehen. Was aber die fernere göttliche Gnadenhülfe anbelangt, so haben wir allerdings die Aufgabe, durch eigenes Bemühen derselben immer fähiger und würdiger zu werden. Denn das Gebot, das an jenen Kranken ergieng: »steh' auf, nimm dein Bettlein, und gehe in dein Haus« ist in einer höhern Beziehung auch Uns gegeben. Uns Allen ist geboten, aus dem Zustande der Lähmung und der Gebundenheit, nämlich der geistigen Trägheit und der Sünde, aufzustehen, und die Bürde, die der Herr uns aufgelegt, zu tragen, die Pflichten des Gottgehorsamen Lebens mit Muth und Eifer zu erfüllen, bis der neue Tag anbricht; bis wir in unser Haus eingehen: in die Heimath des himmlischen Friedens.

IV.

# Am achtzehnten Sonntage nach Pfingsten.

»Als Jesus ihre Gedanken durchschaute, sprach er: was denket ihr Arges in euren Herzen?« (Matth. 9, 4.)

---

## Eingang.

Das Haus zu Capharnaum, in welchem der Herr einst sich aufhielt und lehrte, war bis an die Vorhalle und Pforte so mit Menschen angefüllt, daß Niemand mehr eindringen konnte; und die Hoffnung des Leidenden, welchen vier Männer daher trugen, wäre vereitelt worden, hätte nicht diesen die morgenländische Einrichtung des Daches das Mittel dargeboten, ihn von oben hinab zu lassen. Es drängen sich also hier im engen Raume sehr viele Leute zusammen, bei denen jedoch, wie es überall zu geschehen pflegt, die Gesinnungen und Urtheile sehr weit aus einander giengen, je nach dem diese aus Demuth, Vertrauen, Ehrfurcht und Liebe den Ursprung nahmen, oder aus Hochmuth und neidischer Bosheit. Diese letztern aber, die gleich giftigen Nebeln aus einem Abgrunde, aus dem Herzen mancher Zuschauer sich erhoben, könn-

ten hier am meisten uns auffallen und befremden, sofern wir nicht aus trauriger Erfahrung wüßten, daß gerade diese böswilligen Urtheile zu den Uebeln gehören, welche der menschlichen Gesellschaft den meisten Schaden bringen.

Kaum nämlich hatten die Schriftgelehrten die Worte des Herrn vernommen: »sey getrost, mein Sohn, dir sind deine Sünden vergeben," als schon diese himmlischen Töne in ihren Ohren ein schmerzliches Brausen, und in ihren Herzen einen Krampf erregten, der dieselben noch enger zusammen zog. Er hatte mit diesen Worten das Bewußtseyn einer Würde und Hoheit ausgesprochen, welche sie hartnäckig läugneten, um ihr nicht die Huldigung bringen zu müssen, gegen die ihr grenzenloser Hochmuth mit aller Gewalt sich sträubte. Wer hat Macht, die Sünde zu vergeben, es sey denn Gott allein? Auf diese an sich richtige Voraussetzung bauten sie unbedenklich das Urtheil, durch welches sie ihn, als einen Gotteslästerer, des Todes schuldig erklärten. Allein auch abgesehen davon, daß sie von den Wegen der Vermittlung und Erlösung, welche Gott zur Vergebung der Sünde gebahnt, nicht das Mindeste verstanden, muß ihr Urtheil schon deßhalb als ein bösartiges und anmaßendes erscheinen, weil es jeder vernünftigen Begründung ermangelte. Denn obwohl der Herr dazu berechtigt gewesen wäre, hatte er doch keineswegs gesagt: Ich habe dir deine Sünden vergeben, sondern bloß: sie sind dir vergeben; er konnte also hier als Gesandter und im Namen des unsichtbaren Gottes gesprochen haben, wie es ja bei den Propheten jederzeit üblich gewesen.

Von diesem gehässigen Beispiele den Ausgang nehmend, welches bei den Unfrommen und vermeintlich Frommen so oft Nachahmung findet, wollen wir zuerst das Urtheilen und Richten in Erwägung ziehen, das nur Unheil stiftet, und sodann jenes Urtheilen und Richten, das allein zum Heile führt.

## 1.

»Mancher Menschen Sünden sind offenbar, sie gehen ihnen voraus zum Gerichte; Anderen wiederum folgen sie nach.« *) So lautet ein Ausspruch des Apostels, dessen Sinn nicht schwer zu verstehen. Es giebt nämlich Menschen, deren Frevel und Laster aller Welt bekannt sind, so daß sie, als unwiderlegliche Ankläger und Zeugen, ihnen zum jenseitigen Gerichte gleichsam voran gehen. Es giebt aber viele Andere, deren Sünden und bösen Gesinnungen vor der Welt verborgen geblieben sind, und die ihnen daher als Ankläger nachfolgen. Ueber die Sünden, die offenkundig geworden, haben die Leute früher schon ihren Richterspruch abgegeben; die verborgenen hingegen bleiben einzig dem Gottesgerichte vorbehalten. Die Frage ist nur, ob das Urtheilen und Richten überhaupt unsre Sache seyn dürfe? Der Versucher, der auch der Ankläger seiner Mitgeschöpfe genannt wird, reizt und drängt uns, wie Johannes Climacus sagt, ohne Unterlaß dazu, daß wir entweder selber Böses thun, oder doch über Andere, die es thun, lieblos aburtheilen, und so wenigstens auf diesem Wege sündigen.

---

*) 1. Timoth. 5, 24.

Wenn es uns nämlich, selbst in den offenbarsten und augenscheinlichsten Fällen, nicht zusteht, gegen einen Sünder den Stein aufzuheben, weil Urtheilen und Verurtheilen zwei sehr verschiedene Dinge sind: wie gefährlich wird erst jene böswillige Neigung, die so tief in unseren Herzen eingewurzelt, und die stets bereit ist, die Gesinnungen andrer Menschen auf den oberflächlichsten Anschein hin zu verdammen! Das Richteramt auf Erden hat selbst für Jene, die dazu berufen sind, nicht wenig Beschwerde und Gefahr; es ist vielleicht unter allen Aemtern das schwierigste, und die Last seiner Verantwortung die größte. Wie umsichtig haben die Gesetze dafür gesorgt, und mit welcher Voraussicht alle erdenklichen Mittel und Wege geordnet, damit der Thatbestand ans Licht komme, Recht und Wahrheit den Sieg gewinne, und da, wo es sich um Leben und Ehre der Menschen handelt, keine verschuldete Täuschung den Ausschlag gebe! Darum wird auch das Geringste nicht versäumt, was zur Aufhellung des Thatbestandes beitragen kann; die Aussagen der Ankläger, des Angeklagten, der Entlastungszeugen, die Gutachten der verschiedenen Fachmänner werden von den Richtern aufs genaueste erwogen und berathen, und die Urtheile der letzteren den höheren Gerichtsbehörden zur Prüfung vorgelegt; lauter Anstalten, die darauf abzielen, jeden Schatten des Unrechts zu meiden.

Aller dieser vielfachen Maßregeln und Umständlichkeiten bedarf der unberufene Richter nicht, der seinen Winkelgerichtshof im eigenen Herzen aufgeschlagen. Verhör und Untersuchung anzuordnen ist ohnehin seines

Amtes nicht; zum Hinwarten und Prüfen hat er keine Geduld, zum Schweigen gebricht es ihm an Demuth und gutem Willen, zum Entschuldigen an Liebe; darum beeilt er sich, dem ersten Antriebe folgend, sein Urtheil mit aller Entschiedenheit kund zu geben, ohne zu bedenken, welcher Anmaßung er dabei sich schuldig mache. Daß aber diese letztere keine einfache sey, wird daraus ersichtlich, daß ihm alle drei wesentlichen Bedingungen des Richteramtes mangeln: die Autorität, die Wissenschaft des Rechtes und die Gerechtigkeit selbst. Es fehlt ihm an der Autorität, weil er durch keine höhere Macht zum Richter bestellt worden, so daß ihn die Frage und Warnung des Apostels trifft; »wer bist du selbst, daß du es unternimmst, deinen Bruder zu richten?«*) Umsonst wird er dagegen einwenden, daß es ja Jedem erlaubt seyn werde, nach Maßgabe der Einsicht, die ihm verliehen, über irgend einen bestimmten Fall seine Meinung zu äußern. Denn selbst da, wo eine Thatsache vor unsren Augen liegt, darf doch Niemand behaupten, daß er sie auch nach ihrem innern Beweggrunde durchschaue. Und wie schnell wissen wir auf diese Unkenntniß uns zu berufen, so oft es um unser eigenes Thun und Lassen sich handelt! Da ist uns nichts geläufiger als die Versicherung, daß wir es ganz anders gewollt und gemeint haben, daß unsre Absicht eine gerechte und löbliche war; und daß man, da Irren menschlich seyn, nicht sowohl die That, als die Gesinnung beachten müsse.

---

*) Jac. 4, 13.

Wenn es nun schon aus dieser eigenliebigen Nachsicht hervor geht, daß es unseren Urtheilen an dem Haupterforderniß gebricht, nämlich an der Gerechtigkeit, so wird dieß Gebrechen noch deutlicher an der Uebereilung und leidenschaftlichen Hast, mit der wir unsre Urtheile fällen. Der Ankläger ist hier selber zugleich der Richter; an Untersuchung und Prüfung wird am wenigsten gedacht; Mißgunst, Neid, Schadenfreude, gekränkter Hochmuth und ähnliche Regungen sind es, welche die entscheidende Stimme führen. Von dem Welteroberer Alexander dem Großen erzählt Plutarch: er habe jedesmal, wenn er einem Ankläger Gehör gab, ein Ohr mit der Hand zugehalten, und zwar, wie er sagte, um dasselbe rein zu bewahren für die Aussagen des Angeklagten. So sollten auch wir in unserem Herzen kein Urtheil feststellen, bevor wir nicht bei uns selber die Vertheidigung dessen, den wir für schuldig halten, versucht, oder die Umstände geprüft haben, die zu seiner Rechtfertigung dienen. Allein mehrentheils üben Rechthaberei, Eigensinn und vorgefaßte bösliche Meinung eine solche Macht, daß wir unseren argen Urtheilen ein untrügliches Ansehen einräumen. An solchen Früchten aber sollte es nicht schwer seyn, die Beschaffenheit des Baumes zu erkennen, auf dem sie reifen.

Dieser Baum, der in unserm Herzen mit unzähligen Wurzeln sich befestigt, ist die Eigenliebe, welche durch die geringsten Anlässe verletzt und gekränkt wird, aber trotz dieser Empfindlichkeit schonungslos gegen Andere verfährt, und in der Herabsetzung derselben ihren Trost

sucht. Denn da Niemand seine eigenen Fehler sich gänzlich verhehlen kann, so erfreut sich der Hochmüthige an der Ansicht, daß die Anderen noch weit schlechter seyen. In ähnlichem Sinne hat schon ein heidnischer Dichter gespottet: »Diesen Trost haben wir in Mitten unsrer Laster, daß nirgends auf Erden die Unschuld sich findet.« Darum ist keine Tugend so leuchtend, keine sittliche Kraft so tadellos, daß sie von niedriger und tückischer Scheelsucht unangefochten bliebe. Ueberall wird die Anmaßung des gehässigen Urtheilens zur Quelle der Verläumdung und der Zwietracht; sie zerstört im Gemüthe der Kinder und der Unbefangenen die Achtung vor der Menschenwürde, der Tugend und dem wahren Verdienste; und verwüstet den geselligen Frieden. Sie ist aber zugleich, im Lichte des Glaubens betrachtet, eine Beleidigung Gottes, eine Nichtachtung der Majestät dessen, der als absoluter Gesetzgeber und Richter allein die Macht besitzt, zu verdammen und zu erlösen.*)

Wird dieß alles genau erwogen, so muß es uns wohl zur Ueberzeugung führen, wie verderblich das hämische Richten für unsre eigene Seele sey. »Worin du einen Andern richtest, verurtheilst du dich selber, indem du Gleiches verübst. Mit demselben Maße, mit dem ihr ausmesset, wird auch euch zugemessen werden.« Hingegen wird uns eine ganz andre Weise des Urtheilens und Richtens empfohlen, als die einzige, die uns zu Recht und Wahrheit führt, und unser Heil begründet.

*) Jac. 4, 12.

2.

Aus dem Munde eines Anachoreten, der seinem Berufe sehr getreu nachzuleben bemüht war, hat Cassianus ein sehr merkwürdiges Bekenntniß aufbewahrt. Drei Dinge sind es, sagte Machates, in Ansehung derer ich über meine Brüder äußerst streng zu urtheilen pflegte. Ich nahm Anstoß daran, zuerst, wenn einer von ihnen an einem Halsübel litt, und Heilmittel dagegen brauchte; sodann, wenn sie in ihrer Zelle eines Mantels zur Decke sich bedienten, was ich gleichfalls für schnöde Weichlichkeit erklärte. Endlich fand ich es ungeziemend, daß sie den Leuten, die es verlangten, von dem geweihten Oele mittheilten, weil das unwissende Volk dasselbe zu abergläubischen Zwecken mißbrauchen konnte. Darum geschah es mir zur gerechten Vergeltung, daß ich in alles das, was ich so herb getadelt, selber hinein gezogen wurde. Ich ward von einer gefährlichen Entzündung des Halses ergriffen, und sah mich genöthigt, von den Heilmitteln Gebrauch zu machen. Aus derselben Ursache war ich gezwungen, mich gleichfalls auf dem Lager mit meinem Mantel zu bedecken. Ferner bestürmten die Leute auch mich so sehr mit ihren Bitten, daß ich, um Ruhe zu haben, mich entschließen mußte, ihnen etwas von dem geweihten Oele zu geben. So habe ich alle die Fehler selber begangen, um deren willen ich meine Brüder gerichtet.

Die Erfahrung, die Machates an sich selber machte, wird in der Form der Warnung schon von dem weisen Syraciden uns zu Herzen geführt. »Verachte den Menschen nicht, der von der Sünde sich abwendet, und werfe

ihm diese nicht vor; sondern sey eingedenk, daß wir Alle derselben Rüge unterliegen. Verschmähe den Menschen nicht in der Gebrechlichkeit seines Greisenalters, denn wir altern Alle. Erfreue dich nicht über den Tod deines Feindes; denn du weißt, daß wir alle sterben, und keineswegs wünschen, unsre Feinde dadurch zu erfreuen.« *) Uns selber also sollen wir im Auge behalten, unsren eigenen sittlichen Zustand erforschen, und ehe wir über Andere aburtheilen, vor allem die Kenntniß unsrer selbst gewinnen. Denn in der That findet sich unter allen Menschen, die gleichzeitig auf Erden leben, Niemand, über welchen wir schonungslos zu richten berechtigt wären, mit Ausnahme eines Einzigen, den Jeder als sein eigenes Ich bezeichnet. Um über diesen Gericht zu halten, findet Jeder in sich die innere Behörde; weil es, wie der Apostel lehrt, selbst an den Heiden offenbar ist, wie deutlich das Gesetz in ihr Herz geschrieben sey, da ihr Gewissen davon Zeugniß giebt sammt ihren Gedanken, die einander wechselseitig bald anklagen, bald wieder vertheidigen. **) Da ferner, wie derselbe Apostel bemerkt, der Geist des Menschen weiß, was in ihm ist ***), d. h. da er seiner Gesinnung und Thaten sich bewußt bleibt, so fehlt es ihm weder an der Kunde des sittlichen Gesetzes, dem er frei gehorchen soll, noch an der Kenntniß alles dessen, was er im Widerspruche zu diesem Gesetze gewollt und gethan hat. Das dritte, auf das es dann noch an-

---

*) Eccli. 8, 6. — **) Röm. 2, 15. — ***) 1. Cor. 2, 11.

kommt, ist die volle Wahrheit und Gerechtigkeit des Urtheils, das wir über uns selber fällen; mit andren Worten: daß wir den Muth haben, uns selber mit der Strenge zu prüfen und zu richten, mit welcher wir so unbedenklich vorzugehen pflegen, so oft wir über andere Menschen aburtheilen.

Wo sind aber diese Menschen, denen die Wahrheit über alles geht, und die sich selber mit einer Strenge prüfen, die von Dünkel und Eigenliebe sich nicht beirren läßt? Wer zieht es nicht vor, durch Verhüllung oder Beschönigung des Bösen, fortwährend im falschen Frieden der Selbsttäuschung zu verweilen? Wer wacht rechtzeitig genug auf zur vollen Besinnung über sich selbst? Aergere Frevel giebt es kaum, als die, vom Müßiggang verlockt, und von der Hoheit seiner Stellung verblendet, jener Herrscher verübte, der das ehliche Glück eines biedern Mannes und Freundes zerstörte, diesen selbst durch eine Art von Meuchelmord aus dem Wege räumte, und ein Aergerniß gab, das unberechenbar üble Folgen nach sich zog. Gelangte er zur vollen Erkenntniß seiner schweren Verschuldung? Aus eigenem Antrieb und Erwägen nicht. Erst mußte der Prophet vor ihm erscheinen, und um seine Mahnung einzuleiten, ihn selber als Richter anrufen, indem er ihm die Gewaltthat eines reichen Mannes berichtete, der dem dürftigen Nachbar sein einziges Schäflein geraubt. Da entbrannte zwar der König in gerechtem Zorne; er entschied sogleich: der Mann, der so gehandelt, habe den Tod verwirkt; allein es fiel ihm nicht ein, wie nahe diese Anklage ihn selber angieng.

Auch daran mußte der Prophet ihn mahnen in den Worten: du selbst bist dieser Mann! Und siehe, erst jetzt wurde es ihm klar, daß er mit dem Urtheile, das er über einen Andern ausgesprochen, sich selber gerichtet habe; jetzt erst kehrte er in sich, und sprach mit zerknirschtem Herzen: ich erkenne meine Sünde!

Wie schwer aber ist es, daß eine solche Wendung zu Stande kommt, und was für besondre und mächtige Anlässe werden dazu erfordert, daß der Mensch dahin gebracht werde, seinen sündhaften und strafbaren Zustand zu erschauen, und sich reumüthig als einen Sünder zu bekennen! Jene neidischen und hartherzigen Männer, die ihren holdseligen Bruder in eine Cisterne geworfen, an den Führer einer Caravane verkauft, und den trostlosen Vater aufs unverschämteste belogen hatten, lebten wohl eine lange Reihe von Jahren in stumpfer Sorglosigkeit dahin, als ob keine Blutschuld auf ihrer Seele lastete, und kümmerten sich gar wenig um den Gram, der die Wangen ihres Vaters furchte. Als sie jedoch im fernen Aegypterlande, wohin die Noth sie geführt, eines Verbrechens beschuldigt wurden, das sie nicht begangen, da erst gedachten sie in ihrer Bedrängniß des alten Frevels, und sprachen zu einander: »Wahrlich geschieht uns Recht, daß wir wie Verbrecher behandelt werden; denn wir haben das an unserm Bruder verdient, als wir seiner Angst zusahen, und sein Flehen nicht erhören wollten: Siehe, deßhalb kommt nun solche Drangsal über uns!

So erkannten also diese Männer in der schweren Schuld, die (wiewohl nur zum Scheine) ihnen aufge-

bürdet wurde, das Gottesgericht über das größere Verbrechen, dessen sie sich plötzlich wieder in dem Grade bewußt wurden, daß sie die ganze Abscheulichkeit desselben einsahen, und so über sich selber Gericht hielten. Aehnlich haben auch körperliche Schmerzen, Krankheiten, Verluste und Demüthigungen von Seite der Vorsehung den heilvollen Zweck, den menschlichen Geist zu einem solchen Selbstgerichte zu erwecken. Es unterliegt sonach keinem Zweifel, daß auch der Gichtbrüchige, von dem unser Evangelium erzählt, innen von solchen Gedanken und Gefühlen bewegt war, als er nicht ohne Furcht und Zerknirschung zum Angesichte Jesu aufblickte, und viel schmerzlicher von dem Gefühle seines geistig-sittlichen als seines leiblichen Elends ergriffen wurde. Durch diese Treue, womit er dem Lichte der ersten Gnade gehorchte, verdiente er auch, daß der Herr vor allem andern innerlich oder geistig ihn aufrichtete durch das Wort der Sündenvergebung, und dann erst durch das schöpferische Wort ihn gesund machte: steh' auf, nimm dein Bettlein, und gehe in dein Haus. Als aber, vor den Augen aller Anwesenden, die belebende Kraft dieses Befehls sich bewährte, da müßten die Urtheile der Scheelsüchtigen verstummen, und dem Freudenrufe der harmlosen Zuschauer weichen, die Gott verherrlichten und ihm dankten; »daß er dem Menschen solche Macht gegeben.«

Welch eine Macht war es wohl, die sie hier vorzugsweise im Sinne hatten, und für deren Mittheilung an einen Menschen sie ihren Dank aussprachen? Wahrscheinlich dachten sie zunächst nur an jene Gottesmacht,

die hier einen verkümmerten Menschen so augenblicklich in Gesundheit und Kraft wieder aufgerichtet. Bei allem dem ist es unverkennbar, daß der Ausdruck ihres Dankes auch auf jene Worte des Herrn sich bezog, in welchen er erklärte: daß der Menschensohn auf Erden Macht habe, Sünden zu vergeben. Denn das Wunder der leiblichen Heilung, das vor ihren Augen geschah, sollte ihnen ja zum Beweise und zur Bürgschaft einer unendlich größern Macht dienen, deren Wirkung von den Sinnen nicht wahrgenommen wird. Diese Macht aber, die er schon auf Erden übte, hat er durch den heiligen Geist der Kirche und ihren Dienern übertragen, und die Bevollmächtigung, die er diesen gegeben, ist das Siegel der Wirksamkeit der Buße, als eines Sacramentes. Denn sich selber zu richten vermag der Mensch, sofern die Gnade ihn dazu erweckt und erleuchtet; allein sich selber lossprechen kann er nicht. Mit andren Worten: es liegt nicht in seiner Macht, in den Gnadenstand, aus dem er gewichen, und in den Lebensbund mit Christo, den er zerrissen hat, sich selber wieder einzusetzen; da solch eine Wiederaufnahme in die göttliche Kindschaft Gottes nicht des Menschen Werk ist.

Dieß soll nun keineswegs so gemeint seyn, als ob auf das menschliche Mitwirken kein Werth gelegt würde. Das aufrichtige und schmerzliche Bereuen der Sünde, das Verabscheuen derselben aus Liebe zu Gott ist ohne Zweifel die Seele der Buße oder der Bußgesinnung, und mit Recht hat schon Cyprianus gelehrt: schlimmer als alle Sünde ist gesündigt zu haben, und darüber kein Leid zu fühlen. Die ältere Geschichte erzählt von den Folgen

eines hochmüthigen Wortes, welches ein adelicher Römer, Namens Favianus, ausgesprochen, nachdem er beim Kaiser Hadrianus in Ungnade gefallen. Er war nämlich so unvorsichtig, es aller Welt zu sagen, daß er über diese Ungnade nicht im Mindesten sich kränke. Hadrian, ein Mann von sehr reizbarer und heftiger Gemüthsart, strafte ihn dafür, als einen Verächter der kaiserlichen Huld, mit dem Tode. Allerdings war das eine despotische That, sie gieng auch von einem jener heidnischen Gebieter aus, die sich selber als Halbgötter verehren ließen. Wenn jedoch, schon im Verhältnisse zu einem irdischen Herrscher, die Verletzung der Ehrfurcht jedenfalls ein höchst strafbares Vergehen ist, wie groß, ja unendlich wird erst eine solche Verschuldung seyn, die sich auf unser Verhältniß zu Gott bezieht! Und wie sollte ein Sünder jemals der Verzeihung würdig oder fähig werden, so lange es ihm völlig gleichgiltig bleibt, daß Gottes Ungnade auf ihm lastet?

Die Reue und Zerknirschung, die Sehnsucht nach dem Wiedergewinne der göttlichen Huld ist also die wesentlichste Bedingung für die neu belebende Kraft der Buße; allein sie ist nicht die heilbringende und echte, so lange sie nicht jene Heilsmittel zu ergreifen strebt, die der Erlöser selber eingesetzt hat, d. h. so lange sie nicht das lebhafte Verlangen in sich schließt, die sacramentale Beichte abzulegen, und die Absolution zu empfangen. Wie elend und verwahrlost ist nicht der innere Zustand eines Menschen, wenn er zu den alten Verschuldungen, die gleich schlecht vernarbten Wunden in seinem

Gewissen schlummern, immer noch neue anhäuft, wenn er in dumpfer Sorglosigkeit seinen falschen Frieden sucht, und dabei doch nicht abläßt, seine Nächsten zu richten? Wer hingegen im Geiste der Demuth sich selber richtet, wer die seligen Worte: dir sind deine Sünden vergeben, zu hören verdient, und um seiner aufrichtigen Reue willen in Wahrheit die Lossprechung empfängt, der wird der erneuerten Gotteshuld auf gesetzlichem Wege versichert; er fühlt sich wieder als ein Kind des ewigen Vaters; er gewinnt Kraft und Muth, alles zu vollziehen, was zur Aufgabe der Genugthuung und des neuen Wandels gehört; und eifrig strebt er nunmehr, den Reihen derjenigen sich anzuschließen, von welchen es im Psalme heißt: »Selig die Unbefleckten auf dem Wege, die da wandeln im Gesetz des Herrn.«

V.

# Am neunzehnten Sonntage nach Pfingsten.

"Freund, wie bist du hier eingetreten ohne das hochzeitliche Gewand?" (Matth. 22, 11.)

---

## Eingang.

Wer in einen großen, mit Menschen angefüllten Saal tritt, der sieht alle Anderen, die um ihn her sich bewegen, nur nicht sich selber. Sind aber die Wände mit großen Spiegeln bekleidet, so erblickt er in denselben nicht bloß die Bilder aller Einzelnen, die hier versammelt sind, sondern auch das Abbild seiner eigenen Person; und ist er nicht allzusehr von Eigendünkel verblendet, so wird er an seiner Statur, Kleidung oder Gesichtsbildung manche Unvollkommenheit entdecken, die ihn gegen Andere in Nachtheil bringt. Vor eine solche Spiegelfläche stellt uns die Parabel, die unser Evangelium erzählt. Die Zahl der Menschen, die darin abgebildet werden, ist unermeßlich; denn Viele, d. h. Alle, sind berufen, und obgleich sehr Viele von denjenigen, die zum Hochzeitmale des großen Königs geladen wurden, diese Ehre verschmähen, ist der Saal

dennoch mit Gästen angefüllt. Nicht aber die große Menge der Versammelten, sondern seine selbsteigene Person ist es, die jeder Einzelne in diesem Spiegel auffinden und prüfen soll, damit er erforsche und erkenne, ob er das festliche Gewand besitze, und ob dasselbe fleckenlos sey. Mit anderen Worten: das Beispiel des Einen, der von dem Gastmale ausgeschlossen wird, soll jeder Gläubige sich dergestalt zu Herzen führen, als ob es gerade für ihn aufgestellt wäre, und sein Gewissen soll ihn belehren, ob er nicht, gleich jenem Jünger beim letzten Abendmal, fragen müsse: Herr, bin Ich es? Denn je geringer, nach dem Ausspruche Christi, die Zahl der Auserwählten, desto bedenklicher für einen Jeglichen die Möglichkeit des entgegen gesetzten Looses, und desto dunkler die Schatten, die über die Menschenwelt sich lagern. So wird demnach die Frage uns beschäftigen: »Freund, wie bist du hier eingetreten ohne das hochzeitliche Gewand?« Was dieses festliche Gewand eigentlich bedeute, und ob es Viele oder Wenige seyen, die es besitzen und bewahren: dieß sind die beiden Aufgaben, über die wir uns verständigen wollen. —

1.

Die Wächter Sions, die Führer und Häupter des alten Bundesvolks, waren nicht bloß so blind gewesen, die Einladung zum großen Gastmal verächtlich abzulehnen, sie hatten noch überdieß den Fürsten des Friedens, den Herrn des Lebens gemordet, und seine Boten gemißhandelt. Darum rüstete der König sein Kriegsheer, nämlich die römischen Legionen, gegen sie, durch welche ihr

Reich vernichtet wurde; darum sendete er seine Boten hinaus an alle Orte, wo die Straßen sich durchschneiden, um Alle ohne Unterschied zu rufen, die sie antreffen würden. Dieß geschah in Folge des Auftrags, den der Auferstandene seinen Aposteln gab: gehet hin, lehret und taufet alle Völker; verkündet das Evangelium allen Geschöpfen.

Nun ist es die Sache der Boten nicht, das Innere der Menschen zu durchschauen. Die sichtbare Kirche, die in unserer Parabel unter dem Bilde des großen Gastmals dargestellt wird, ist eine Gemeinschaft zahlreicher Mitglieder, deren äußerliches katholisches Bekenntniß allein noch nicht ausreicht, weil es neben demselben noch auf das innere Leben, auf die Lauterkeit des Herzens ankommt. Wie es sich damit verhalte, das wird selbst vor den Menschen nicht immer verborgen bleiben. Es geschieht zu einer Zeit und Stunde, die kein Irdischer weiß, daß der König in die Mitte der Versammelten tritt; und siehe, da erblickt er einen Gast, der mit keinem festlichen Gewande bekleidet ist. Wie kam es, daß er dennoch den Zutritt in den herrlichen Saal gefunden? Wenn in eine Gesellschaft ausgewählter und glänzender Leute ein Fremdling sich eindrängt, der mit Schmutz bedeckt, in Lumpen gehüllt ist, wie sollte er den Gästen nicht auffallen, und wie könnten die Diener ihn dulden? Scheint ja selbst der König darüber verwundert zu seyn, indem er fragt: wie bist du hier herein gekommen? Und doch ist es wieder nur der König, der des Eindringlings und seines schlechten Anzugs gewahr wurde!

Die Lösung dieses Räthsels giebt uns der heilige Paschasius. Der Mangel des festlichen Gewandes ist soviel als der Mangel der Gerechtigkeit und christlichen Tugend; das schmutzige und zerlumpte Gewand ist die lasterhafte und unlautere Gesinnung; diese innerliche Verkommenheit kann wohl vor den Menschen sich bergen, nicht aber vor Gott. Im Gegensatze dazu ist es jetzt schon ersichtlich, was unter dem hochzeitlichen Gewande zu verstehen sey. Aehnlich wie der menschliche Leib, in seinem jetzigen armseligen Zustande, der Kleidung bedarf, und zwar nicht bloß zur Erwärmung, zum Schutze gegen den sengenden Sonnenstrahl, gegen rauhes Gestein und Dornen, sondern auch zur Erhebung über thierische Rohheit, zur Wahrung der Sitte, zur Zierde und Verschönerung, eben so, und noch bei weitem mehr, bedarf der menschliche Geist des Beistandes der göttlichen Gnade. Wer sich für überzeugt hält und es kühn behauptet: daß der Mensch das wahrhafte Gute wollen, beginnen oder vollbringen könne ohne Antrieb und Mitwirkung der Gnade, der beweiset damit nur, daß er von der Stellung eines erschaffenen Geistes, und folglich auch des Menschen, gar keine Kenntniß besitzt.

Von diesen Hülfen oder zeitweiligen innern Antrieben ist aber hier nicht so sehr die Rede, als von dem beharrlichen fortwährenden Besitze der Gnade, oder von dem Gnadenstande, durch welchen der Mensch vor Gott gerechtfertigt erscheint, so daß zwischen Gott und ihm der wechselseitige Verkehr der Liebe fortbesteht. Wie eine Gegend oder Landschaft, und wäre ihr Boden an sich

noch so fruchtbar, dann erst anmuthig, schön und segensreich wird, wenn Sonnenlicht und Sonnenwärme ihr Glanz und Leben mittheilt, eben so wird die menschliche Seele erst durch die Huld Gottes geweckt, bereichert und verklärt. Dieß ist die heiligmachende Gnade, welche Christus angedeutet, da er zu seinem Vater sprach: »Die Klarheit, die du mir (als dem Gottes- und Menschensohn) gegeben, habe ich ihnen (meinen Jüngern) mitgetheilt.« Sie ist es, welche, nach der Lehre der Apostelfürsten, die Theilnahme an der göttlichen Wesenheit bewirkt, und durch die Erneuerung des innerlichen Menschen nach dem Urbilde Christi die Ebenbildlichkeit Gottes in ihm wieder herstellt.

Weil nun diese Gnade dem Menschen nicht anerschaffen ist, seinem eigenen Wesen nicht angehört, sondern ihm von oben her verliehen wird, damit er seine Bestimmung zu erfüllen, sein seliges Ziel zu erreichen vermöge, so wird sie deßhalb einem Ehrengewande verglichen, und schon beim Propheten das Kleid der Gerechtigkeit, das Gewand des Heils genannt.*) Wenn daher der Apostel die Gläubigen mit den bekannten Worten ermahnt: »Ziehet den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist, ziehet an den Herrn Jesum Christum,« so will er damit sagen, daß wir in Gesinnung und Wandel ihm nachfolgen, und uns bemühen sollen, seine Sitte, seine Tugend auch in unserem Leben auszuprägen. Mit der bloßen Aeußerlichkeit eines erkünstelten frommen Be-

*) Is. 61, 3. 10.

nehmens ist da nicht geholfen. Alle echte christliche Tugend ist zugleich wahrhafte Schönheit; die äußerliche oder leibliche wird von der sittlichen unendlich übertroffen. Des Menschen eigentlichste Schönheit, sein bester und unvergänglicher Schmuck ist die Huld Gottes, deren Besitz allein seine Würde befestigt, und ihn zum himmlischen Leben befähigt. Was er, wenn er dieser Huld sich entfremdet hat, ungeachtet aller irdischen Vorzüge und Herrlichkeiten sey, und was sodann diese letzteren ihm nützen, das ist aus dem Zeugnisse des Apostels zu beurtheilen: Sofern ich alle Sprachen der Engel und der Menschen redete, alle Mysterien wüßte, alle Dürftigen kleidete und nährte, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich nichts.

Wo zeigt sich jedoch die überwiegende Zahl solcher Menschen, welche diese Rede wahrhaft verstehen, und die sonach das Unsichtbare und Himmlische weit höher zu achten wissen, als das Sichtbare? Der römische Krieger Marienus wurde zur Strafe dafür, daß er schimpflich die Flucht ergriffen, auf dem Marktplatze um den vierten Theil eines Denars verkauft. Man wollte dadurch kund geben, wie wenig er werth sey. Der Fahne Christi ist gar Mancher treulos geworden; wird er deßhalb schon reumüthig bekennen, daß er keinen Pfennig werth, daß ohne Huld und Liebe Gottes sein Leben und Wirken verdienstlos und nichtig sey? Wer schätzt dasjenige, dessen Werth und Schönheit er gar nicht kennt? So stehen wir also bei unsrer andern Frage: ob es Viele oder Wenige seyen, die das hochzeitliche Gewand besitzen und in Ehren halten? —

2.

Man hat an leidenschaftlichen Spielern beobachtet, daß es ihnen im Augenblicke der Aufregung leichter sey, Spielschulden zu machen, als das Gold zu verlieren, das blinkend vor ihnen liegt. Denn dieses haben sie vor Augen, nicht aber die Summe, die sie auf das Spiel setzen; daher sie auch den Jammer erst dann recht empfinden, wenn es am nächsten Morgen darauf ankommt, den Preis ihrer Thorheit zu erlegen. Darauf verstand sich ein fürstlicher Mann, als er das rechte Mittel erwählte, um seinen verschwenderischen Sohn von der Spielwuth zu heilen. Denn es wurde diesem zur Aufgabe gemacht, die großen Summen, die er verloren, eigenhändig und zwar Stück für Stück den Gewinnern auszuzahlen, wodurch er die Größe des Verlustes erst ermessen und schätzen lernte.

Was ist bekannter als die sprichwörtliche Rede: Du weißt nicht, wie das Brod wächst; du hast keinen Begriff davon, wie mühsam auch das Kleinste verdient und erworben werden muß? Unendlich bedeutsamer noch sind die Worte des Herrn an die Frau aus Samaria: »wüßtest du um die Gabe Gottes!« Wie vielen Leichtsinnigen oder Gleichgiltigen müßte man dasselbe sagen, die von der Gabe Gottes nichts mehr zu wissen scheinen, und denen es gänzlich aus dem Sinne gekommen, daß jede bessere Regung in ihrem Herzen, jeder Gedanke an die göttliche Liebe, ja die Langmuth selbst, mit welcher sie Gott auf Erden duldet, eine Frucht jener unermeßlichen Arbeiten, Mühen und Leiden, mit einem Worte, jener Opfer des

Gehorsams sey, den der Herr auf sich genommen, und in seinem erlösenden Tode vollbracht hat! Ihr seyd erkauft, mahnt der Apostel, um einen großen, ja unendlichen Preis; traget und verherrlicht daher Gott in eurem Leibe; d. h. lasset von seiner Gnade euren ganzen Lebenswandel Zeugniß geben; bewahrt sorgfältig das Ehrengewand, das er euch verliehen!

Nun bedarf man leider keines sonderlichen Nachforschens, um sich zu überzeugen, daß die Anzahl derjenigen, welche die Herrlichkeit der Gabe Gottes anerkennen und zu ihrem Heile benützen, eben nicht die sey, die am meisten in die Augen fällt. Viel gewißer ist dieß vom Gegentheile auszusagen; ja »es giebt sogar Gottlose, die so zuversichtlich thun, als hätten sie die Werke und Verdienste der Gerechten.« *) Wenden wir etwa unsere Blicke auf ganze Völker und Stämme, die weite Landgebiete bewohnen, auf die Turcomanen z. B. und Kurden, die in Raub und Mord ihre Größe suchen; auf so viele Bewohner des Orients, bei denen Vielweiberei, Grausamkeit, Geiz und Betrug zur Ordnung der Dinge gehören; auf die furchtbaren Dayaks, die keine Braut heimführen, sofern sie ihr nicht eine gewiße Zahl abgeschnittener Menschenköpfe zum Geschenke bringen, oder auf die zahlreichen Negerstämme, die noch am Rande der Thierheit stehen — so werden wir von allen diesen nicht rühmen können, daß an ihnen das Ebenbild Gottes wieder hervor leuchtend geworden.

*) Eccles. 8, 14.

Allein nicht von solchen Menschen und Völkern, an welche die Einladung zum Gastmal noch nicht gelangt ist, sondern zunächst nur von den Christen kann hier die Rede seyn, und ohne mit Andersmeinenden zu hadern, dürfen wir doch behaupten, daß wir als Glieder der ursprünglichen, apostolisch katholischen Kirche des sichersten Besitzes aller Heilsmittel uns erfreuen. Wie Viele jedoch von denen, die ihr mündiges Alter erreichen, bleiben ihrem Berufe treu? Soll das hochzeitliche Gewand sie schmücken, so kann dasselbe nur entweder das anfängliche, in der Taufe verliehene, oder jenes der erneuerten Gnade seyn, das durch die Buße wieder gewonnen wird. Denn auch der verlorne Sohn, der reumüthig zurückkehrt, wird mit dem Ehrengewande, das er früher getragen, wieder bekleidet. Kann nun der Gerechte und von Todesschuld Reine ohne den Geist der Buße, d. h. ohne Selbstbeherrschung und Entsagung, keinen Tag in seiner Unschuld sich bewahren: wie soll es erst mit Demjenigen stehen, der die sittlichen Schranken durchbrochen hat, und in dieser Losgebundenheit Sünde auf Sünde häuft?

Zwar finden sich immer noch unter den Gläubigen Viele, die auf die große Angelegenheit der Buße einigen Werth legen. Allein die beiden wesentlichsten Aufgaben derselben, nämlich die Bekehrung des Herzens und die Erneuerung des Wandels, scheinen ihnen dennoch fremd zu bleiben. Man sieht es ihnen an, und sie stellen es selber nicht in Abrede, daß sie die oberflächliche Beichte als völlig zureichend erachten, zumal, wenn sie dabei einige Rührung empfunden, oder vollends zu Thränen

bewegt wurden. Was urtheilt man von einer Wittwe, die kaum das Ende der Trauerzeit erwarten kann, um wieder ein neues Bündniß zu knüpfen? Wird man einen großen Werth legen auf die Thränen, die sie um ihren Gemahl vergossen? Der weise Tschuang-tseu, wie die Chinesen erzählen, sah einmal neben einem frischen Grabhügel eine weinende junge Frau im Trauergewande sitzen, die mit großer Emsigkeit ihren Fächer in Bewegung setzte. Nachdem er wiederholt gefragt, was sie damit beabsichtige, erwiederte sie endlich: Du siehst hier eine betrübte Wittwe am Grabe ihres Mannes. Vor seinem Tode beschwor er mich, keinem andern Mann meine Hand zu reichen, bevor nicht die äußere Decke seines Grabes abgetrocknet wäre. Nun geht es damit gar lange her, und deßhalb sitze ich hier, und fördere den Luftzug. Wie oft geschieht etwas Aehnliches von Seite reumüthiger Seelen! Sie beweinen einige Augenblicke die unselige Zeit, in welcher der Herr sie verlassen hat, oder vielmehr sie ihn; sie betheuern, ihn stets lieben zu wollen, gleich nachher aber wenden sie wieder den alten Gewohnheiten sich zu, als eilten sie, sich recht bald für die heilsame Trauer zu entschädigen.

Dennoch hat diese Schwäche der Gesinnung, dieses Schwanken zwischen Gottes- und Weltliebe immer noch der Vorzug vor der starren Abgeschlossenheit jener Namenchristen, die alle ihre Lebensjahre hindurch nichts hören, nichts lesen, nichts beherzigen wollen, was etwa sie anregen und bestimmen könnte, die schlüpfrigen Wege des Unrechts, der Lüge, der bösen Lüste zu verlassen, während sie im Gegentheil keine Gelegenheit verabsäumen,

die ihren Leidenschaften sich günstig zeigt. Hat sich nun, in Folge der sündhaften Gewöhnung, eine völlige Verhärtung des Herzens ausgebildet, welches unerhörte Wunder der Gnade soll dann noch im letzten Augenblicke an ihnen sich vollziehen, damit sie ohne ihr Mitwirken gerettet werden? Oder vielmehr welche Zaubermacht soll hier ins Mittel treten, und ihr innerstes Wesen, ihren Willen umwandeln? Wenn nun aller Orten die düstere, aber unläugbare Thatsache sich hervorstellt, daß sehr viele Christen überaus mangelhaft unterrichtet, oder ganz vom Glauben abgefallen sind, daß sie einen Wandel führen, den das sittliche Gesetz verurtheilt, und Grundsätze befolgen und rühmen, die dem Evangelium geradezu entgegen sind: wie sollte man da das Wort nicht bewährt sehen, daß Viele berufen sind und Wenige auserwählt?

Auch diesem Ausspruche widersetzt sich der Weltsinn; auch von ihm heißt es: das ist eine harte Rede, wer vermag sie anzuhören! Je schwächer der Glaube, je mehr verweichlicht das sittliche Gefühl, desto schroffer und herber muß jenes Wort erscheinen. Allein die herzlose Grausamkeit, die moralische Giftmischerei, die Frechheit der Unsitte, der dämonische Haß gegen alles, was an die positive Religion mahnt, die Läugnung der Persönlichkeit Gottes — sind das etwa weniger schroffe und empörende Frevel? Man kommt zwar, wenn kein andrer Ausweg übrig, immer wieder auf die gedankenlose Frage zurück: wie es sich mit der unendlichen Güte Gottes vereinbare, daß so viele Menschen auf Abwegen verkommen, und ihre selige Bestimmung nicht erreichen?

Allein das Wesen oder die wesentliche Würde des Menschen, die allein für diese Bestimmung ihn fähig macht, ist eben seine geistige Willensfreiheit; was er werden soll, dazu muß er selber sich bestimmen und entschließen. Die Mittel und Wege des Heils sind in der Kirche ihm bereitet und dargeboten; ob und wie er sie benützen will, das steht in seiner Hand; und so darf er letztlich Niemanden anklagen als sich selber. Der Eingedrungene im beschmutzten Gewande, den der König zur Rede stellt, warum er ohne Festgewand gekommen, muß verstummen, weil er sich nicht zu entschuldigen vermag. Bei den Gastmalen der Könige im Orient war es stets gebräuchlich, daß die Geladenen bei ihrer Ankunft ein Fest- oder Ehrengewand empfingen. Es hatte also Niemand eine Ausrede, der ohne diesen Schmuck bei der Tafel erschien, und der also sein Bettlergewand der Gabe des Königs vorzog.

Wie es jedoch dazu komme, daß viele Halbgläubige das Ehrengewand der Gnade gering schätzen, das kann im Spiegel einer Begebenheit uns anschaulich werden, die im fernen Osten sich ereignete. Der berühmte Beherrscher des indisch mongolischen Reiches, Aureng Zeb, sah sich ungeachtet seiner Eroberungen einmal so tief herabgekommen, daß er seine Ausgaben nimmer bestreiten konnte. Um seine Schatzkammer wieder zu füllen, ersann er ein seltsames Mittel. Er ließ nämlich alle Derwische des Reiches: Männer, die in Schmutz und Rohheit lebten, aber bei den Moslims für heilig geachtet wurden, zu einem großen Festmal einladen an seinem Hofe zu Delhi. Er versäumte dabei nicht den alten Brauch, die sämmt-

lichen Gäste, zum Zeichen seiner Huld, mit neuen Kaftanen oder Ehrenkleidern zu beschenken. Allein die Derwische äußerten keine Freude an dieser Wohlthat, sie widersetzten sich vielmehr und jammerten, als sie ihre zerlumpten Mäntel ablegen sollten, und man mußte Gewalt brauchen, um sie zu diesem Tausche zu zwingen. Die Ursache ihres Widerstandes war jedoch nicht unbekannt; sie trugen in ihren armseligen Gewanden viele Goldstücke sorgfältig eingenäht, und diese eben waren es, auf welche Aureng Zeb Jagd machte.

Es ist nicht schwer, in diesem Bilde die Gesinnung solcher Christen zu erkennen, die sich weder dankbar noch bereitwillig zeigen, das Ehrengewand der Rechtfertigung und Heiligung anzunehmen, das der Erlöser ihnen anbietet. Allen wird zugerufen: »Ziehet den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist in wahrhafter Gerechtigkeit und Reinheit;« allein um dieses Lichtgewand anzuziehen, müßten sie jenes des alten Menschen ausziehen. Und dieß eben ist es, wogegen sie sich sträuben; so elend dieß Gewand ihres sündhaften Zustandes, so wollen sie es doch nicht lassen, weil es die irdischen Schätze, die vermeintlichen Güter in sich birgt, mit denen ihre Leidenschaften und Wünsche verwachsen sind. So geschieht es, daß die Gläubigen, die in den hochzeitlichen Saal, d. h. in die äußerliche Gemeinschaft der Kirche eingehen, in der Mehrzahl nur dem Namen nach darin verweilen, aber nicht die mindeste Sorgfalt anwenden, um derselben auch innerlich und lebendig anzugehören. Denn zwar ist in der Pa-

rabel nur von einem Einzigen die Rede, dem das Hochzeitgewand mangelt; allein, wie Augustinus bemerkt: dieser Eine wiederholt sich in Vielen; wie dieß ja eben durch die Warnung bestätigt wird, daß unter den vielen Berufenen nur Wenige sich als Auserwählte bewähren. Auch ist Jeder, über den das göttliche Urtheil ergeht, persönlich ein Einzelner, dem es nichts helfen kann, ob Wenige oder Viele mit ihm der gleichen Gesinnung sind; denn ein Jeglicher wird seine eigene Last zu tragen, d. h. seine eigene Schuld zu verantworten haben.

Glückselig daher Jeder, der noch vor dem Abschlusse seiner Zeit, also im irdischen Gebiete des Gottesreiches, die warnende Frage vernimmt: Freund, wie bist du hier herein gekommen? Wo ist deine Berechtigung an den Gütern, an welchen du im Hause Gottes deinen Antheil verlangst? Diese Frage hat noch den Ausdruck der Liebe; und darum geht Keiner verloren, der die rechte Antwort giebt, seine Schuld bekennt, und von neuem um das Gewand der Gnade bittet, das ihm keinen Augenblick vorenthalten werden wird. Darum, so lange es Zeit ist, sollen wir nach der Mahnung des Apostels, alle Bosheit und Unehrbarkeit ablegen, und dafür als Gottes Auserwählte Demuth, Güte, Geduld und Sanftmuth anziehen; damit auch an uns die Verheißung des Herrn sich erfülle: Wer den Sieg erlangt, wird bekleidet werden mit weißen Gewanden, und ich werde seinen Namen bekennen vor meinem Vater und vor seinen Engeln.« *)

*) Coloss. 3, 12. Offenb. 3, 5.

## VI.

# Am neunzehnten Sonntage nach Pfingsten.

»Und er sah daselbst einen Menschen, der kein hochzeitliches Gewand hatte.« (Matth. 22, 11.)

---

### Eingang.

Bei jeder Aufgabe des sittlichen oder christlichen Lebens wird es auf vier Bedingungen ankommen, die gehörig zusammen wirken müssen, wenn etwas Rechtes und Ersprießliches geschehen soll, und die Jedermann kennt: Sollen und Können, Wissen und Wollen. Denn bei jeder sittlichen Handlung fragt es sich zuerst darum, ob wir sollen, d. h. ob das Gesetz uns dazu verpflichtet, und sodann ob wir können, oder die Mittel und Kräfte dazu besitzen. Außerdem handelt es sich noch darum, ob wir wissen, d. h. ob wir von dieser Pflicht und dem Maße unserer Kräfte die nöthige Kenntniß besitzen, und endlich: ob wir alles das, was wir als unsre Pflicht erkennen, entschieden auch wirklich wollen, und es zu vollführen bereit sind. In allen Dingen, die unser Heil betreffen, geht ohne Zweifel das Sollen

voran; denn eine höhere Pflicht ist nicht denkbar, als diese, dem Willen Gottes zu gehorchen, und das Ziel, das er uns gesetzt, im Auge zu behalten. Das Können wird uns zugesichert durch den Beistand der göttlichen Gnade; für das Wissen ist reichlich gesorgt durch das Licht des Evangeliums und die Lehre der Kirche; es erübrigt also nur von unserer Seite nur eins, nämlich das Wollen.

Wie es aber sich mit diesem verhalte, und wie vielfach die Menschen, bloß aus Mangel an gutem Willen, das ihnen dargebotene Heil vernachlässigen, darüber belehrt uns in der Parabel das Benehmen Derjenigen, die zum hochzeitlichen Male des großen Königes geladen werden. Allen ohne Ausnahme gebietet schon die schuldige Ehrfurcht, der Einladung zu folgen; Alle sind im Stande es zu thun; die Ausflüchte, mit deren sie ihr Nichtkommen entschuldigen, sind grundlos; keiner von ihnen darf vorgeben, daß er von der Einladung nichts gewußt habe; der einzige Grund davon, daß sie nicht kommen, ist also dieser, weil sie nicht wollen. So sucht Gott die Menschen, deren er für seine eigene Seligkeit nicht bedarf, einzig um ihres Heiles willen; diese hingegen setzen seiner Huld entweder Gleichgiltigkeit und Verachtung entgegen, oder sie folgen zwar dem Rufe, verschmähen jedoch die Mühe, sich, soviel an ihnen ist, desselben würdig zu machen. Den Einen kommt es nicht einmal zu Sinne, sich mit dem Gewande zu bekleiden, welches den hochzeitlichen Gästen zu tragen geziemt, weil sie überhaupt an dem Feste

keinen Antheil nehmen wollen. Andere möchten sich wohl dabei einfinden; allein mit dem festlichen Ehrenkleide meinen sie es nicht so genau nehmen zu müssen; sie hoffen auch ohne dasselbe willkommen zu seyn.

Was nun den Schlußsatz der Parabel betrifft, so wird uns gesagt: daß zwar Viele von Gott berufen, Wenige hingegen auserlesen, d. h. in Treue und Lauterkeit hinlänglich erprobt und bewährt sind, um als würdige Gäste, ja als Bürger und Hausgenossen, im Hause Gottes geehrt und verherrlicht zu werden. Was sollen wir jedoch aus diesem Ausspruche lernen? Scheint er nicht dazu geeignet, unser Vertrauen herab zu stimmen, unsere Bestrebungen zu lähmen? Wenn nur Wenige auserwählt sind, was bleibt da dem Einzelnen zu hoffen übrig? Damit also dieses Wort uns nicht verzagt mache, sondern vielmehr zum rechten Eifer ermuthige, wollen wir zuerst die Auserwählung selbst, als die Grundbedingung unseres Heiles, und sodann das hochzeitliche Gewand, als die Bürgschaft dieser Auserwählung, näher betrachten.

1.

Was bedeutet wohl das Wort Auserwählung im gewöhnlichsten Sinne? Allerdings eine Sonderung und Ausscheidung dessen, das als das Vorzüglichste befunden wird, von dem minder Werthvollen oder Werthlosen. So wählt man zum Bauholz die geradesten und festesten Stämme; so prüft der Bildhauer den Sandstein oder Marmor, den er zu einer Statue verwenden will;

und so bemüht sich Jeder für sein Werk den brauchbarsten Stoff zu suchen. Läßt sich aber etwas Aehnliches aussagen von Dem, der alle Dinge durch seinen Schöpferwillen ins Daseyn gerufen? Was für Anlagen und Vorzüge kann ein Mensch besitzen, die ihm nicht von Gott gegeben wären? Der Unendliche wird also nicht, nach der Art der Sterblichen, erst zu forschen und zu wählen haben, um die Besseren heraus zu finden. Auch dürfen wir von seiner heiligen Liebe nicht annehmen, daß er gleich ursprünglich, d. h. von Ewigkeit her, in seinen Beschlüssen Einige zum Heil, Andere zum Verderben bestimmt habe. Wir haben es oft genug vernommen: der Herr wolle den Tod des Sünders nicht; es sey vielmehr sein heiliger Wille, daß alle Menschen gerettet werden, und zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen; auch mache er keinen Unterschied zwischen den Personen, sondern in jeglichem Volke sei Jeder ihm genehm, der ihn fürchtet und gerecht handelt. Aehnliches bezeugen auch die Worte: »Wir hoffen auf den lebendigen Gott, der der Retter und Heiland aller Menschen ist, vorzugsweise aber der Gläubigen; *) denn diese sind es allerdings, denen er die nächsten und wirksamsten Hilfsmittel des Heiles mittheilt; weßhalb auch die Getreuen und Gerechten seiner liebenden Fürsorge näher stehen als diejenigen, die von seinem Lichte sich abwenden, und seines Willens nicht achten.

Bei allem dem werden wir mit dieser Auskunft uns

---

*) 1. Tim. 2, 4. Apostelg. 10, 34. 1. Tim. 4, 10.

nicht ganz befriedigt fühlen. Wenn wir hören, daß Gott der Retter und Heiland aller Menschen ist, vorzugsweise jedoch der Gläubigen und Getreuen, so könnte uns dieser Ausdruck doch verleiten, an eine gewiße Willkür zu denken, die sich mit der Heiligkeit der göttlichen Liebe nicht vereinbaren läßt. Wer ist je gerecht und gut, rein aus eigenem Verdienste, und nicht durch den Beistand der Gnade? Warum sind manche Völker vorzugsweise zum Christenthum und in die Kirche berufen worden, während andere seit Jahrtausenden den Finsternissen des alten Heidenthums überlassen bleiben? Und wie kommt es, daß ein ähnlicher schroffer Unterschied auch zwischen den Geschicken der einzelnen Menschen statt findet? —

In einer Abhandlung über das Gebot, daß man seinen Nächsten nicht richten solle, erzählt der heilige Dorotheus, daß einst ein Schiff, mit Sklaven jeglichen Alters beladen, vor einer Stadt, deren Namen er nicht angiebt, die Anker geworfen. Eine edle und fromme Jungfrau hatte bei sich beschlossen, ein kleines Mädchen aus der Schaar dieser Unglücklichen zu kaufen, um es in Zucht und Gottesfurcht heran zu bilden. Der Besitzer des Schiffes, mit dem sie darüber sich besprach, führte ihr zwei Kinder vor, von welchen sie dasjenige auswählte, das ihr am besten gefiel; sie zahlte den verlangten Preis, und nahm es zu sich. Gleich nachher kam ein Weib von schlechtem Rufe, das ein verworfenes Gewerbe trieb; diese kaufte das andere Mädchen, um es für ihre schändlichen Absichten aufzuziehen. Keines dieser beiden Kinder hatte noch das Alter erreicht, das sie befähigte, selbststän-

dig zwischen Gutem und Bösem zu wählen; aber das eine ward zur Tugend und Frömmigkeit angeleitet, das andere zu einem lasterhaften Wandel verführt; und so kann es geschehen seyn, daß, während das eine zur Seligkeit gelangte, das andre dem Verderben anheim fiel. Dieß ist das dunkle und räthselvolle Beispiel, das Dorotheus aufstellt. Ohne Vergleich auffallender jedoch und von weit größerm Umfange erscheint die Thatsache, auf die der Apostel hinzeigt. Da er nämlich von den beiden Söhnen des Patriarchen, von Jacob und Esau, redet, sagt er ausdrücklich: Sie waren noch nicht geboren, und hatten weder etwas Gutes noch Böses gethan, als schon von ihnen gesagt wurde: der Aeltere wird dem Jüngern dienen; und dieß geschah, damit der Beschluß Gottes nach der Auserwählung festgestellt bliebe, von Ihm, als dem Berufenden, abhängig, nicht aber von den Werken. Denn so wird es bezeugt in der Schrift: den Jacob habe ich geliebt, den Esau aber verworfen. *)

Es ist nun allerdings an der Zeit, daß wir uns bemühen, die Lösung dieser Räthsel zu suchen. Und so werden wir vor allem zugeben und eingestehen, daß es nicht unsre Sache sey, die Geschicke der Menschen zu ergründen, sondern daß wir in solchen Fragen den gerechten Urtheilen Gottes vertrauen müssen, der allein die Tiefen der Natur- und Geisterwelt durchschaut. Selbst über jenen einzelnen Fall, den der heilige Dorotheus beispielsweise erzählt, ist uns kein Urtheil gestattet, da wir nicht

*) Röm. 9, 11.

wissen, wie es jenen beiden Kindern fernerhin ergangen. Denn die Eine, der das Glück einer christlichen Erziehung zu Theil geworden, kann in der Folge durch Eitelkeit und Leichtsinn auf böse Wege gerathen, die Andre hingegen zur Buße und Besserung erweckt worden seyn. Was aber den Vorzug Jacobs vor Esau anbelangt, der nicht den Verdiensten des erstern, sondern rein nur dem Beschlusse und der Vorerwählung Gottes zugeschrieben wird, so kommt es hauptsächlich darauf an, zu wissen, was der Apostel eigentlich damit sagen wollte. Seine Absicht gieng aber nur dahin, die Anhänger des alten Bundes, die sich für die ausschließlich Bevorzugten hielten, eines andern zu belehren. Darum wollte er an dem Bilde jener beiden Brüder nachweisen, daß es nicht die Nachkommen Abrahams nach dem Fleische, d. h. nach der natürlichen Abstammung, seyen, welche Gott auserwählt habe, damit sie allein den Segen Abrahams, nämlich die Gnade Christi, erlangen, sondern vielmehr diejenigen Kinder Abrahams, die es dem Geiste nach sind, d. h. alle die Menschen, welche in die nämliche Gesinnung des Glaubens und Gottesgehorsams eingehen, wie dieselbe an Abraham ihrem Erzvater sich erprobt hat.

Daß aber Gott zu allen Zeiten einzelne Menschen erwählt und mit besonderen Gaben rüstet, die er vorbestimmt hat, um mittelst ihrer das Heil aller Uebrigen zu fördern, das ist die Sache seiner anbetungswürdigen Vorsehung, die von Zeit zu Zeit ihre Boten sendet, um die Nahen und die Fernen zum wahrhaften Leben zu berufen. Die göttliche Vorsehung hat jedoch, in ihrer

unendlichen Liebe, noch mehr gethan. Sie hat nicht bloß solche Boten gesandt, die von menschlichen Fehlern nicht immer frei blieben, sondern sie ist auch persönlich und leibhaft in unsre Welt eingetreten, und in menschlicher Natur unter Menschen erschienen in Christo Jesu. Dieser nun, als der Menschensohn oder Sohn der Jungfrau, dessen ganzes Wesen und Leben in die Person des ewigen Wortes aufgenommen ist, und von derselben getragen wird, ist der Auserwählte Gottes im vollkommensten Sinne, auf welchem das Wohlgefallen des Vaters ruht. Sein Verdienst ist das Fundament, auf welchem die Menschenwelt ruht; zu seiner Erkenntniß und Gnade sind daher auch Alle bestimmt. Anstatt aber mit der Frage uns abzumühen, warum so viele Völker ihn noch nicht erkannt, und auf welche Weise sie diese Blindheit verschuldet haben, wird es weiser und ersprießlicher seyn, wenn wir die Aufmerksamkeit auf uns selber wenden, und bei uns selber Nachfrage halten, ob wir zu den Erwählten uns zählen dürfen; mit anderen Worten: wie wir den Segen benützen und uns aneignen, an welchem uns vor so vielen Anderen der Antheil verliehen worden?

Um jedoch dabei sicher zu gehen, müssen wir die Ausdrücke: Beruf und Erwählung nach dem verschiedenen Sinne kennen lernen, in welchem man sie auffassen kann. Zum Lichte des Glaubens nämlich, zur Theilnahme an der göttlichen Gnade sind Alle berufen, welche dem Erlöser zu gehorchen und ihm anzugehören gewillt sind. Wenn sie diesem Vorsatze getreu bleiben, sind sie als wahrhaft oder lebendig Gläubige und Ge-

rechte zum ewigen Leben, zur Fülle der Seligkeit berufen, welches Ziel sie auch erreichen werden, so fern sie in der Treue ausharren. Bei diesen letztern erweiset sich also der Wille der göttlichen Liebe als ein wirksamer oder erfolgreicher; bei den Uebrigen hingegen bleibt er unwirksam, weil dieselben in der Härtigkeit ihres Herzens die Gnade von sich weisen oder vernachlässigen.

So einfach aber diese Ansicht der Dinge erscheint, so ist sie dennoch von Bedenken und Zweifel nicht frei zu sprechen. Denn es entsteht nun die Frage: ob dann dem menschlichen Willen in der That eine solche Bedeutung zukomme? Man legt ein so großes Gewicht darauf, daß der Mensch die freie Wahl habe, und sich selbst entscheiden müsse; und dennoch wird immer nur hauptsächlich die Macht der göttlichen Gnade hervor gehoben. Und wie oft redet der Apostel von dieser in einer solchen Weise, daß er ausschließlich nur ihr alles Gute zuzuschreiben scheint? »Gott ist es, der beides in uns wirket: das Wollen und das Vollbringen. Wir vermögen nicht durch uns selbst etwas Gutes zu denken, wie aus eigener Kraft, sondern unsre Tüchtigkeit ist aus Gott. Durch die Gnade Gottes bin ich, was ich bin. Nicht der pflanzet, ist etwas, noch der welcher die Pflanzung begießt, sondern der das Gedeihen giebt, Gott.« *) Steht nun alles, was ich Gutes vermag, einzig bei und in der Gnade Gottes, was bleibt da noch übrig für die eigene Willenskraft? Wenn diese

---

*) Phil. 2, 13. — 2. Cor. 3, 5.

für so gering und ohnmächtig erachtet wird, wo bleibt dann das Verdienstliche oder Strafbare an meinem Thun und Lassen, und wie werde ich dafür verantwortlich gemacht? Wie soll ich die Schuld tragen für die Versäumniß des Guten, zu dessen Vollführung mir die Gnade entweder gar nicht verliehen worden, oder wenigstens nicht im vollen und wirksamen Maße?

Um diesen Zweifel zu beseitigen, wollen wir uns an eine bekannte Thatsache halten, deren Anwendung Jeder verstehen kann. Das schöne, klare Tageslicht, dessen wir nicht entbehren können, wird es einzig und allein durch die Sonne hervorgebracht, ist es bloß ein Ausfluß aus dieser? Wenn dieß in Wahrheit so wäre, so müßte es, ja weiter oben im Luftraum, desto heller werden, während doch die Erfahrung das Gegentheil lehrt. Denn je höher die Gipfel der Gebirge, desto dunkler oder schwärzer erscheint dort die Bläue des Himmels, und desto kälter ist die Luft. Die Tageshelle, die uns umfließt und erfreut, sammt der Wärme, entsteht vielmehr erst aus der wechselseitigen Wirkung zwischen der Sonne und der die Erde umgebenden Atmosphäre. Dennoch schreiben wir der mächtigen, das Erdenleben erweckenden Sonne mit Recht die Hauptwirkung zu. Aehnlich nun verhält es sich mit dem geistigen Lichte, von welchem der Herr gesagt hat: die das Gute thun, lieben das Licht. Die heilvollen Gedanken, Erkenntnisse und Vorsätze, welche das Herz erleuchten und zum Guten bewegen, der gerechte und sittliche Wandel, die Werke, die einen übernatürlichen

Werth gewinnen: alle diese kommen nicht zu Stande, es sey dann mittelst der Wechselwirkung zwischen der Macht der göttlichen Gnade und der ihr entsprechenden Thätigkeit unseres freien Willens. Ohne Zweifel aber ist es die Gnade Gottes, von welcher als der geistigen Sonne alles wahrhafte Leben bedingt wird, und die, obwohl sie nicht ganz allein in uns alles Gute wirkt, doch jedenfalls als die höhere, ja unendliche Ursache zu betrachten ist.

Eben deßhalb wird vorzugsweise ihrer Macht jedes heilvolle Werk zugeschrieben: einmal, weil sie in ihrer ursprünglichen Mittheilung jedes frühere Verdienst ausschließt, da Niemand die erste Gnade, die er empfängt, durch eigenes Thun verdienen kann; und dann ferner, weil sie jeglichem guten Entschlusse und Werke voraus geht. Die Gnade, sagt Augustinus, geht voran gleich der Herrinn, die menschliche Bereitwilligkeit folgt ihr gleich der Magd auf dem Fuße nach. Nicht bloß belehrend oder erleuchtend, wie Pelagius gemeint hat, wirkt der heilige Geist auf uns; sondern durch seine zuvorkommende und erweckende Gnade, durch den Antrieb der Furcht, der Hoffnung, der Liebe bestimmt er uns, daß wir aus eigenem Entschlusse das Gute wollen; und eben so bewirkt er, durch die fortwährende Mittheilung seiner Kraft, daß wir dasselbe auch vollbringen, sofern wir es an unserem Mitwirken nicht fehlen lassen. In dieser Beziehung konnte der Apostel von Sich aussagen: die Gnade Gottes sey in ihm nicht leer ausgegangen, d. h. nicht fruchtlos geblieben. Würde aber die Gnade alles und jedes Gute

rein durch ihre Macht zu Stande bringen, ohne daß der menschliche Wille das Seine dazu beitragen müßte, so könnte ihre Wirksamkeit niemals fruchtlos bleiben.

Dieß giebt uns Gelegenheit, unser Gleichniß von der Sonne noch einmal anzuwenden. Der Herr gebeut, daß wir Freunde und Feinde mit Wohlwollen behandeln, damit wir echte Kinder des ewigen Vaters seyen, der seine Sonne aufgehen läßt über die Guten und die Bösen. Dieß ist aber nicht bloß im natürlichen, sondern auch im geistigen Sinne gesagt; da Gott durch sein ewiges Wort, und im innern Gesetze des Gewissens, alle Menschen erleuchtet, damit sie das Rechte und sittlich Gute erkennen und Früchte des Lichtes bringen; und zwar, sofern sie wollen, oder aus freien Antriebe sich selbst dazu entschließen. Dieß ist der Angelpunkt, um welchen das Geschick der Menschen sich dreht. Alle Dinge, wie der Apostel lehrt, müssen zum Heile derjenigen mitwirken, die Gott lieben, und die er in seiner freigebigen Güte zum Glauben und zur Gerechtigkeit berufen hat. Denn die er voraus gewußt und bestimmt, daß sie streben werden, dem Vorbilde seines Sohnes ähnlich zu werden, diese hat er auch berufen, und die er beruft, diese rechtfertigt und verherrlicht er auch*) — wenn sie nämlich bis zum Ende ausharren.

Diese sittliche Verähnlichung, diese Neuheit des innerlichen Menschen, der nach Gottes Absicht in Gerechtigkeit und Heiligkeit erschaffen, wird mit dem Namen des hoch-

---

*) Röm. 8, 29.

zeitliche n oder festlichen Gewandes bezeichnet. Und obwohl dasselbe ürsprünglich, wie es durch die Taufe gespendet wird, ein reines d. h. ohne alles eigene Verdienst erlangtes Gnadengeschenk ist, so soll es doch fernerhin, und für die ganze Lebensdauer, sorgfältig gewahrt und rein erhalten werden. Und diese Aufgabe ist es, für welche des Menschen eigenes verdienstliches Mitwirken erfordert wird. —

2.

Unter den Spaniern und Portugiesen, welche als Pflanzer auf den weiten Gebieten von Paraguay sich niedergelassen, befanden sich, wie Nicolaus del Techo berichtet, nicht Wenige, die sich der ruchlosen List bedienten, ihren Negersklaven christliche Namen beizulegen. Sie wollten dadurch die Missionäre glauben machen: jene Sklaven hätten bereits die Taufe empfangen, und brauchten daher nimmer zur christlichen Unterweisung berufen zu werden, sondern könnten bei ihrer Arbeit bleiben. Von gar vielen Christen, die dem Weltgeist und der Sünde zur Knechtschaft sich hingegeben, könnte man etwas Aehnliches aussagen. Die christlichen Namen, die sie führen, diese berühmten, durch Apostel, Martyrer, Lehrer und heilige Frauen verherrlichten Namen, dienen ihnen zum Zeugniß, daß sie der heiligen Kirche angehören, und so geben sie der Täuschung sich hin, wahrhaft das zu seyn, was sie heißen, ohne der Warnung zu gedenken: »Du hast den Namen, daß du lebst (du bist dem Namen nach ein Lebendiger,) und

dennoch bist du ein Todter.« *) In der Vorzeit gieng man mit solcher Selbsttäuschung noch etwas weiter. Es war gebräuchlich, daß Männer und Frauen, zumal aus höheren Ständen, auf dem Sterbebette in den Habit eines religiösen Ordens sich kleiden, und so im Gewande der Demuth und Buße sich zur Erde bestatten ließen, obwohl sie im Leben diese Tugenden kaum geübt. Und gar recht sprach eine trauernde Mutter, als sie den Leichnam des Mannes, der ihren Sohn gemordet, in ein Mönchsgewand gehüllt sah: du magst dich verkleiden, wie du willst, der ewige Richter wird dich schon erkennen!

Wie seltsam, ja wie unbegreiflich ist es, daß diese schlichte Wahrheit so wenig beherzigt wird! Von dem Auge Christi wird Jeder durchschaut und erkannt werden. Denn das hochzeitliche Gewand, mit welchem wir vor ihm erscheinen sollen, ist kein solches, das uns äußerlich umgiebt und einhüllt; es bedeutet vielmehr den innern und geistigen, durch die Wiedergeburt oder durch die Buße erneuerten Menschen, der in diesem Gott gefälligen Stande durch Treue und eigene Mühwaltung zu beharren strebt, also nicht durch den Glauben allein, sondern auch durch gute Werke. Nur muß in Ansehung dieser letzteren jeder Irrthum vermieden werden, er möge nun aus Unverstand oder Mißverstand entstehen. Wenn der Weltapostel in allen seinen Belehrungen den Grundsatz voran stellt, daß wir einzig durch Gottes Huld und Gnade ge-

*) Offenb. 3, 1.

rechtfertigt werden, nicht aber aus unseren Werken, so war es vorzugsweise die geistlose und eingebildete Werkheiligkeit seiner früheren Glaubensgenossen, die er zu bekämpfen genöthigt war. Je hartnäckiger diese dem todten Buchstaben anhiengen, und in der Beobachtung veralteter, bloß vorbildlicher Gebräuche, sowie in ganz äußerlichen Werken der Wohlthätigkeit und Entsagung, ihre Selbstgerechtigkeit und Selbstverherrlichung suchten, desto feindseliger widersetzten sie sich dem Lichte der Wahrheit. Darum wäre es ein arger Verstoß, aus jenen Lehrsätzen des großen Apostels den Schluß zu ziehen, daß er die Uebungen des Gebetes, der Selbstbeherrschung, der Nächstenliebe, überhaupt die echten Werke, gering achte, deren Nothwendigkeit er vielmehr aufs nachdrücklichste hervorhebt.*) Daß es bei allen diesen Uebungen auf die innere Wahrhaftigkeit der Gesinnung ankomme, wer sollte das nicht wissen?

Ich habe, sagt der alte Lehrer Johannes Climacus, den Arbeiten der Landleute zugesehen, da sie ihre Aecker und Gärten bestellten, und ich konnte dabei beobachten, daß sie bei ihrer Mühewaltung von sehr verschiedenen Absichten geleitet wurden. Der Eine trieb emsig sein Tagewerk, um den Ertrag des Bodens zu mehren, und einen reichern Gewinn daraus zu ziehen; der Andre strengte sich mehr als gewöhnlich an, um seine Gläubiger befriedigen zu können; der Dritte behandelte irgend eine Pflanzung, oder einige Thiere seiner Heerde mit beson-

*) 2. Cor. 9, 8. Col. 1, 10. — 1. Tim. 6, 18. Heb. 10, 24.

derer Sorgfalt, um seinem Gebieter oder Gönner ein werthvolles Geschenk zu bringen; dem Vierten war es vorzüglich darum zu thun, durch den blühenden Zustand seiner Wirthschaft Lob und Ruhm zu erndten, und auch wohl nebenbei seinen neidischen Nachbarn Verdruß zu machen; ein Fünfter endlich schien nur deßhalb sein lässiges Werk zu verrichten, damit er nicht ein Müßiggänger gescholten würde. Ganz ähnlich, wie Climacus hinzusetzt, verhält es sich auch mit dem Anbau des geistigen Bodens, mit der Cultur des innern Menschen. Das Gebet, die Theilnahme am kirchlichen Gottesdienste, die Sorge für die Dürftigen, und andre Uebungen, die zu den guten Werken gehören, sind alle an sich vortrefflich und nothwendig; allein ihren wahrhaften, unberechenbaren Werth erlangen sie erst aus der aufrichtigen, liebe- und demuthvollen Gesinnung, und wo diese vorhanden ist, können auch die guten Werke nicht ausbleiben.

Wird aber dieß gehörig bedacht und gewürdigt, so ist es minder schwer, der alten verfänglichen Frage von der Auserwählung mit der rechten Antwort zu begegnen. Bin ich auserwählt, bin ich es nicht? Diese Rede ist so überflüssig als nutzlos. Bin ich auserwählt, so muß ich dennoch sorgfältig das Böse meiden, das Gute thun; denn die Vernachlässigung meiner Pflichten würde vielmehr ein Zeichen des Gegentheils seyn. Gehöre ich nicht zu den Auserwählten? Wer sagt mir das, und vermag es zu behaupten? Ein andres Zeugniß dafür giebt es nicht, als einen schlimmen und verkehrten Lebenswandel. Damit also dieses Zeugniß keine Geltung habe, und in

Bezug auf mich als ein unwahres befunden werde, darf ich nur, mit dem Beistande von oben, meinen Lebenswandel ordnen. Ein Jeglicher, der im Frieden Gottes von hinnen scheidet, ist als ein Auserwählter zu betrachten. Was mir also, an und für sich, ungewiß und zweifelhaft bleibt, was aber dennoch, da die göttliche Gnade mir ihre Hülfe nicht versagt, von mir und meinem Entschlusse abhängt, das soll ich zur Gewißheit erheben; und zwar dadurch, daß ich nicht träge hinwarte, bis etwa die Gnade mich zum Guten zwingt, sondern daß ich selber mich zwinge, einzugehen durch die enge Pforte. Und dieß sagt uns die Mahnung des Apostelfürsten: Seyd sorgfältig, euren Beruf und eure Auserwählung durch gute Werke sicher zu stellen; denn wenn ihr so handelt, werdet ihr nicht sündigen, sondern es wird euch vielmehr der Eingang aufgethan in das ewige Reich unseres Herrn und Beseligers Jesu Christi.«

VII.

# Am zwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

„Und er glaubte mit sammt seinem ganzen Hause.“ (Joh. 4, 53.)

---

## Eingang.

Auf seiner Rückreise aus der Landschaft Samaria nach Galiläa war der Herr in Cana angelangt, und bis dorthin war ihm ein vornehmer Mann aus Capharnaum entgegen geeilt, um für einen Sohn Hülfe zu suchen, der hoffnungslos danieder lag. Die Entfernung zwischen beiden Orten war geringer als eine Tagereise, doch aber für einen geängstigten Vater weit genug. Glaubte dieser hochgestellte Mann an den Retter, zu dem er die Zuflucht genommen, oder glaubte er nicht? Seine Bitte an den Herrn, nach Capharnaum herab zu kommen, um den Sohn zu heilen, scheint wohl dafür zu sprechen. Auch lag keine geringe Zuversicht in dem Begehren, daß Jesus unverweilt und ohne Zwischenrast die Reise antreten möchte. Vielleicht war er durch das Ansehen, das sein Amt und seine Verwandtschaft mit Herodes ihm ver-

liehen, daran gewohnt, daß Jedermann seinen Wünschen entgegen kam. Jedenfalls aber wird der heilige Augustinus Recht behalten mit der Bemerkung: Die Bitten dieses Mannes hören wir; in sein Herz jedoch vermögen wir nicht zu schauen; dieses konnte nur der beurtheilen, der nicht bloß die Worte vernimmt, sondern auch die Gesinnung des Herzens durchschaut. Ohne Zweifel also hat der Mann aus Capharnaum den Vorwurf verdient: »Sofern ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, glaubet ihr nicht.«

Den bekümmerten Vater verletzte diese Rüge nicht, noch ließ er sich durch die Weigerung abschrecken, die darin zu liegen schien. Er erneuerte seine Bitte mit den Worten: »Herr komme herab, bevor mein Sohn stirbt.« Viel Unvollkommenes und Irrthümliches enthielt auch diese Bitte. Denn es bedurfte keineswegs der leiblichen Gegenwart des Herrn, um den Todtkranken zu retten; und selbst wenn er bereits gestorben, wäre es nicht zu spät gewesen. Allein dießmal zog die Bitte keine Rüge nach sich. Nur die eine Hälfte derselben ward abgelehnt; denn statt mitzugehen, sprach der Herr: gehe hin; die andere und wesentliche fand unmittelbare Gewährung in den Worten: »Dein Sohn lebt.« Beides, die Verweigerung wie die Erhörung, wie wir näher erwägen werden, war das Werk derselben göttlichen Huld und Güte. Nun lebte in dem Geängstigten die Hoffnung wieder auf; er glaubte der Rede, und begab sich auf den Heimweg. Er glaubte also nicht eigentlich an Jesum selbst, sondern vertraute seiner Rede; er nahm für gewiß und sicher an,

daß Jesus, den er als Propheten ehrte, die Wahrheit geredet habe; doch glaubte er noch kaum, daß dieses Wort des Herrn schon in sich selber die Macht war, welche die Genesung seines Sohnes bewirkte. Erst als er am nächsten Morgen, auf halbem Wege seine Diener antraf, die mit der Freudenbotschaft ihm entgegen gezogen, erst als er von ihnen erfahren, daß sein Sohn plötzlich gesund worden, und zwar in der nämlichen Nachmittagsstunde, da er die tröstlichen Worte des Herrn vernommen, ward er vollends im Glauben an Jesum befestigt, und von jetzt an glaubte er an ihn mitsammt seinem ganzen Hause.

So zeigt es sich an diesem Gange der Begebenheit, daß sein Glaube zuerst nur ein bloßes Meinen und Dafürhalten gewesen sey, ohne sichern Grund und ohne Festigkeit. Als er getrost das Wort des Herrn hinnahm, war sein Glaube schon entschiedener, aber noch ohne rechte Tiefe. Erst als er die göttliche Macht und Hoheit Christi kennen gelernt, erstarkte sein Glauben zur freudigen Gewißheit und Lebendigkeit, so daß er dieses neue Leben auch seinen Hausgenossen mitzutheilen vermochte. Weder der schwankende, oberflächliche, noch der todte Glaube können ja das Heil bringen; und soll er als der echte und segensvolle erkannt werden, so muß er in dreifacher Weise, nämlich durch die Festigkeit oder Stärke, durch die Tiefe und die Lebendigkeit sich erproben. Diese drei Kennzeichen sind es, die wir nun in Kürze betrachten wollen.

1.

So oft das Tageslicht und das nächtliche Dunkel zusammen treffen, so entsteht der Mittelzustand der Dämmerung, die weder das eine ist noch das andre; und es kommt nur darauf an, welches von beiden das Uebergewicht erlangt. Das Dämmerlicht des Abends geht gänzlich unter in nächtliche Finsterniß; die Morgendämmerung hingegen wächst rasch und siegreich bis zur Tageshelle. Ein ähnlicher Mittelzustand in der menschlichen Seele ist der Halbglaube, der zwischen dem Glauben und Unglauben schwankt, und der entweder in die Nacht des Unglaubens untergeht, oder auch zum vollen Lichte des Glaubens sich erheben kann, sofern es an zwei Erfordernissen, nämlich am guten Willen, und an den Mitteln der Belehrung nicht mangelt. In jenen Zeiten, die schon mehr als ein Jahrhundert zurück liegen, und in welchen die sogenannte Freigeisterei im Schwunge, aber noch nicht mächtig genug war, um das Ansehen der Kirche zu verdrängen, zeigte sich dieses Schwanken nicht selten in sehr abenteuerlicher Weise. So ist die Geschichte jenes Spötters (er hieß Desbarreaux) weltbekannt, der an einem Fasttage mit seinen Freunden gar fröhlich bei einem Fleischgerichte saß, bis ein furchtbares Hochgewitter die Freuden des Gelages störte. Als die rothen Blitze mitten in das Zimmer hinein züngelten, und von den Donnerschlägen die Fenster erdröhnten, da schleuderte er die Schüssel in den Hof hinaus, und murrte: ob es wohl der Mühe werth sey, wegen einer solchen Kleinigkeit so gewaltig zu grollen?

Wenn es ihm mit dieser Aeußerung Ernst war, so befand er sich in einer solchen Schwankung zwischen Leichtsinn und Furcht, zwischen Unglauben und Ueberglauben, wie sie in unserer Zeit nur noch bei rohen oder halbgebildeten Menschen vorkommt, während die vermeintlich höhere Geistesbildung es sich zum Gesetz gemacht hat, auf die Lehren und Gebote der Kirche gar nicht mehr zu achten. Was die Welt, auf der jetzigen Höhe ihrer Einbildung, von Gott und von den jenseitigen Dingen denkt, sind bloße Vermuthungen und Meinungen, die gleich Nebelgestalten wechseln und zerrinnen; was ihr vom Glauben an Jesum übrig geblieben, ist höchstens die Bewunderung einer sittlichen Erhabenheit, die man nicht ansteht eine göttliche zu nennen, ohne es übrigens mit diesem Ausdruck sehr genau zu nehmen.

Diesen Gleichgiltigen, die den Glauben keineswegs völlig verwerfen und anfeinden, sondern nur für ihre Person darauf Verzicht leisten, fehlt es nicht an einer Ausrede, die ihrem Gewissen zur Rechtfertigung dienen soll. Der Glaube, sagen sie, wird ja eine Gabe Gottes, eine der Seele von Gott mitgetheilte und eingeflößte Kraft oder Tugend genannt; er kann daher nicht Jedermanns Sache seyn, wie das der Apostel Paulus ganz ausdrücklich gelehrt hat. »Betet für mich,« so schrieb er an die Gemeinde von Thessalonich, damit das Wort Gottes seinen Fortgang habe und verherrlicht werde, wie es unter euch geschehen, und daß wir befreit werden von anmaßenden und argen Menschen — die näm-

lich mit irrthümlichen Lehren sich hervor drängen — denn nicht Jedermanns Sache ist der Glaube.« *) Verhält es sich aber so, wie will man denjenigen, denen der Glaube mangelt, einen Vorwurf daraus machen? Wie sollten sie dafür noch verantwortlich seyn, daß ihnen diese Gabe von oben nicht verliehen worden?

Wenn diese Beweisführung eine richtige wäre, so hätte auch jener Soldat, der bei jeder Gelegenheit die Flucht ergriff, Recht gehabt, als er seine Feigheit damit entschuldigte: es verhalte sich mit der Tapferkeit ganz so wie mit dem Glauben; beide seyen eine Gabe Gottes, und wem sie nicht gegeben, dem sey keine Schuld beizumessen. Allein wer sieht nicht, daß dieß eine sehr unpassende Zusammenstellung ist? Muth und Tapferkeit können häufig als natürliche oder angeborne Eigenschaften gelten, wie so manche andre Anlagen, die der Eine besitzt, der Andre nicht. Der Glaube hingegen ist nichts weniger als eine natürliche und angeborne, sondern eine übernatürliche Tugend, eine geistige Gabe, die jedoch Jeder erst durch lebendige Uebung sich aneignen und bewahren muß, ähnlich wie das bei der Weisheit, der Klugheit, der Mäßigkeit und jeder rechten Tugend der Fall ist. Wenn nun der Apostel vom Glauben aussagt: er sey nicht Jedermanns Sache, so will er ganz einfach damit bemerken: daß nicht ein Jeglicher an der sittlichen Strenge, an der Zucht des Gehorsams, der Gerechtigkeit, und den übrigen Schran-

---

*) 2. Thessal 3.

ken ein Wohlgefallen habe, welche einzuhalten der Glaube verpflichtet, und deßhalb nicht geneigt sey, sich von diesem beherrschen zu lassen.

Unstreitig ist der heilige Glaube an sich eine Gabe Gottes, die auf keinem andern Wege als durch die Vermittlung und die Verdienste Christi uns verliehen wird. Indem wir an Gott glauben, setzen wir nicht bloß die ewige Wesenheit und Herrlichkeit Gottes voraus, sondern auch die Einwirkung seiner Huld und Gnade auf unser Herz, die uns erweckt, erleuchtet und bewegt, damit wir zu Ihm, dem Unsichtbaren, streben, und seinen Willen erkennen. Dieses Einwirken Gottes auf den menschlichen Geist und Willen ist nicht auf Einzelne beschränkt, und insbesondre wird die Gabe des Glaubens, in ihrer vollen Bedeutung, einem Jeden mitgetheilt, der in den Schooß der Kirche aufgenommen, und durch den göttlichen Geist geheiligt worden. Allein sie wirkt eben in unserm Innern nicht als eine zwingende, sondern als erleuchtende, rathende, lenkende Macht, welcher der Mensch sich frei unterwerfen, und nach deren Vorschriften er handeln soll.

Je treuer dieß geschieht, je williger dieser Gehorsam, desto mehr wird auch die Glaubenskraft in unserem Herzen zunehmen oder erstarken, um jenen Grad von Festigkeit zu gewinnen, ohne die er nichts Heilvolles wirken kann. Das wußte jener Mann, der im Gefühl seiner innern Unsicherheit die Bitte aussprach: »Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben! »So lange wir zwischen Glauben und Unglauben hin und her schwan-

ken, ist allerdings von der Entschiedenheit unserer Gesinnung wenig zu rühmen, und wir sind unsres Weges nicht sicher. Soll der Glaube unser Führer oder Wegweiser seyn, so darf er nicht jenen Stangen gleichen, die in hohen und öden Alpengegenden von einer Strecke zur andern aufgerichtet sind, um dem einsamen Wanderer die Richtung des gewundenen Pfades zu zeigen, den er zwischen Klippen und Geröll aufzusuchen hat. Diese Stangen nämlich stehen nicht fest, sondern locker und beweglich im Boden, damit sie vom Sturme nicht umgerissen werden. Viele Christen scheinen die Meinung zu hegen, daß auch ihr Glaube, als Wegweiser durch die Gefahren des Lebens, einige Beweglichkeit haben müsse, um jedem Winde der herrschenden Ansicht, und den Forderungen der unordentlichen Selbstliebe, oder, wie man zu sagen pflegt, der Gewalt der Umstände nachzugeben.

Der rechte Glaube ist unverträglich mit solch einem unsichern Schwanken. Wie sein Inhalt unveränderlich und von ewiger Geltung, so ist auch eine ihm wesentliche Eigenschaft die Festigkeit. Diese aber hat ihren Felsengrund in der göttlichen Wahrheit selbst, oder, um bestimmter zu reden: in Christo und seiner Kirche. Wollte Jemand so anmaßend seyn, von einer andern Grundlage zu reden, so hat der Apostel diesem Beginnen schon abgewehrt in den Worten: »Sofern einer aus uns, oder ein Engel vom Himmel ein anderes Evangelium euch ankünden würde, im Widerspruche mit dem, das wir euch mitgetheilt haben, der hat den Bann ver-

wirkt« *) d. h. er ist vom Reiche des Lichtes und der Liebe ausgeschlossen. Aehnlich lehrt derselbe Apostel auch: Niemand kann eine andere Grundlage, ein anderes Fundament setzen, als das schon von Gott gesetzte; dieses aber ist Jesus Christus. Das Fundament der Menschenwelt wird der Herr genannt, weil seine menschliche Natur ewig in der Wahrheit Gottes ruht, und weil er durch seine göttliche Kraft und seine menschliche Gerechtigkeit die ganze Menschenwelt trägt, die er erlöset und neu belebt. Darum wird der Glaube an Ihn der Keim genannt, welcher den Anfang unseres neuen und geistigen Lebens in Christo bildet. **) Nun wissen wir aber, daß ein Baum nur durch lebendige und tiefe Wurzeln im Boden sich befestigt; und so wird auch die Festigkeit unseres Glaubens davon abhängen, ob er an Tiefe und Lebendigkeit zunimmt.

2.

Der heilige Jakobus ermahnt die Gläubigen, gelehrig und bereitwillig das eingepflanzte Wort aufzunehmen, das unseren Seelen das Heil zu bringen vermag. ***) Und ganz übereinstimmend mit seiner Mahnung ist, in der Parabel vom Säemann die Lehre, nach welcher das Gotteswort nur in dem tiefen Erdreich eines gutwilligen Herzens reiche Frucht bringt. Diese Tiefe jedoch

*) Galat. 1, 8. **) Hebr. 3, 11. ***) Jak. 1, 21. 14

bedeutet nicht bloß die innerste Kraft des Willens, sondern schließt zugleich mit der Liebe zu den Glaubenslehren noch etwas anderes ein, was nothwendig mit ihr verflochten ist: nämlich das Streben, durch Betrachtung und Beherzigung jener Lehren auch an der Einsicht in dieselben zuzunehmen. Zwar giebt es noch immer Leute, die das nicht gelten lassen, weil sie behaupten, daß Vernunft und Glaube einander widersprechen; allein diese angeblich fromme Behauptung ward von der Kirche stets als eine heillose verworfen. Wenn der Glaube gegen die Vernunft wäre, wie könnte es dann wahr seyn, daß in Christo alle Schätze der Weisheit und Wissenschaft verborgen sind? *)

Wir Alle kennen die Worte des Herrn: »Wer zu seinem Bruder sagt: du Narr (du nichtswürdiger Thor), hat das Feuer der Gehenna verschuldet.« Der heilige Hieronymus fügt die erklärende Bemerkung hinzu: daß ein solcher Ausdruck unter Christen der ärgste Schimpf, die schwerste Beleidigung sey. Denn sobald Jemand Christum kennt, der die Weisheit Gottes ist, mit welchem Rechte darf man einen Solchen der Thorheit zeihen? Soviel aber ist gewiß, daß der einfachste Christ, der die wichtigsten Lehrsätze seines Glaubens inne hat, in denselben bei weitem mehr Wahrheit und Lebensweisheit besitzt, als die berühmtesten Weisen der Vorzeit. Wir werden daher auch der albernen Meinung nicht beistimmen, als ob Gottes Wohlge-

*) Col. 2, 3.

fallen vorzugsweise auf den Unwissenden ruhe. Auf den Schlichten und Einfachen wohl, die in Demuth ihm dienen, sie mögen gelehrt oder ungelehrt seyn; aber auf solchen Unwissenden keineswegs, die aus Trägheit oder Gleichgiltigkeit die Kenntniß der heiligen Wahrheit vernachlässigen. Je gewißer der Glaube der Lebenskeim aller echten Bildung ist, desto weniger kann er die Sache gedankenloser, roher und pöbelhafter Menschen seyn.

Zwar ist die Kirche eine liebende Mutter, die ihre zahllosen Kinder nach Bedürfniß und Fähigkeit unterscheidet, und nicht von Allen den gleichen Umfang religiöser Kenntniß fordert. Was sie aber von Jedem ohne Unterschied verlangen muß, besteht darin, daß er mindestens zwei Glaubenslehren inne habe, von denen das Heil wesentlich bedingt wird: die Lehre von dem unendlichen, überweltlichen, dreieinigen Gott, und von dem Menschgewordenen Worte, als dem göttlichen Mittler; oder kürzer gesagt: die Kenntniß des Schöpfers und des Erlösers. Allerdings sind diese beiden Glaubenssätze von einem unendlichen Inhalt; da alle Wahrheiten des Heils, alle Gaben und Anstalten der Kirche, alle Pflichten des sittlichen Wandels aus ihnen sich entfalten. Damit aber diese reiche Fülle aus denselben sich entwickle, und in der menschlichen Gesellschaft sich ausbreite, muß der Glaube ein lebendiger seyn, und lebenskräftig im Schooße der Familien gedeihen.

Nach diesen Voraussetzungen denken wir nun an den vornehmen Mann von Carphanaum zurück, und

an die Art, wie er stufenweise im Glauben zunahm. Hätte der Herr ihn, nach dem Wortlaut seiner Bitte, persönlich zu dem todtkranken Sohne begleitet, so wäre die Wohlthat nur eine zeitliche und irdische, und sein Glaube ein schwacher Anfang geblieben, ohne zur Kenntniß der Herrlichkeit Christi sich aufzuschwingen. Und doch war gerade dieß das Wesentlichste. Denn nicht deßhalb hat Gott durch ein unendliches Mysterium die Menschheit heimgesucht, und nicht dazu bloß ist der Herr auf Erden erschienen, um in einem kleinen Winkel der Welt einigen Eltern ihre Kinder wieder zu geben, und da und dort die Thränen des Kummers zu trocknen, sondern um die Herrschaft der Sünde zu brechen, das Gottesreich zu gründen, und durch den Glauben an die Person und Sendung des Erlösers alle Menschen zum Heil zu berufen. Die Offenbarung seiner himmlischen Macht war lediglich das Mittel, um diesen Glauben zu wecken. Darum verweigerte der Herr einen Theil der Bitte, um dem Bittenden etwas unendlich Größeres geben zu können. Er gieng nicht mit ihm nach Capharnaum; denn er wollte in höherer Weise mit ihm seyn, und durch den Glauben in seinem Herzen wohnen. Und so übte das Wort: »gehe hin, dein Sohn lebt« eine zweifache Heilkraft. In die Ferne wirkend und im Gebiete der Natur schaltend, rettete es den Jüngling vom leiblichen Tode, und durch seine geistige Macht erweckte es den Vater des Jünglings zum Leben des Glaubens.

So wird es in unserm Evangelium bezeugt in den

Worten: »der Mann glaubte dieser Rede und gieng.« Er gieng, bemerkt dazu Anselmus, indem er zugleich Fortschritte machte im Glauben. Diesen Fortschritt aber erkennen wir sowohl an dem Vertrauen, mit welchem er frohen Muthes gehorchte, als auch an den Gedanken, die auf dem Heimwege ihn beschäftigten, und die an seinem Benehmen offenbar wurden. Er hat kaum die Hälfte des Weges zurück gelegt, als er schon seine Diener gewahr wird, welche mit der freudigsten Botschaft ihm entgegen eilen, die man einem bekümmerten Vater bringen kann. Dennoch lag ihm jetzt nichts dringender am Herzen, als sich nach der Stunde zu erkundigen, in der es mit seinem Sohne besser geworden. Diese Wißbegierde war der Eifer seines zum Lichte strebenden Glaubens. So groß seine Freude an dem wieder gegebenen Sohne war, verdrängte sie in seinem Herzen doch nicht das Verlangen, den Urheber der Wohlthat in voller Wahrheit zu erkennen.

So nahm also, wie der ehrwürdige Beda sagt, sein Glaube den Anfang, als er um die Rettung des Sohnes bat, den Fortgang, als er dem Worte des Herrn vertraute, und gedieh zur Vollendung, als ihm aus dem Berichte der Diener die allgebietende und allwissende, also göttliche Macht und Würde Christi klar wurde. Diese Tiefe und Lebendigkeit seines Glaubens konnte nicht in seinem Herzen verschlossen bleiben; sein Dank, seine freudige Erkenntniß, sein neues geistiges Leben theilte sich allen Genossen seines Haushaltes mit; er glaubte mit seinem ganzen Hause. An diesem

schönen Beispiele erkennen wir nun auch die Mittel und Wege, durch welche das Heil des Christenthums in das Leben der Familien und in die Völker eindringt, so wie im Gegentheile den Grund der traurigen Thatsache, daß an so vielen Orten das christliche Bekenntniß sammt dem Segen des Glaubens aus den Kreisen der Gesellschaft verschwindet.

Bekannt genug ist, was zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, in der Stadt Florenz, zwei französischen Künstlern begegnete, die sich verabredet hatten, eines Abends auf dem großen Marktplatze sich zu treffen. Das Gedränge der Menschen war jedoch so groß, daß sie einander lange vergeblich suchten, bis endlich die Stunde schlug, in welcher von allen Thürmen zum englischen Gruße oder Ave Maria geläutet wurde. Da kniete die ganze Menge nieder, um zu beten, mit Ausnahme zweier junger Männer, die aufrecht stehen blieben. Es waren dieß die beiden fremden Maler, die einander so lange gesucht; jetzt aber erblickten sie sich wechselseitig, und hatten sich gefunden. Hier zeigten sich also nur zwei Ungläubige oder doch Geringgläubige unter vielen Tausenden, die ihren Glauben öffentlich bekannten; während in der Gegenwart, zumal in großen und volkreichen Städten, bei einem ähnlichen Anlasse gerade das Gegentheil sich zu ereignen pflegt. Und obgleich es auf das Bekenntniß des Herzens noch mehr ankommt, als auf die äußerlichen Zeichen, so ist das eben erwähnte Beispiel doch schon deshalb sehr bezeichnend, weil der englische Gruß das Mysterium der Menschwerdung

Gottes, die große That der Erlösung verkündet, und daher das Wesen des Christenthums in sich faßt.

Wo ist nun der Grund davon zu suchen, daß überall, unter den sogenannt Gebildeten wie unter den Ungebildeten, die Zahl der Gläubigen, im rechten Sinne des Wortes, so gering geworden? Die eine Ursache liegt darin, daß es an der Lebendigkeit des Glaubens mangelt. Denn obwohl der Glaube durch Sünde und sittlichen Abfall nicht geradezu getilgt wird, sondern bei aller Untreue noch fortdauern kann, so ist er in diesem Zustande doch nur ein todter, der weder dem eigenen Leben des Treulosen aufzuhelfen, noch in anderen Menschen Ehrfurcht und Nachahmung zu wecken vermag, indem er vielmehr, durch den Widerspruch zwischen Bekenntniß und Wandel, diesen letzteren zum Aergerniß wird und sie irre führt. Die andre Ursache, mit der ersten eng verkettet, ist diese, daß es nur allzuhäufig, und zwar von Seite derjenigen, die dazu am meisten berufen und verpflichtet sind, an lebendigen Vorbildern und Führern gebricht. Der freudige Glaube, den der vornehme Mann von Carpharnaum in sein Haus brachte, ward darin bald heimisch, da Alle dem Ansehen und Beispiel des Familienhauptes folgten. Wie die Schlinggewächse, die an den Bäumen hinan ranken, so die Kinder, die Ungelehrten und Untergeordneten, die nicht selbstständig zu denken und zu wählen wissen; sie halten einfach an die Grundsätze und das sittliche Vorbild ihrer Eltern, Vorsteher, Brodherren, und aller derjenigen, die in der Welt irgend ein Ansehen sich erworben.

So bleibt also das Wort des Weisen in allen Zeiten wahr: »Wie die Oberen und Lenker einer Stadt beschaffen sind, eben so auch die Bewohner derselben. *) Wenn nun, wie es häufig vorkommt, ältere Leute, Familienväter und Meister über den Unglauben und die Zuchtlosigkeit der jüngeren Geschlechter bittere Klagen erheben, so mögen sie vorerst bedenken, ob sie nicht zum großen Theile selber daran schuld waren, oder es noch immer sind. Wir alle aber, ob alt oder jung, mögen emsig die Mahnung des Apostels beherzigen: »versuchet euch selbst, ob ihr im Glauben lebt, prüfet euch selber.« **)

Dreifach, wie wir gesehen, kann der Glaube sich gestalten; und zwar zuerst als ein unsicheres unbestimmtes Meinen, eine Regung des religiösen Gefühls; sodann als eine bloße Kenntniß und ein dürres Fürwahrhalten der geoffenbarten Lehre; endlich als festbegründete, lebendige Einsicht und Gesinnung, und diese erst ist der Glaube, welcher durch die Liebe wirkt. Wer demselben getreu bleibt, der ist, nach den Worten des Psalmes, wie ein köstlicher Baum, der seine Frucht bringt zur rechten Zeit, gepflanzt im Hause des Herrn, in den Vorhöfen des Hauses unseres Gottes. —

*) Eccli. 10, 2. **) 2. Cor. 13, 5.

VIII.

# Am zwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

»Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht.«
(Joh. 4, 48.)

---

## Eingang.

Ein Mann von höherm Stande, der in der Stadt Capharnaum wohnte, wahrscheinlich ein Beamteter des Fürsten Herodes Antipas, hatte kaum die Kunde vernommen, daß Jesus auf der Rückreise aus Judäa sich befinde, als er schon in der Angst seines Herzens ihm entgegen eilte, und für einen geliebten Sohn um Hülfe flehte, der in Todesnöthen lag. Die Antwort, die er empfieng, war augenscheinlich ein Verweis, eine Rüge. »Sofern ihr nicht Zeichen uud Wunder sehet, so glaubet ihr nicht!« Und allerdings erregt diese Erwiederung unser Befremden. Was konnte dem tiefgebeugten Mann für jetzt näher am Herzen liegen, welch ein andrer Gedanken ihn beschäftigen, als das Leben seines Sohnes, und der Wunsch, es gerettet zu sehen? Und womit hatte er verdient, des Unglaubens wegen getadelt zu werden,

da er doch gerade dadurch, daß er einzig von Christo noch Hülfe erwartete, von seinem Glauben und Vertrauen den sprechendsten Beweis gegeben?

Da jedoch das Urtheil des Herrn ein unfehlbares ist, so ist voraus zu setzen, daß in dem Benehmen und in der Zuversicht des Bittenden etwas Schwankendes und Unsicheres gewesen sey. Auch wird es an dem Verlaufe der Begebenheit ersichtlich, daß er gleich zu Anfang nicht mit voller Sicherheit und Gewißheit an Jesum glaubte, von dem er doch früher in Capharnaum so vieles vernommen hatte, und daß ihn eben nur die Absicht hieher führte, noch einen und zwar den letzten Versuch für die Rettung seines Sohnes zu wagen. Erst später, da die Thatsache der vollendeten Heilung in allen ihren wunderbaren Umständen, und als Werk einer übernatürlichen Macht vor seiner Seele stand, ward er im vollen Sinne gläubig und ein eifriger Jünger Christi. So bedurfte demnach sein Glaube, um von einem schwachen Anfange zur rechten Kraft und Lebendigkeit zu erwachsen, eines Wunders, woran er die göttliche Macht des Herrn erkannte, und wäre dieses nicht erfolgt, so ist wohl als wahrscheinlich anzunehmen, daß er das freudige Leben des Glaubens nicht gewonnen hätte.

Diese schwächliche Halbheit der Gesinnung ist es, die dem Herrn mißfiel, und die er auch an Anderen oft gerügt hat. Wie er überall nur das will, was im Geiste und in der Wahrheit sich erprobt, so ist es seine ausdrückliche Forderung, daß wir nicht wunderbare Vorgänge zur Bedingung des Glaubens machen, unsern Glauben

nicht auf Zeichen und Wunder bauen, sondern auf Christum selbst. Bei allem dem war nicht bloß sein ganzes öffentliches Leben und Wirken eine stete Reihe wunderbarer Thaten, sondern er selber hat gar oft auf diese Werke, als auf Thatsachen sich berufen, die seine göttliche Macht beurkunden und den Glauben an dieselbe begründen, so daß, seinem eigenen Ausspruche nach, denjenigen, die ihm feindselig widerstrebten, kein Grund zur Entschuldigung übrig blieb. Ja er hat sogar gelehrt: »wer an mich glaubt, wird die Werke, die ich thue, ebenfalls wirken, und größere noch als diese; weil ich zum Vater gehe.« Er hat also dadurch verheißen, daß auch seine Kirche, und zwar durch den Beistand von oben, einer eben so wunderbaren Wirksamkeit sich erfreuen werde.

Was daraus hervorgeht, ist eine zweifache Lehre, deren beide Sätze einander zu widersprechen scheinen. Wir sollen nämlich an die Wunder Christi glauben, seine göttliche Herrlichkeit an ihnen erkennen, und doch soll unser Glaube kein bloßer Wunderglaube seyn. Wir sollen an Christum glauben, weil Wunder und Zeichen uns dazu verpflichten; und wiederum sollen wir glauben, ohne als Bedingung unsres gläubigen Gehorsams Zeichen und Wunder zu fordern. Und da dieser Gegensatz im kirchlichen Leben zu allen Zeiten sich geltend macht, so wird es wohl nöthig seyn, daß wir näher darauf eingehen, indem wir uns mit den beiden Fragen beschäftigen: zuerst, in welchem Verhältnisse das Wunder zum kirchlichen Glauben, und sodann, in welchem Verhältnisse der kirchliche Glaube zu dem Wunder steht. —

1.

Der greise Abt Petrus, der in dem berühmten Kloster Laura in Palästina wohnte, kam auf seinen Wanderungen oft an die Ufer des Jordan, woselbst er, gleich den heiligen Aebten Sabas, Gerasimus und Anderen, wenn keine bessere Zuflucht sich vorfand, mit dem Lager der Panther und Löwen sich behalf, die damals noch in den Felsenhöhlen dieser Gegend heimisch waren. Wehrlos wie er war, hatte er doch keine Furcht vor diesen Raubthieren, denn es war ein Mächtiger mit ihm, der ihren Grimm in Schranken hielt. Einstmals, als er gleich nach der Rückkehr aus der Wüste in das Gotteshaus eintrat, zog er zwei ganz junge Löwen hervor, die er unter seinem Mantel verborgen gehalten, zeigte sie den versammelten Brüdern, und sprach: Sofern wir den Geboten unseres Herrn Jesu Christi ganz getreu wären, würden diese Bestien uns fürchten; weil wir jedoch unter der Knechtschaft der Sünde uns befinden, haben wir Furcht vor ihnen.

Diese Behauptung, die nur dadurch neu erschien, daß sie gleich in einer sehr anschaulichen Thatsache ihre Bestätigung fand, hätte an sich eines solchen Zeichens gar nicht bedurft. Denn indem sie die Macht und Herrschaft andeutet, die uranfänglich dem Gottgetreuen Menschen über die gesammte Natur verliehen worden, bezeichnet sie zugleich das Ziel des ganzen Erlösungswerkes, nämlich die Wiederherstellung des Menschen zu seiner vollen Würde und Bestimmung. Diese Erneuerung aber hat im Leben und in der Gerechtigkeit

Christi ihre Grundlage, und ist in Ihm, als dem Haupte der Menschheit, schon ausgeprägt und vollendet. Die Herrschaft des menschlichen Geistes über die körperliche Welt, die Erhabenheit desselben über alle Naturmächte, war der Menschheit Christi eigenthümlich; und wenn er dennoch den Leiden und dem Tode sich unterzog, die an Ihn kein Recht hatten, so geschah dieß nur in Folge seiner eigenen freien Wahl, um durch das Verdienst seines Gehorsams die Schuld und Strafe des menschlichen Ungehorsams thatsächlich zu sühnen.

So konnte es also gar nicht ausbleiben, ja es gehörte wesentlich zur Offenbarung seiner verborgenen Herrlichkeit, und seiner himmlischen Sendung, daß der Herr überall solche Werke vollbrachte, durch welche er sich selber als den Wiederhersteller der Menschheit, als den Retter vom geistigen und leiblichen Verderben, als den Bezwinger des Todes kund gab. Darum beziehen sich die wunderbaren Werke die er vollzogen, so überaus mannigfaltig sie auch erscheinen, sämmtlich doch nur auf den Einen Zweck seiner Sendung: »ich bin gekommen, damit sie (die Menschen) das Leben besitzen, und zwar in der ganzen Fülle.« Die Vollendung aller seiner Wunder ist seine eigene, leibliche Auferstehung und ewige Verklärung. Darum sollte und konnte die Macht des verklärten Hauptes auch an seinen lebendigen Gliedern in der Kirche zum Vorschein kommen, wie das in einzelnen Fällen zu allen Zeiten sich ereignet hat.

Wenn es nun geschieht, daß Gottgetreue und

höher begabte Menschen durch die Macht Christi, der in ihren Herzen wohnt, körperliche Gebrechen heilen, Todte erwecken, dem Sturm, den Flammen oder dem Grimme der wilden Thiere Einhalt gebieten, so sind das Vorgänge, die man mit scheinbar ganz entgegen gesetzten Namen bezeichnen kann. Da sie nämlich von dem Mysterium der Menschwerdung des ewigen Wortes, also von der Erlösung, den Ausgang nehmen, so muß man sie Wunder nennen, insofern sie mit dem jetzt gewöhnlichen Gange der Dinge nichts gemein haben. Man kann sie aber auch, im höchsten und wahrsten Sinne, als regelmäßige oder normale Vorgänge betrachten, weil sie auf die ursprüngliche, von Gott gesetzte Ordnung zurück weisen, und eben so entschieden auch, als Vorboten oder prophetische Zeichen, auf die künftige Verklärung hindeuten, zu welcher dereinst die menschliche Natur wieder erhoben werden soll.

Solche wunderbare Vorgänge und Werke sind daher auch als Mittel zu betrachten, welche nicht selten nützlich, ja nothwendig werden können, um die Unmündigen oder für die Erkenntniß noch wenig Befähigten zu wecken, damit sie stufenweise zum Erfassen der geistigen Glaubenswahrheit geleitet werden. Dieß ist die Ansicht die der heilige Augustinus aufstellt. Sehr viele Menschen geben sich weit mehr dem Anstaunen wunderbarer Vorgänge hin, als dem Nachdenken über die Ursachen, durch deren Erkenntniß die Wunder aufhören, sonst nichts als bloße Wunder zu seyn. Deßhalb, setzt er hinzu, ist es nothwendig, solche Menschen mittelst

der sichtbaren Wunder zum Glauben an das Unsichtbare zu erwecken, damit sie, durch die Gottesliebe geläutert, und näher mit der Wahrheit vertraut, dahin gelangen, daß sie bei dem bloßen Verwundern nimmer stehen bleiben. So tiefsinnig diese Worte, sind sie doch leicht zu verstehen. Die Wunder sind nämlich nicht dazu bestimmt, daß wir sie bloß anstaunen oder uns einfach über dieselben verwundern, sondern zu dem Ende, daß wir nach den höheren Ursachen forschen, aus welchen sie hervor gehen, und nach den Zwecken, um derer willen sie geschehen.

Sobald wir also zur Einsicht gelangt sind, daß es eigentlich, und zwar nach dem Zeugnisse des Apostels *), nur Ein großes Wunder in der Menschheit gibt, in welchem alles neue Leben derselben seine Quelle hat, nämlich Jesus Christus, so werden wir nimmer mehr müßig dabei verweilen, die einzelnen Ereignisse zu bewundern, die seine Macht bewirkt, ohne dabei sonst etwas zu bedenken und zu beherzigen. Jedes Ereigniß der Art soll uns vielmehr an den lebendigen Grund unsres Glaubens erinnern, so wie an die Pflichten, die dieser Glaube uns auflegt. Wer hingegen das Wunderbare bloß um des Wunders willen liebt, dem kann es wenig zum Heile fruchten. Je tiefer und gründlicher daher unser Glaube an Christum sich befestigt, desto weniger werden wir die Wunder bezweifeln, die in seiner Kirche geschehen sind und immer noch geschehen;

*) 1. Timoth. 3, 16.

allein wir werden nach diesen Zeichen nicht so kindisch verlangen, und derselben so dringend nicht bedürfen, als ob durch dieselben unser Glaube erst geweckt oder befestigt werden müßte.

In den ersten Jahrhunderten verhielt es sich freilich damit anders. Die vollkommene Neuheit der Lehre, die den heidnischen Begriffen und Träumen, den weltlichen Grundsätzen und Gewohnheiten so fremd und widerwärtig erschien, machte die Beweiskraft glänzender und überraschender Thaten in so lange nöthig, bis die Menschen im Schooße der christlichen Gemeinden, im Leben des Glaubens erzogen, und vom göttlichen Geiste belehrt, die sittlichen Aufgaben des Christenthums tiefer zu erfassen wußten. Die heiligen Väter, z. B. Chrysostomus und Gregorius, erklären dieß an dem Bilde eines jungen neu gepflanzten Baumes, den man so lange mit Pfählen, Umzäunungen und öfterm Begießen schützt und pflegt, bis er stark genug geworden, um den Stürmen, der Dürre und anderm Ungemach zu widerstehen. So lange der Glaube einer neuen, noch zarten Pflanzung glich, wurde er durch zahlreiche Hülfsmittel von oben beschirmt, gepflegt und im Wachsthum gefördert; nachdem er fest gewurzelt und erstarkt, waren diese außergewöhnlichen Schutzmittel nimmer nothwendig. Während daher im Anfange sehr viele Gläubige, selbst minder Würdige, mit Wundergaben oder Charismen beschenkt wurden, sind gegenwärtig selbst die Würdigsten nur selten damit ausgerüstet, weil der durchgebildete Glaube, dessen Grundfeste und Beweis die

sichtbare apostolische Kirche ist, solcher Beihülfen nicht mehr bedarf.

Wir können noch weiter gehen und unbedenklich es aussprechen: wie gerade darin die Kraft und die Festigkeit der lehrenden Kirche sich bewähre und kund gebe, daß sie unter der Lenkung des heiligen Geistes, von einem Jahrhundert zum andern, mitten unter stets erneuerten Angriffen, die Glaubenslehre in unverfälschter Reinheit behütet, und die glanzvollsten Irrthümer überwältigt, ohne zum Beweise für die Richtigkeit ihrer Entscheidungen erst auf ein Wunderzeichen warten zu müssen. Die Juden verlangen Zeichen, die Griechen Weisheit; den Gläubigen aber genügt die Offenbarung der Gottesmacht und Gottesweisheit in Christo. Dieß also ist das Verhältniß, in welchem das Wunder zur Kirche steht, oder der Einfluß, den es auf ihren Glauben hat; und wir wollen uns nunmehr noch darüber belehren, was für ein Verhalten die Kirche dem einzelnen Wunder gegenüber beobachte.

2.

In allen Jahrhunderten war es eine der wichtigsten Aufgaben der lehrenden Kirche, für die Reinheit der Glaubenswahrheit zu wachen, und jeder schiefen oder einseitigen Richtung, die zu Irrthümern und gefährlichen Folgerungen verleiten kann, Einhalt zu thun. Zu diesem Zwecke ward ihr das unfehlbare Ansehen verliehen, das auf dem Felsen, d. h. auf der apostolischen Nachfolge der Stellvertreter Christi, begründet ist. Mit der nämlichen Sorgfalt aber, welche sie den Glaubens-

lehren widmet, wacht sie auch über die Wahrheit und Echtheit solcher Ereignisse und Vorgänge, die von Unkundigen oder Leichtgläubigen unbedenklich als Wunder angestaunt werden, damit auch in diesem Gebiete kein Unkraut unter den Weizen gesäet werde. Durch feinen oder groben Trug bewirkte, vorgebliche Wunderdinge hat sie niemals geduldet, vielmehr jeden frechen Betrug der Art mit den härtesten Strafen geahndet. Sie selbst als Besitzerin und Wächterin des reinen Glaubens ist nichts weniger als wundersüchtig, und als makellose Mutter der Gläubigen, die vom göttlichen Geiste der Wahrheit regiert wird, hat sie kein Wohlgefallen an solchen Kindern, die gleich den Juden nur Wunderzeichen begehren, ohne Gott huldigen zu wollen im Geiste und in der Wahrheit.

Unter der Regierung des Königs Emanuel von Portugall waren einst, wie Osorius erzählt, viele Leute in einer Kapelle versammelt, wo sie vor einem Bilde des Gekreuzigten beteten, als plötzlich aus der Vertiefung der Seitenwunde ein blendender Lichtstrahl hervor leuchtete. Sogleich erhoben die Portugiesen, wie es ihre reizbare und heftige Gemüthsart mit sich bringt, ein großes Geschrei des Staunens und Entzückens, und alles gerieth in lärmende Bewegung, bis es Einem aus der Menge gelang, mit seiner Stimme durchzudringen, und die Leute eines andern zu belehren. Er hatte den Vorgang genauer beobachtet, und zeigte ihnen nun, daß in dem morschen Holze des Bildwerks eine Lücke entstanden sey, durch welche die Strahlen der Sonne in die

Kapelle eindrangen. Die Sache war unläugbar, und Jeder mußte sich davon überzeugen; unglücklicherweise jedoch erkannte man in diesem Wahrheitliebenden Manne einen der Neubekehrten, deren Anzahl in dem früher von Juden und Mauren bevölkerten Lande sehr groß war. Dieß gab den Ausschlag. Wüthend warfen sich die Leute auf ihn, schalten ihn einen Religionsverächter und Gottesläugner, und brachten ihm so viele Messerstiche bei, daß er todt blieb; darauf vertheilten sie sich, durch stets zunehmende Pöbelhaufen verstärkt, in die Straßen, und richteten überall in den Häusern der Juden ein furchtbares Gemetzel an, dem nur spät, und durch das Einschreiten einer Truppenmacht, die Grenze gesetzt werden konnte. — Was ist wohl von diesem grimmigen Glaubenseifer zu halten, der zwar in seiner Wundersucht unersättlich, aber vom Verlangen nach Wahrheit, von Gerechtigkeit, Milde und Liebe so weit entfernt ist, daß er mit dem Geiste und Wesen des Evangeliums gar nichts gemein hat?

Allerdings gehören solche, auf falsche Wunder gestützte, fanatische Frevel unter die selteneren Fälle. Desto häufiger aber machen sich die üblen Folgen bemerkbar, welche aus der überspannten und maßlosen Vorliebe für das Wunderhafte hervor gehen. Nicht genug daß diese Vorliebe den menschlichen Geist an das Aeußerliche fesselt, und sein Verlangen nach der innern Erkenntniß der Wahrheit abstumpft, so erschüttert eine derartige Leicht- oder Ueberglaubigkeit auch den Glauben an die echten und wirklichen Wunder, und gibt

den Ungläubigen die Waffen in die Hand. Darum ist es der unverbrüchliche Grundsatz der lehrenden Kirche, daß sie bei der Prüfung einzelner Wunderereignisse die strengste Sorgfalt beobachtet, und keines derselben als glaubwürdig anerkennt, bevor nicht die Thatsache durch eine rechtsgiltige Untersuchung erwiesen ist, deren umständlichste Genauigkeit keinem Zweifel mehr Raum läßt. So z. B. geschah es bei der Prüfung jener wunderbaren Krankenheilungen, die auf die Anrufung des heiligen Franz von Sales erfolgt waren, daß aus siebenzehn hundert Fällen, deren Zeugnisse vorlagen, nicht mehr als neun ausgewählt wurden, die man als völlig unbestreitbare Thatsachen gelten ließ.

Welcher unterrichtete Katholik hat nicht von den weisen Anordnungen des Papstes Urban des Achten gehört, die er in dieser Beziehung vorgeschrieben? Man soll, so wird darin gesagt, keine Wunder zu Markte bringen oder ohne Noth die Kunde davon verbreiten; man soll denselben keine größere Bedeutung beimessen, als es die Sache verdient; auch soll man sie auf die gewöhnliche Geltung einer einfachen Begebenheit beschränken, und nicht unbedingt den Glauben daran fordern, als ob dieser besondere Glaube zur Seligkeit nothwendig wäre. Diese Vorschrift ist von umsichtigen und verständigen Männern stets beobachtet worden, und nicht selten sogar in solchen Fällen, in welchen ihre Vorsicht zu weit getrieben erschien. Als im Jahre 1617 zu Padua ein Pulverthurm in die Luft flog, fand man unter den Todten und Zermalmten ein dreijähriges Mädchen und einen Knaben, beide sehr

übel zugerichtet. Vor dem Grabe des heiligen Antonius, wohin man sie trug, wurden beide plötzlich gesund; und es ist dabei zu bemerken, daß dieß am hellen Tage, und in der Anwesenheit einer großen Volksmenge geschah. Dennoch kamen, nach reiflicher Berathung, die kirchlichen und städtischen Behörden darin überein, daß dieses Ereigniß zwar in öffentlichen Berichten kundgethan, jedoch dabei streng vermieden werden solle, ihm den Namen eines Wunders beizulegen.

Welch einen Gegensatz bildet diese weise Behutsamkeit zu jener Wundersucht, die nicht genug sich beeilen kann, jedes übernatürlich scheinende Begebniß mit Aufsehen zu begrüßen! Während die Kirche mit Sorgfalt der berühmten Mahnung folgt: »prüfet alles, was gut ist, behaltet*), gefallen sich nicht Wenige darin, jeden Vorgang, der den Anschein eines Wunders hat, gleichsam mit Trompeten- und Paukenschall der Welt zu verkündigen. Will man dieß damit rechtfertigen: es geschehe in der löblichen Absicht, den Glauben zu stärken und zu fördern? Der kirchliche Glaube ruht auf einem so unerschütterlichen Felsengrunde, daß er solcher Stützen nicht bedarf. Oder geschieht es, um immer von neuem zu beweisen, daß es echte Wunder giebt? Das ist eine Thatsache, die von jeher zu den Zeichen der Kirche gehört, und die man, wie so vieles andre, läugnen, aber nicht entkräften kann. Die Wunder, von welchen so erhabene Männer wie Athanasius, Hieronymus, Augustinus,

---

*) 1. Theff. 5, 20.

Gregorius, Bernardus als Augenzeugen berichten, lassen sich eben so wenig in Zweifel ziehen, als viele ähnliche Ereignisse, die den späteren Jahrhunderten angehören. Bei welchen Vorgängen aber sind wir berechtigt, sie als wunderbare zu betrachten? Wenn es solche Thaten und Erfolge sind, welche, so weit Erfahrung und Wissenschaft es lehren, über die jetzige Naturordnung hinaus reichen; wenn sie ohne abergläubische Vorbereitungen und Gebräuche vor sich gehen, und von Menschen bewirkt oder durch ihr Gebet vermittelt werden, die einen tadellosen und frommen Wandel führen; endlich und hauptsächlich, wenn diese Vorgänge ihrem Wesen nach auf das Leben, d. h. auf leibliche Genesung und geistiges Heil sich beziehen, und in ihren weiteren Erfolgen die Gemüther zu Glauben und Gottesfurcht erwecken.

An solchen wahrhaften Wundern hat es der Kirche niemals gefehlt; und wie diese in den früheren Jahrhunderten durch einen Gregor Thaumaturg, Nikolaus und Martinus verherrlicht wurde, so in den späteren durch Vincentius Ferrerius, Franz Xaver und viele Andere. Sind übrigens die Wunderzeichen jetzt weder so zahlreich, noch so auffallend und großartig wie ehedem, so ist diese Abnahme leicht erklärlich; einmal: weil wir von jenen Gefahren nicht heimgesucht werden, welche die Christengemeinden mitten unter den Heiden oder wüthenden Häretikern zu bestehen hatten, und Niemand so leicht in den Fall kommt, sein Blut und Leben für die Wahrheit zu opfern; dann aber auch, weil selbst die Frömmsten in jener Einfalt und De-

muth des Herzens nicht hinlänglich befestigt sind, ohne welche die übernatürlichen Gaben oder Charismen, als Stachel der Eitelkeit, zur gefahrvollsten Versuchung gereichen. Andererseits mangelt es auch jetzt an Wundern nicht, so oft unter heidnischen Völkern das Gottesreich gepredigt wird, so oft Verfolgungen und schwere Leiden für Gottes Ehre in Liebe und Demuth erduldet werden, oder wo es sonst dem Herrn nach den verborgenen Absichten seiner Vorsehung gefällt, einen Menschen auf außerordentlichem Wege zu einem höhern Glaubensleben zu erwecken. Viele solcher Begebnisse gehen schon deßhalb ohne Aufsehen vorüber, weil die Aufmerksamkeit der Welt von ganz anderen Dingen gefesselt wird. —

Sofern ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, sprach der Herr, so glaubet ihr nicht. Sein Wille ist es, wie Augustinus dazu bemerkt, den Geist der Gläubigen über alles Wandelbare zu erheben, und zwar in dem Grade, daß sie nicht einmal die Wunder verlangen, welche die göttliche Macht in der wandelbaren Körperwelt hervorbringt. So lehrt er auch in der nämlichen Beziehung: Nicht allen heiligen Menschen wird die Gabe der Wunder verliehen, und zwar aus dem Grunde, damit die Schwachen und Unverständigen vor dem gefährlichen Irrthume bewahrt werden, in solchen Vorgängen größere Heilsgaben zu suchen, als in den Werken der Gerechtigkeit, durch welche das ewige Leben erworben wird. Wir werden uns kaum verwundern darüber, wenn ein Sterblicher, der mit seinem verklärten Erlöser im innigen Lebensverkehr steht, durch die Kraft dieses neuen

Lebens irgend ein Wunder wirkt; mehr aber und nachhaltiger nützen solche heilige Menschen, sowohl sich als Anderen, durch das Vorbild ihres gerechten Wandels und ihrer aufopfernden Liebe. So berichtet der Geschichtsschreiber Acosta, daß sogar für die Bekehrung der heidnischen Peruaner sonst kein Wunder nöthig war, als ein reines, tadelloses und mäßiges Leben. Und so sollen wir gleichfalls nach keinem andern Wunder Verlangen tragen, als nach diesem: daß wir friedfertig, in Besonnenheit und sittlicher Reinheit wandeln, den neuen und himmlischen Menschen in uns darzustellen suchen, und ohne Zeichen und sinnfällige Wunder im lebendigen Glauben verharren. »Wer an Gott glaubt, so lehrt der Weise, der achtet auf die Gebote, und wer auf Ihn vertraut, wird nicht verkümmern. Der Einsichtsvolle glaubt dem Gesetze Gottes, und das Gesetz (mit seiner Verheißung) ist auch ihm getreu« *). Wer mein Wort vernimmt, sagt der Herr, und glaubet Dem, der mich gesendet, der kommt nicht in's Gericht, sondern ist vom Tode hindurch gedrungen zum ewigen Leben. —

*) Eccli. 32 28. — 33, 3.

## IX.

# Am einundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

»Das Himmelreich ist ähnlich einem menschlichen Könige, der Rechnung halten will mit seinen Knechten.« (Matth. 18, 23.)

---

### Eingang.

Zwei Worte sind, die obenan stehen in allen Handlungs- und Rechnungsbüchern, und von welchen die Bedeutung der darunter stehenden Zahlen abhängt: sie heißen Soll und Haben, und sind die unerbittlichen Schiedsrichter über die irdische und bürgerliche Stellung des Menschen. Denn sobald auf dieser seiner Wage das Haben überwiegt, da wird ihm dadurch eine gewisse Sicherheit des Selbstgefühls, und das Ansehen eines vermögenden und verläßlichen Mannes; wo hingegen das Sollen das Uebergewicht hat, führt es gar schnell in jene hülflose Tiefe der Verarmung, welche die Insolvenz genannt wird, oder die Unfähigkeit, seine Schulden zu berichtigen. Wer aber in diese Drangsal gerathen, dem bleibt, da das Recht gegen ihn ist, nichts übrig, als bei seinen Gläubigern Gnade zu suchen.

Auch in der geistigen und sittlichen Welt, in dem Verhältnisse zu Gott und dem göttlichen Gesetze, kann für den Menschen eine solche Noth der Verschuldung eintreten, aus welcher ihm kein Ausweg sich öffnen würde, sofern nicht jener menschliche König, wie unsere Parabel ihn nennt, nämlich der Gottmensch, als Mittler und Erlöser ihm beistünde. Allein dieser Mittler ist auch der Richter, der die Menschen zur Rechenschaft ruft, und zwar in einer vierfachen Beziehung. Er fordert sie zur Rechenschaft über die anvertrauten Güter, und davon handelt die Parabel vom ungerechten Haushalter. Er zieht sie zur Verantwortung für die Versäumniß des Guten, so wie für das begangene Böse, und darüber belehren uns die Gleichnisse vom trägen Knechte und von den beiden Schuldnern. Er hält aber auch Gericht über die verziehene und nachgelassene Schuld; und dieß ist der Inhalt und der hauptsächliche Sinn der Parabel von dem Knechte, dem eine Schuld von zehntausend Pfunden geschenkt wurde, der jedoch durch sein herzloses Benehmen dieser Gnade sich gänzlich unwürdig erwies. An seinem Bilde demnach wollen wir zuerst die sittliche Schuldenlast und die Insolvenz, sodann den Nachlaß und seine Bedingung erwägen.

1.

Das Reich Gottes, wie der Apostel lehrt, ist Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geiste. Und es wird uns nicht bloß befohlen, vor allem das Reich, sondern auch die Gerechtigkeit Gottes zu suchen.

Das Gottesreich ist also eben so sehr das Reich der Gnade als des Rechtes oder der Wahrheit. Dem Gottgetreuen und dem Bußfertigen werden die Reichthümer der Gnade verliehen; den Uebermüthigen und Widerspänstigen trifft die Strenge des Rechtes. Der Widerspruch gegen die Gerechtigkeit und Liebe, mit Einem Worte: gegen die Heiligkeit Gottes ist die Schuld; und diese kann im Gottesreiche nicht stehen bleiben. Sie wird entweder getilgt durch die Gnade, oder es wird ihr gegenüber das Recht und die Wahrheit aufrecht erhalten durch die Strafe. Wer aber die empfangene Gnade nicht als Gnade zu ehren weiß, und Liebe nicht mit Liebe vergilt, der fällt der strafenden Gerechtigkeit wieder anheim. Dieß sind die Grundzüge, auf welchen das Verständniß unsrer Parabel beruht.

Wir wenden nun unsern Blick auf den Knecht, bei welchem es sich fand, daß er zehntausend Talente schuldig war. Ein einzelnes Talent galt ehedem so viel als sechstausend Drachmen; so daß zehntausend Talente sechzig Millionen Drachmen ausmachen. Zehntausend Talente bedeuten demnach, wie es auch anderswo in der Schrift vorkommt *), im Allgemeinen eine unermeßliche Summe. Wo ist es je möglich, daß ein einzelner Mensch eine solche Schuldenlast auf sich häuft, sofern er nicht königliche Schätze geplündert oder ganze Städte und Länder ausgeraubt hat? Wie erklärt sich die Größe dieser Schuld? Auf welchem Wege wird

*) Esth. 3, 9. 4800 M. 48 000 000 M.

der Schuldner dem Könige dargebracht, und welchen Ersatz bietet die Strafe, die ihm auferlegt wird?

Wir wollen, um uns das Verständniß zu erleichtern, in den Kreis der Parabel eine wirkliche Begebenheit der Vorzeit herein ziehen. Als Heinrich der Dritte, König von Castilien — ein noch minderjähriger Fürst, in Burgos mit der Jagd sich vergnügte, fand er die Speicher und Keller so leer, daß er in der Noth seinen Mantel zum Pfand einsetzen mußte, um einige Lebensmittel einzukaufen. Dieß bewog ihn in einer Verkleidung, unter der Niemand ihn erkannte, die Vasallen und Würdenträger seines Reiches zu beobachten, die eben, bei einem schwelgerischen Gelage versammelt, wetteifernd ihre Reichthümer rühmten, und über die Ohnmacht ihres jugendlichen Gebieters scherzten. Bald nachher verbreitete sich das Gerücht, es sey dieser zu Tode erkrankt; und wirklich berief er sie vor sich, um ihnen seinen letzten Willen zu eröffnen; weßhalb sie auch ohne Waffen und kriegerische Begleitung sich einfanden. Doch kaum hatten sie vollzählig im Saale sich versammelt, als der junge König eintrat, vom Haupte bis zu den Füßen geharnischt, ein blankes Schwert in seiner Rechten. Wie viele Könige, fragte er sie, habt ihr bereits erlebt in diesem Reiche? Einige nannten ihrer zwei; die Bejahrteren drei oder vier. Ihr lügt, erwiederte Heinrich. Denn so jung ich bin, habe ich doch schon zwanzig Könige von Castilien kennen gelernt, und diese zwanzig Herren und Gebieter seyd Ihr! Die festen Burgen und Schätze des Reichs sind Euer; mir

habt ihr nichts gelassen, als den bloßen Namen. Allein ich will dafür sorgen, daß es anders werde. Er gab einen Wink, und hundert bewaffnete Krieger traten in den Saal. Da fielen die Uebermüthigen ihm zu Füßen, baten um Gnade, und erhielten sie auch; doch mußten sie, bis sie Ersatz geleistet, im Kerker weilen.

Eine Geschichte gleichen Inhaltes kann zwar in unseren Zeiten kaum mehr anderwärts als etwa im Morgenlande sich ereignen; nach ihrem geistigen Sinne jedoch wiederholt sie sich täglich. Daß Christus der himmlische König sey, wird nicht von allen Verächtern der göttlichen Gebote geläugnet, allein sie benehmen sich so, als wäre seine Macht auf Erden bedeutungslos, indem sie auf sein eigenes Zeugniß sich berufen: sein Reich sey nicht von dieser Welt. Und indem sie keinem andern Gesetze als dem ihrer Willkür gehorchen wollen, handeln sie so, als wären sie unabhängige Gebieter. Darum gehen gar Viele noch weiter, indem sie den König der Glorie läugnen. Ohne sich daran zu erinnern, daß er diejenigen selig gepriesen, die an Ihm nicht irre werden, nehmen sie Anstoß an der freiwilligen Niedrigkeit seines Erdenlebens und seiner Hingabe; so daß sie nur von dem todten Christus wissen, nicht von dem lebendigen. Sie können aber keines der ewigen Sittengesetze mit Willen und Wissen übertreten, ohne die Majestät und Willensheiligkeit des Gesetzgebers zu verachten, und, soviel an ihnen ist, durch ihren Widerspruch zu verletzen. Und darin eben liegt das Wesen der Sünde, oder die Schuld nach ihrer unendlichen Bedeutung.

Nicht als ob die That des Menschen, die in Raum und Zeit sich bewegt, eine unendliche wäre; sondern weil die Sünde ein Widerspruch gegen Gott, den Unendlichen, ist, und zugleich ein Bundesbruch und Abfall von seiner ewigen Liebe.

Es tritt aber einmal der Zeitpunkt ein, da der Schuldige vor den König berufen, oder wie die Parabel sagt, gebracht wird; weil Niemand, der sich von einer schweren Schuld belastet fühlt, freiwillig und ohne Zwang vor seinem Richter sich einfindet. Die Macht aber, die ihn vor das Angesicht des ewigen Richters stellt, ist die des Gewissens. Sie trägt das blanke Schwert der Gerechtigkeit, weil sie nicht begnadigt, sondern verurtheilt, und dieß in einer Weise, die vom Bewußtseyn des Schuldigen selber bestätigt wird. So schildern es die Psalmesworte: »Zum Frevler sprach der Herr: wie wagst du meinen Bund in deinem Munde zu führen (dich der Gotteshuld, des christlichen Namens zu rühmen)? Und doch ist die Zucht dir verhaßt; meine Gebote hast du von dir geworfen. Sahest du einen Betrüger und Räuber, so eiltest du mit ihm; mit den Buhlern war deine Gemeinschaft. Von argen Reden überströmte dein Mund; deine Zunge flocht nur Lügengewebe. So war dein Thun, und ich schwieg; darum meintest du, ich sey dir ähnlich. Doch überweisen werde ich dich, und deinem Angesichte dich selber gegenüber stellen *).«

*) Ps. 49.

Was wird nun der Schuldige beginnen, wenn er, aus dem Schlummer der falschen Sicherheit aufgeschreckt, seines Elendes sich bewußt geworden? Wie will er Ersatz leisten für die Unordnung und das Unheil, so er angerichtet? Der Mensch wird, in Bezug auf die Hinfälligkeit seines irdischen Daseyns, ein Hauch oder Lebensgeist genannt, der dahin geht und nicht wiederkehrt *); und auch in sittlicher Beziehung ist er ein Geist, der leichtfertig dahin geht auf den Abwegen der Sünde, aber nimmer umzukehren vermag aus eigener Kraft. Wer zehntausend Talente schuldig ist, vermag keine Almosen und Spenden auszutheilen, die den Namen eines guten Werkes verdienen. Wer durch ein Verbrechen den Tod verwirkt hat, dem wird kein späteres Tugendwerk helfen, die Verschuldung auszugleichen. Der Sünder ist nicht im Stande, die Ungerechtigkeit, in die er sich gestürzt, durch die sogenannte Besserung, d. h. durch erneuerte Gerechtigkeit, gut zu machen und zu tilgen. Denn um etwas Verdienstliches wirken zu können, müßte er ein Gerechter seyn, was er aber nicht ist. Da er demnach keine Genugthuung zu bringen vermag, so wird gegen ihn nach der Ordnung des strengen Rechtes vorgeschritten. Der Befehl des Gebieters lautet: ihn sowohl, als seine Familie und Habe zu verkaufen, damit die Schuld bezahlt werde.

Dieses Strafurtheil, wie es im Morgenlande üblich war, ist allerdings hier nur ein bildliches, und bedarf

*) Ps. 77, 39.

daher der Erklärung. Wenn nämlich die ganze Habe des Mannes veräußert, er selbst sammt den Seinigen in die Sklaverei verkauft wird: wie kann der Ertrag von dem allem hinreichen, die ungeheure Schuld zu ersetzen? Und warum erstreckt sich die Strafe über sein Weib und seine Kinder, die doch persönlich an der Schuld nicht betheiligt sind? Um darüber Licht zu gewinnen, müssen wir zuerst bedenken, was jener Verkauf bedeute. Von wem jemand überwunden wird, dessen Knecht ist er*). Der Ungerechte und Unsittliche, der seiner verkehrten Sinnesart anheimgegeben wird, ist in die Knechtschaft verkauft unter die Sünde**), er wird gefangen gehalten von der Macht des Bösen, er hat seine sittliche Würde verloren, und die Ungnade Gottes, den geistigen Tod verwirkt. Dieß ist die eigentliche Strafe oder unmittelbare Folge seiner Schuld; die mittelbare Folge erstreckt sich über alles, was Sein ist. Denn daß der Frevler nur allzu oft seine Angehörigen in das Geschick verwickelt, das er auf sich herab beschworen, das geschieht mit einer Nothwendigkeit, die ohne Wunder nicht abzuwenden ist. Wie steht es aber um den Zweck der Strafe: um die Ausgleichung oder Bezahlung der Schuld? Es ist unter dieser Bezahlung nichts anderes zu verstehen, als die Genugthuung, welche das Ansehen des Gesetzes für sich fordert. Der Widerspruch gegen dasselbe, die Verletzung des Rechtes und der Ordnung kann nicht ungeahndet stehen bleiben; die

*) 2. Petr 2, 19. — **) Röm. 7, 14, 23

Gerechtigkeit des Gesetzes muß dem Frevel gegenüber ihre Geltung und Ehre behaupten, die dadurch aufrecht erhalten wird, daß die Verletzung nicht ungeahndet bleibt.

Es ist aber auch hier noch ein Ausweg übrig. Die gesetzlich verwirkte und ausgesprochene Strafe kann aufgehoben werden im Wege der Gnade; und diese ist es, zu welcher der Verurtheilte die Zuflucht nimmt. Er wirft sich dem Gebieter zu Füßen und fleht: habe Nachsicht mit mir, und ich will dir alles erstatten. Seine Worte enthalten also zugleich eine Bitte und eine Verheißung. Die Bitte steht dem Geängstigten wohl an; er vertraut einer Huld und Güte, welche die Zerschlagenen aufrichtet, und ein zerknirschtes und gedemüthigtes Herz nicht verachtet. Es scheint auch gerecht und billig, daß er, soviel an ihm ist, sich zum Ersatz und zur Genugthuung bereit erklärt. Allein mit welcher Wahrheit kann er ein Versprechen ablegen, dessen Erfüllung nicht in seiner Macht liegt? Ganz anders lautet die Sprache der alten Seher: »Ich habe gesündigt, und was kann ich (zur Sühne) dir thun, o Wächter der Menschen? Was soll ich darbringen, das des Herrn würdig wäre? Kann der Herr versöhnt werden durch Tausende von Brand- und Schlachtopfern?« *). Allerdings nimmt der König sein Versprechen nicht an, sondern erhört bloß die Bitte, und schenkt ihm die Schuld, rein aus der Fülle der Gnade.

---

*) Hiob 7, 20. — Mich. 6, 6.

Allein diese Begnadigung von Seite Gottes ist dennoch keine unmittelbare Tilgung der Schuld, keine bloße Vernichtung des Geschehenen, sondern sie setzt einen Weg der Vermittlung voraus. Eben so wenig ist sie eine völlig unbedingte für den, dem sie ertheilt wird, sondern an eine Bedingung gebunden, die sie dem Begnadigten auferlegt. Das eine wird in unserer Parabel nur flüchtig, wiewohl unverkennbar, angedeutet; das andre hingegen wird uns auf's anschaulichste vor Augen gestellt.

2.

Wie unerschöpflich müssen die Reichthümer eines Königs seyn, dem schon ein Einziger seiner zahlreichen Diener zehntausend Talente schulden kann, und der diese ungeheure Schuld nachläßt, ohne daß sein Vermögen dadurch merklich verringert würde? Schon daraus geht hervor, daß wir unter diesem Könige keinen irdischen, sondern den himmlischen Gebieter zu verstehen haben. Wenn er aber dennoch ein Mensch und König genannt wird, oder ein Mensch, der ein König ist, so geschieht das nicht etwa, um dadurch seine menschenfreundliche Güte zu bezeichnen, sondern um Denjenigen anzudeuten, der in seiner Demuth sich selber den Menschensohn genannt hat, und der als Erlöser der Menschheit auch ihr Haupt, König und Richter ist, weil ihm, nachdem er sein Erdenwerk vollbracht, der Vater alle Macht gegeben im Himmel und auf Erden. Er selber also ist es, der die Schuld der Menschenwelt dadurch gesühnt und die Begnadigung vermittelt hat,

indem er, wie der Apostel sagt, die Handschrift des Urtheils, die gegen uns war, auslöschte, aus der Mitte hinweg nahm und an's Kreuz heftete. Dieser Schuldbrief ward (nach Origenes und Augustinus) gleichsam von unsrer eigenen Hand geschrieben und unterzeichnet, insofern Jeder, der mit Wissen und Willen das ewige Gesetz übertritt, dadurch schon sich selber verurtheilt. Nachdem aber jene allgemeine Urkunde unsres Verkaufs und geistigen Todes getilgt worden, ist (wie Leo der Große sagt) der Bund der Knechtschaft in das Recht der Erlösung übergegangen. Mit anderen Worten: seitdem Christus durch den Gehorsam seines Opfertodes für die Gesammtschuld der Menschheit Genugthuung gebracht hat, ward auch die Strafe der Knechtschaft von ihr genommen, und jedem Einzelnen das Recht verliehen, an dem erlösenden Verdienste Christi Antheil zu nehmen. In der Theilnahme an diesem unendlichen Verdienste, welches jede Schuld, auch die der zehntausend Talente, bei weitem überwiegt, finden wir die Abhülfe für unsere eigene Zahlungsunfähigkeit oder Insolvenz, und den Wiedergewinn aller geistigen Güter; denn »aus seiner Fülle empfangen wir Alle, Gnade um Gnade.«

Derselbe Herr und Gebieter demnach, der in seiner unendlichen Barmherzigkeit die Menschenwelt heimgesucht, und für Alle sich dargegeben, erbarmt sich auch des einzelnen verschuldeten Knechtes, der ihm zu Füßen liegt; und da er auch als Menschensohn auf Erden Macht hat, die Sünde nachzulassen, so schenkt er ihm die ganze Schuld, giebt ihm die Freiheit wieder. Jetzt

aber ist es an der Zeit, daß auch der Begnadigte seines Versprechens eingedenk bleibe: »habe Nachsicht mit mir, und ich werde dir alles erstatten.« Wird er im Stande seyn, dieses Gelöbniß zu erfüllen, und wird man es von ihm fordern? Das eine so gewiß als das andere. Die Freiheit, die ihm wieder gegeben, soll er nimmer zu eigenmächtiger Willkür mißbrauchen, und der empfangenen Huld und Gnade nicht treulos seyn, sondern würdige Früchte der Buße bringen, und statt der bisherigen Verirrung mit zehnfachem Eifer nach dem göttlichen Wohlgefallen streben *). Dieß ist der Ersatz, der von ihm gefordert wird, dieß im Allgemeinen die Bedingung, die ihm zu erfüllen obliegt; insbesondre aber soll er die Liebe und Erbarmung, die ihn aus dem Verderben gerettet, nun auch in seinem Herzen wohnen und schalten lassen, und in dieser Gesinnung durch die Liebe des Nächsten sich erproben. »Wandelt in der Liebe, gleichwie Christus uns geliebet, und sich selber für uns geopfert hat. Dieses Gebot haben wir von Gott, daß wer Gott liebt auch seinen Bruder liebe. Ueber alles bewahret unter Euch die fortwährende wechselseitige Liebe, denn diese bedeckt eine große Menge der Sünden **),« d. h. sie erträgt, verschweigt, entschuldigt, verzeiht an Anderen viele Fehler und Beleidigungen, und macht sich der göttlichen Huld immer würdiger. Er soll aber diese versöhnliche und liebreiche Gesinnung,

*) Baruch 4, 28.

**) Eph. 5, 6. — 1. Joh. 4, 21. — 1. Petr. 4, 8.

nach dem Ausdrucke des Apostels, eine fortwährende oder unverbrüchliche seyn; denn ihre Triebfeder und ihr Ziel ist die göttliche Güte, und Christus ihr Vorbild; daher sie auch zur Bedingung gesetzt ward, von der alle Theilnahme an der Huld Gottes abhängt. »Gleichwie Gott euch die Schuld geschenkt hat in Christo, so haltet es auch wechselseitig. Wenn ihr den Menschen ihre Sünden (Beleidigungen) nachlasset, so wird der himmlische Vater auch eure Vergehungen nachlassen; sofern ihr aber den Menschen nicht verzeiht, wird auch euer Vater mit euren Sünden keine Nachsicht haben.« *)

Diese Probe war es, die der Begnadigte nicht bestand, und bei der es sich ergab, daß die Gnade sein Herz nur flüchtig berührt hatte, ohne über dasselbe Macht zu gewinnen. Das ist schon dadurch angedeutet, daß er, kaum der Huld seines Gebieters versichert, sofort wieder hinaus gieng, oder, wie Paschasius es erklärt, von der Kenntniß Gottes und seiner selbst wieder sich entfernte. So lange er in der Gegenwart seines Herrn verweilte, und der eigenen Schuld und Strafbarkeit sich klar bewußt blieb, war er fähig, die himmlischen Gaben zu empfangen, und es kam ihm nicht zu Sinne, an die geringfügige Streitsache zu denken, die er mit irgend einem seiner Mitbrüder oder Mitdienenden auszutragen hatte. Kaum aber war er hinausgegangen, des Wohlthäters und der unendlichen Wohlthat vergessend, als er schon gleichsam auf dem ersten Schritte, einen solchen Menschen

---

*) Eph. 4, 32. Matth. 6, 14.

antrifft, oder überhaupt an denjenigen sich erinnert, gegen welchen er einen Groll im Herzen trägt. Der Nämliche, der eben erst, da er angstvoll seine Hände zum Herrn erhoben, nur sein eigenes Elend vor Augen sah, und allen Menschen gern verziehen hätte, weiß jetzt von dem allem nichts mehr; sein zerknirschtes Herz hat wieder die alte Härte angenommen, die Selbstsucht, die es zusammen schnürt, äußert sich dem Nächsten gegenüber als Haß und Grimm. Er würgt den Armen, der ihm zehn Pfennige schuldet; damit dieser, im Gebrauche seiner Stimme gehemmt, weder eine Bitte noch Entschuldigung vorbringe; doch kann er es nicht verhindern, daß der Geängstigte ihm zu Füßen fällt, und um Gnade bittet, und zwar, mit den nämlichen Worten, die der Herzlose eben erst selber im Munde geführt. Hier demüthigt sich ein Mensch vor dem Menschen, ein Sünder vor dem andern, und gelobt einen Ersatz, den er vollständig zu leisten vermag; dennoch wird seine Bitte von dem grausamen Knechte zurückgestoßen, der alles das erzwingt, wozu er gegen seinen Schuldner sich berechtigt glaubt.

Allein dieß vermeintliche strenge Recht, auf welches er pocht, ist durch Undank und Grausamkeit ein schreiendes Unrecht geworden, das dem huldreichen Gebieter nicht verborgen bleiben kann, auch wenn es ihm von den Mitdienenden nicht angezeigt würde, die der Frevel im Reiche Gottes tief betrübt. Der Unbarmherzige wird neuerdings vor den Gebieter gerufen, der jetzt keine Rechenschaft mehr von ihm fordert, sondern sein ruchloses Benehmen ihm vorhält. Du nichtswürdiger Knecht:

100 drachmen, 80 Mark.

die ganze Schuld habe ich dir nachgelassen, einzig aus dem Grunde, weil du mich gebeten hast; war es nun nicht geziemend, daß auch du deines Mitknechtes dich erbarmtest? — Wäre ihm kein höherer Dienst anvertraut gewesen, als dem letztern, so daß dieser ihm untergeordnet war, und hätte ihn selbst die Strafe der Knechtschaft und des Kerkers getroffen, die er nach der Strenge des Rechtes verwirkt, so hätte er nicht einmal die Gelegenheit gehabt, den Mitknecht mit solcher Härte zu behandeln. Dieser Mißbrauch seiner Stellung, dieser Undank gegen die erst empfangene Gnade, erweckte den Zorn des Gebieters, der ihn sofort den Peinigern überlieferte.

Hier wird es von neuem ersichtlich, daß in unserer Parabel weder von einer irdischen Rechtsordnung, noch von solchen Schulden die Rede sey, die auf Geld oder Geldeswerth sich beziehen. Nach der bürgerlichen Ordnung kann Niemand gesetzlich dazu verpflichtet werden, sein Recht aufzugeben, und aus bloßer Erbarmung auf den Wiedererſatz einer solchen Schuld entweder gänzlich zu verzichten, oder in Geduld hinzuwarten. Ganz anders verhält es sich damit, wenn die Schuld eine sittliche ist, und wenn das Urtheil von dem Könige der Glorie ausgeht, der die Herzen durchschaut, und der jedes lieblose und harte Verfahren gegen den Nächsten als eine Beleidigung ansieht, die ihm, dem Haupte selber, angethan wird. Der Dränger, der um einer geringen Schuld willen seinen Bruder gepeinigt und in den Kerker gestoßen, wird nun selber den Peinigern übergeben, bis er die eigene Schuld bezahlt; allein, da er die Liebe von sich

gewiesen und die Mittel der Genugthuung verworfen hat, so ist für ihn aus diesem Kerker kein Ausweg mehr. »Ein Gericht ohne Erbarmung wird über den ergehen, der selber keine Erbarmung geübt.« *) Gesetzt aber, daß er bei dieser zweiten Vorladung in Reue und Demuth seine Bitte wiederholt, und dabei angelobt hätte, den gekränkten Bruder wieder in Liebe zu versöhnen, würde ihn der Gebieter wohl abermals begnadigt haben? Der Herr, der den glimmenden Docht nicht auslöscht, der nicht den Tod, sondern das Leben gebracht, und der die Parabel von dem undankbaren Knechte nur deßhalb erzählt hat, um daran zu zeigen, daß wir sieben und siebenzigmal d. h. jedesmal verzeihen sollen, ist stets bereit, den Sünder in seine Huld wieder aufzunehmen. Allein dieser letztere ist kein glimmender Docht mehr; jeder Funke, der wieder zur Flamme angefacht werden könnte, ist in seinem Herzen erloschen. Nachdem er seine grausame Leidenschaft gesättigt, ist keine Spur von Reue und Buße mehr in ihm rege, kein Gebet kommt über seine Lippen. »Wer seiner Rachsucht folgt, der wird vom Herrn die Vergeltung finden, und seine Sünde wird unverziehen bleiben.« **)

Immerhin erübrigt noch die Frage: von welcher Sünde hier die Rede sey, und ob in diesem zweiten Gerichte der Nachlaß der frühern Schuld wieder aufgehoben und zurückgenommen werde? Nach der einstimmigen Ansicht der kirchlichen Lehrer ist dieß keineswegs der

---

*) Jac. 2, 13. — **) Eccli. 28, 1.

Fall. Die früher verübten Sünden kehren als Thaten der Vergangenheit nicht zurück; und was ihre Schuld und wesentliche Strafe anbelangt, so ist sie durch die Gnade Christi völlig getilgt worden. Die guten Werke, die im Stande der Gerechtigkeit geübt wurden, sind keine todten Werke gewesen, daher auch das Verdienst derselben für den Sünder, der Buße thut, gleichsam wieder auflebt und neue Geltung gewinnt. Anders die früheren Verschuldungen, die schon einmal verziehen worden; diese werden durch ein späteres Vergehen nicht wieder erweckt und zurück gerufen; weil Gottes Werk mächtiger ist als das des Menschen, und weil das Uebel, das die Gnade getilgt hat, nicht mehr ins Daseyn tritt. Was also von der Rückkehr der Schuld und Strafbarkeit gesagt wird, das bezieht sich hauptsächlich auf den Undank, welcher die empfangene Gabe nicht nach ihrem Werthe würdigt, sie entweder gering achtet und aus der Erinnerung verliert, oder vollends mit der Beleidigung des Wohlthäters vergilt. Die Mittel und Wege, durch welche die Vergebung der Sünde erlangt wird, sind Glaube, Liebe und Buße, während der Undank völlig entgegengesetzte Wirkungen mit sich bringt, nämlich den Abfall vom Glauben, die lieblose Selbstsucht und eine Härtigkeit des Herzens, die keiner Buße mehr fähig ist.

Da demnach der letzte und unwiderrufliche Richterspruch von unsrer innersten Gesinnung bedingt wird, wie sollten wir nicht die große Warnung des Herrn uns zu Herzen führen: »wie es jenem undankbaren

ren Knechte geschah, so wird mein himmlischer Vater mit euch verfahren, sofern nicht ein Jeglicher seinem Bruder von ganzem Herzen verzeiht! Mein Vater, sagt dießmal der Herr, nicht wie er sonst zu reden pflegt: Euer Vater: weil er nicht die Unversöhnlichen, sondern nur die Friedfertigen unter die Kinder Gottes rechnet; daher auch sein Gebot: »Liebet eure Widersacher, damit ihr Kinder euers Vaters seyet, der im Himmel ist.« Und daß die Vollführung dieses Gebotes im Großen so gewiß als im Kleinen möglich sey, das zeigt uns die Geschichte an dem Beispiele eines mächtigen Gebieters: König Ludwigs des Zwölften. Ehe er auf den Thron von Frankreich gelangte, hatte er schwere Verfolgungen erduldet; nun ward ihm eingeflüstert, es sey an der Zeit, an allen den Männern, die ihn verläumdet und angefeindet, das Recht der Vergeltung zu üben. Der König ließ sich eine Liste von den Namen dieser Feinde vorlegen, und schrieb zu jedem dieser Namen das Zeichen des Kreuzes. Kaum war dieß zur öffentlichen Kunde gelangt, als schon Alle, die es angieng, die Flucht ergriffen. Ludwig aber ließ sie zurück rufen und ihnen bedeuten, daß sie nichts zu fürchten hätten, da ja das Kreuz kein Zeichen des Hasses und der Rache sey, sondern das Unterpfand der Vergebung. Der Mann, der im Besitze irdischer Machtfülle und Herrlichkeit so sprechen und handeln konnte, hat wohl die Parabel von den zehntausend Talenten sich zu Herzen geführt, so wie das Wort des Apostels von der Handschrift, welche gegen alle Menschen als hülflose Schuldner Zeugniß gab, und die der Erlöser hinwegnahm und tilgte, indem er sie

ans Kreuz geheftet, d. h. durch das Verdienst seines Gehorsams gesühnt hat.

Wer beides wohl bedenkt und erwägt, dem wird es mit dem Beistande der Gnade gelingen, daß er Allen, die ihn beleidigt und irgendwie verletzt haben, nicht bloß äußerlich, sondern von Herzen verzeiht. Wem aber dieses Gebot des Herrn zu schwer, zu hart, oder völlig unausführbar erscheint, der möge, wie Alphonsus Salmeron bemerkt, reiflich überlegen, worin die Ursache seines Widerwillens und störrischen Sinnes zu suchen sey. Sie liegt darin, daß er eben noch nicht zur Rechenschaft berufen worden, daß er die Stimme des Richters nicht vernommen, nicht vor Gott sich gedemüthigt, nicht im Innersten seines Herzens empfunden hat, welche unendliche Huld und Gnade ihm durch Christum verliehen sey. Der heilige Geist hat ihn noch nicht der Sünde überwiesen, und da ihm die Süßigkeit der Gottesliebe mangelt, bleibt sein Herz erbittert gegen den Nächsten. Es ermahnt uns aber der Apostel: »Betrübet nicht den heiligen Geist, in welchem ihr besiegelt seyd zum Unterpfande eurer Erlösung. Jegliche Erbitterung und Gehässigkeit, Zorn, Geschrei und Lästerung werde aus eurer Mitte hinweggeschafft sammt aller Bosheit. Seyd wohlwollend gegeneinander und barmherzig, und verzeihet euch wechselseitig, gleich wie Gott euch verziehen hat in Christo Jesu.«

## X.

# Am ein und zwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

„So wird auch euer himmlischer Vater euch thun, sofern nicht Jeder von euch seinem Bruder von Herzen verzeiht.“ (Matth. 18,35.)

---

### Eingang.

Ein alter Sinnspruch lehrt, daß ein dreifaches Band nicht leicht zerrissen werde *); und dieser Spruch, der von mannigfacher Bedeutung ist, findet seine Bestätigung auch an dem hochwichtigen Lehrsatze, der den Inhalt unseres Evangeliums bildet. Fürs erste nämlich kennen wir das Gebot des Herrn: vergebet, und wird es euch vergeben werden; und diese Weisung ist so entschieden, daß sie keiner Ausflucht, keinem Vorbehalte Raum giebt. Damit sie aber auch von uns gehörig beherzigt würde, hat sie der Herr in die Gestalt der täglichen Bitte eingekleidet: „Vergieb uns unsre Schulden, gleichwie auch wir vergeben unsren Schuldigern.“ Demungeachtet scheint es, daß diese beiden, an sich so kräftigen Bande doch nicht

---

*) Eccles. 4, 12. iartes

stark genug sind, uns in der Befolgung eines Gebotes zu befestigen, welches als die Bedingung unsres Heiles uns auferlegt ist, und von dem wir selber die Erhörung unseres Gebetes abhängig machen. Denn was das Gebot selbst anbelangt, so kann es, wie so manches andere, äußerlich und unbeachtet an unserm Gehör vorüber gehen; und auch die Bitte können wir gedankenlos wiederholen, ohne uns das, was wir darin aussprechen, zu Herzen zu führen. Und deßhalb eben hat der Herr zu beiden noch ein Drittes hinzugefügt: die Parabel von dem Knechte, der, nachdem die ungeheure Schuld von zehntausend Talenten ihm nachgelassen worden, durch sein hartherziges Benehmen diese Last von neuem auf sich lud; und dieses sehr anschauliche Gleichniß wird mit der Warnung beschlossen und erklärt: »So wird auch euer himmlischer Vater euch thun, sofern nicht Jeder von euch seinem Bruder von Herzen verzeiht.«

Fügen wir nun das, was so wesentlich zusammen gehört, nämlich das göttliche Gebot, unsere tägliche Bitte, und die Anwendung der Parabel an einander, so bilden sie ein dreifaches Band, das nicht leicht zerrissen wird, es sey dann durch einen sehr hartnäckigen Widerstand des bösen Willens. Aber schon die Parabel allein, sofern wir sie reiflich erwägen, kann sich als zureichend mächtig und wirksam bewähren, um jede feindselige Härte und Rachsucht aus unserem Herzen zu scheuchen. In der That hat sie ihre Macht an Kaiser Theodosius erwiesen, als derselbe durch den heiligen Ambrosius an ihre Bedeutung erinnert wurde; nicht minder an Kaiser

Heinich dem Zweiten, als Godeschalk, Bischof von Freisingen, mit einer ähnlichen Mahnung ihn bewog, einem Feinde zu verzeihen. Sofern wir nun uns bewußt sind, daß wir gegen einzelne Menschen einen Groll im Herzen tragen, der bei jedem Anlasse hervorzubrechen droht, so werden wir daraus zu unserer Beschämung und Warnung erkennen, wie wenig wir noch berechtigt seyen, uns als echte Diener Christi und Kinder Gottes anzusehen. Aus diesem Grunde wenden wir unsere Aufmerksamkeit zuerst auf das *Bild* des verschuldeten Knechtes, wie es von der *Parabel* gezeichnet wird; sodann auf die *Nachbilder* desselben, wie die *Wirklichkeit* sie aufzuweisen hat. —

1.

Ein Mann, der es dahin bringen konnte, eine Schuldenlast von zehntausend Pfunden anzuhäufen, muß entweder sehr reich gewesen seyn, oder doch dafür gegolten haben. Sobald jedoch sein Bauwerk, dem die rechte Unterlage gefehlt, zusammenstürzte, mußte nicht bloß seine Dürftigkeit offenbar werden, sondern es mußte sich auch ergeben, daß er jetzt noch große Schätze nöthig hatte, um seine Schuld auszugleichen, und dann erst in den Stand einer ehrenhaften Armuth einzutreten. Von dem Manne hingegen, den unsere Parabel schildert, wird etwas ganz anderes berichtet, was bei oberflächlichen Betrachtung sehr auffallend erscheint. Er wird nämlich vor den König berufen, um seine Schuld zu berichtigen. Als es nun sich auswies, daß er nicht hatte, womit er

' 1 talent 52 pfund.

die übermäßig angehäufte Schuld bezahlen konnte, befahl der Gebieter, ihn selbst, sein Weib und seine Kinder zu verkaufen, sammt Allem, was er hatte. Wir begegnen hier einem schroffen Widerspruche. Wenn der Mann nichts besaß, womit er die ungeheuere Schuld bezahlen konnte, wie wird von ihm das Unmögliche gefordert? Er kann ins Gefängniß geworfen werden; allein im Kerker wird er sicherlich keine Schätze finden, um seinen Gläubiger zu befriedigen. Und wenn er sammt seiner Familie in die Knechtschaft verkauft wird, so kann der Erlös davon doch nur sehr gering ausfallen. Aber auch das ist noch nicht die Hauptsache. Es wird befohlen, daß alle seine beweglichen und unbeweglichen Güter verkauft werden sollen, oder, wie es in der Parabel heißt: Alles was er hatte. Da nun unmittelbar vorher gesagt wurde, daß er nichts hatte, wie kann jetzt von der Veräußerung dessen, was er hatte, die Rede seyn?

Wir erwiedern darauf, daß er allerdings früher der Güter genug besaß, nur nicht zur Abzahlung seiner Schulden; wie dieß im Weltleben gar nicht selten vorkömmt. Um seinen Launen und Lüsten zu fröhnen, besitzt gar Mancher die Mittel in Fülle; um irgend einem Dürftigen aufzuhelfen, ein edles und gemeinnütziges Werk zu fördern, steht ihm nichts zu Gebote. So oft es sich darum handelt, seiner Eitelkeit und Prunksucht Genüge zu thun, oder das flotte Leben seiner Söhne und Töchter zu begünstigen, findet sich alles im Ueberfluß; wenn er hingegen gemahnt wird, seine Verpflichtungen einzuhalten, die Forderungen der Arbeiter und Hand-

werker zu berichtigen, so leidet er eben Mangel und versichert, daß die Zuflüsse, auf die er gerechnet, ihm ausgeblieben. Sein Haushalt, sein Luxus, seine Tafel sind eben so viele Beweise, daß er hat; die betrübte Miene, mit welcher er seine Gläubiger um Geduld bittet, giebt Zeugniß davon, daß er nichts hat. Seine weitaussehenden Unternehmungen lassen auf Reichthum schließen; wenn er jedoch den Armen, der ihm Geringes schuldet, aufs äußerste quält, so hat es den Anschein, als ob er auf diese zehn Pfennige anstünde. Die Last des Getreides, die in seinen Speichern angehäuft, ruft laut, daß er dessen mehr als genug besitzt; stehen ihm jedoch die Preise nicht hoch genug, so wird er sich benehmen, als wären seine Speicher leer.

Wozu aber soll uns dieses Zerrbild dienen, in welchem Reichthum und Bettelarmuth, Geiz und Verschwendung sich gesellen? Ist es etwa geeignet, jenen Widerspruch von Haben und Nichthaben zu erklären, den wir in unserer Parabel gefunden? Keineswegs. Es soll uns vielmehr nur zum Bilde des sündhaften Menschen dienen, in seinem Verhältnisse zu Gott und zu seiner eigenen ewigen Bestimmung. Einzig nur mit seinen sittlichen Kräften kann der Mensch dem ewigen Gebieter sich verschulden, und dadurch, weil diese Schuld eine unendliche ist, dergestalt verarmen, daß er dieselbe mit dem ganzen Reichthum seiner anerschaffenen Kräfte und Güter nicht auszugleichen vermag. Wenn dann der Bethörte endlich einmal, in der Stunde der Heimsuchung oder Todesgefahr, zu seinem ewigen Gebieter und Rich-

'100 denare.

ter aufblickt, so fühlt er, daß eine ungeheure Last ihn niederdrücke, und daß er, so groß auch seine irdischen Mühen gewesen, doch nichts gewirkt und erworben habe zu seinem Heile. Weil er also nicht hat, weil er kein Verdienst besitzt, das seine sittliche Schuld aufwiegen könnte, so gebeut der Richter, daß ihm auch genommen werde was er hat, es sey nun irdischer Reichthum, oder bestehe in anderen Dingen, auf welche die Welt, deren Gestalt vorüber geht, einen Werth legt.

Was bleibt dem Hülflosen übrig, wenn diese Schrecken über ihn hereinbrechen, die er kaum je vorbedacht hat? Von der Gerechtigkeit verurtheilt, flüchtet er zur Huld und Gnade des Gebieters. Er demüthigt sich vor ihm, indem er kniefällig bittet: Habe Geduld mit mir, und ich will alles ersetzen, so weit als ich es vermag; aber wie soll das geschehen? »Ich habe gesündiget, und was soll ich dir thun, o Wächter der Menschen? Meine Sünden sind gehäufter als der Sand am Meere; ich bin verkauft unter ihre Knechtschaft. Allein du bist der Herr der Barmherzigkeit; nimm mich auf unter die geringsten deiner Knechte; verachte mich nicht, dein Geschöpf, das Werk deiner Hände.« *) Und siehe, der Herr hat Erbarmen mit dem Knechte, und erläßt ihm die Schuld; denn »er ist reich an Barmherzigkeit für Alle, die ihn anrufen in der Wahrheit; ein zerknirschtes und gedemüthigtes Herz wird er nicht verachten.« Aber darauf eben kommt es an, ob der Schuldige ihn anruft in der

*) Hiob 7, 20. — Ps. 137, 8.

Wahrheit, d. h. ob er in jener aufrichtigen Gesinnung, in jener tiefen und lebensvollen Reue dem Herrn sich darstellt, welche die Zerknirschung des Herzens genannt wird.

Nun ist es wohl anzunehmen, daß der verschuldete Knecht, zur Zeit, da sein Flehen erhört wurde, in dieser Stimmung sich befand; jedoch nicht für die Dauer. Mit dem Gefühle der Sicherheit gewann auch seine Selbstsucht wieder die alte Macht, und seine Doppelsinnigkeit trat um so greller hervor. Derselbe, der bisher so dürftig gewesen für die Armen und ihre Noth, und doch so reich für die Wünsche seines eigenen geliebten Selbst, so ohnmächtig zur Erfüllung seiner Pflichten, und wieder so kühn und eigenmächtig in der Verachtung derselben, hatte sich zwar, von der Angst bewältigt, einen Augenblick erschüttert gezeiget; allein die Zerknirschung war nicht durchgreifend genug, um die Härte seines Herzens zu überwinden. Beobachten wir ja etwas Aehnliches auch an jenen einseitig Frommen, die überaus ängstlich besorgt scheinen für ihr Seelenheil, dabei aber gleichgiltig und hart gegen Andere sich benehmen! Sehen wir den Mann, dessen Nichtswürdigkeit ans Licht gekommen, zu den Füßen seines Gebieters, hören wir seine von Schluchzen gehemmte Stimme, das Flehentliche seiner Bitte, so sind wir anzunehmen geneigt, er sey von echter Reue bewegt; und es habe in ihm eine nachhaltige Sinnesänderung begonnen. Allein die Bosheit bleibt in seinem Innern verborgen, wie das Feuer in einem Vulkan, der bis zum Gipfel mit dem schönsten Grün bekleidet ist; daher auch der Ausbruch nicht lange auf sich warten läßt. We=

der des bodenlosen Elends eingedenk, aus dem er eben gerettet worden, noch der Huld und Güte, die er erfahren, fällt er mit schonungslosem Grimm über den Armen her, der ihm die hundert Pfennige schuldet; und diese Rohheit ist es, durch welche er zugleich über sich selbst das Urtheil spricht.

Ihm ähnlich handelt jeder Engherzige und Lieblose, der es darauf anlegt, durch seine rein äußerliche Frömmigkeit sich selber zu täuschen, indem er gelegentlich die Barmherzigkeit Gottes preiset, der Vergebung seiner Sünden sich getröstet, dabei aber die geringste Beleidigung, die ihm widerfahrt, als etwas Unermeßliches, ja Unendliches, und daher auch Unverzeihliches ansieht; wodurch er eben verräth, daß sein Herz dem Worte des Lichtes und der Liebe verschlossen ist. Auf diese Nachbilder des Schuldners in der Parabel und auf ihr Geschick wollen wir jetzt unser Auge wenden.

2.

Der ehrwürdige Salvianus, Bischof von Marseille, gab sich einst alle erdenkliche Mühe, um einen mächtigen Mann von den rachsüchtigen und verderblichen Plänen abzubringen, die derselbe im Schilde führte. Allein die eifrigsten Ermahnungen zeigten sich fruchtlos; indem der Verstockte stets in der Erwiederung beharrte: er habe geschworen, es so zu thun. Als ich nun, setzt Salvianus hinzu, diesen Beweggrund vernahm, der einen so religiösen und skrupelhaften Frevel beschönigte, blieb mir nichts mehr übrig, als den Mann seinem Geschicke zu überlassen! Er nennt aber diesen Frevel im ironischen Sinne

einen religiösen, weil in demselben die verhärtete böse Gesinnung mit einer Art falscher Gewissenhaftigkeit im Bunde stand. Und in der That, wenn so mancher Rachsüchtige von dem Gegenstande seines Grimmes auszusagen pflegt: ich habe es ihm geschworen, daß er an mich denken soll, und ich werde meinen Schwur halten: was ist gegen eine solche Bosheit zu beginnen, die mit einem religiösen Eide sich rechtfertigen will?

Solch ein vermeintlich gerechter und gottseliger Eifer war es, mit welchem die Söhne Jacobs: Simeon und Levi, sich rüsteten, da sie an den Bewohnern Sichems eine nicht minder blutige als heimtückische Rache nahmen, dadurch aber ihre eigene Familie zum Gegenstande des Abscheues machten, und ihrem greisen Vater die Nothwendigkeit auflegten, anderwärts seinen Wohnort zu suchen. Darum hatte dieser auf seinem Sterbebette für sie keinen Segen, wie für die Anderen, sondern er entließ sie mit den Worten: »Fluch sey ihrem Grimme, der so unbeugsam, und ihrem Zorne, der so hart ist.« Ja wahrlich liegt der Fluch auf jeder lieblosen und grausamen That, die allem menschlichen und christlichen Gefühle Hohn spricht. Nicht jeder gefühllose Mensch ist im Besitze der äußerlichen Macht, um eine solche Tiranei zu üben, wie etwa der berüchtigte Barnaba Galeazzo, Herzog von Mailand, der zwanzigtausend Hunde ernährte, und die Armen verschmachten ließ, den für das kleinste Jagdvergehen die grausamsten Bußen auferlegte, und eine ganze Familie mit dem Tode bestrafte, weil sie von einem geschossenen Eber gegessen. Dieser Mann war aller-

dings ein Wütherich, wie er unter christlichen Fürsten nur sehr selten vorkommen wird. Allein jeder hartherzige und grausame Mensch ist für seine Umgebung eine Art von Ungeheuer, das nur Abscheu erregen kann, und in die menschliche Gesellschaft nicht hinein paßt. Die Menschen seiner Umgebung meiden ihn ängstlich, weil er die Bande des Wohlwollens zerrissen hat; seine Mitknechte, die nämlich wissen, daß sie sämmtlich, und somit auch er, Gottes Diener sein sollen, ziehen sich von ihm zurück und er steht vereinsamt, weil er sich so eigenmächtig benimmt, als hätte er keinen unbedingten Gebieter über sich, und als wäre er selber sein oberster Gesetzgeber und Richter. Er bleibt aber nicht bloß einsam, und von seinen Mitknechten verlassen, sondern er wird auch von diesen angeklagt; und wer wird ihm beistehen, wenn er vor seinem Gebieter erscheinen muß? Wer wird für ihn bitten, da er selber es nimmer vermag? Denn auch in unsrer Parabel ist es nachgewiesen, daß der verschuldete Knecht, da er zum zweiten Male gerufen wird, gar keine Bitte mehr vorbringt.

Mit Recht bemerkt Augustinus: Jeder Habsüchtige, Zuchtlose, Schwelgerische vermag endlich doch zu beten: vergieb uns unsere Schulden, gleichwie auch wir unseren Schuldigern verzeihen; nur der Hartherzige und Rachsüchtige kann diese Worte nicht aussprechen, ohne die ganze Last der Vergeltung auf sich zu wälzen. Der Stein, den er in die Höhe geworfen, fällt auf ihn selbst zurück. So hat es (wie das Buch der Richter erzählt) Adonibezek, König der Chananäer, anerkannt, als seine Besieger

an den Händen und Füßen ihn verstümmelten; denn er bekannte während dieser Qual: Siebenzig Fürsten, die ich an Händen und Füßen verstümmeln ließ, lagen unter meinem Tische, und sammelten die Ueberbleibsel der Speisen; wie ich gethan, genau so hat der Herr mir vergolten. Eutropius, der übermächtige Kämmerer des Kaisers Arcadius, hatte gesetzlich angeordnet, daß der Altar Niemanden mehr als unverletzliche Zufluchtsstätte dienen solle; der Erste, der vergeblich in ein solches Asyl sich flüchtete, war er selber. Der heimtückische Mann, welcher (unter Ludwig dem Eilften) den Plan zu den berüchtigten eisernen Käfigen gemacht, war der Erste, der in diesen furchtbaren Kerker gesperrt wurde, in welchem er viele Jahre schmachten mußte.

Solche Beispiele bietet die Weltgeschichte gar viele dar; noch häufiger aber kommen sie als Ereignisse vor, deren die Geschichte nicht erwähnt, die aber Jeder, der das Auge dafür öffnen will, auch in seinem Lebenskreise beobachten kann. Die Parabel vom verschuldeten Knechte wiederholt sich nur allzu oft; und da es sich darin um das ewige Geschick des Menschen handelt, wie könnte Jemand sagen oder meinen, daß sie ihn nichts angehe? Ein Jeglicher, der einmal eine schwere Sünde begangen, hat eine Todesschuld sich aufgebürdet, für die er in der Ohnmacht und Knechtschaft seines nunmehrigen Zustandes keine Genugthuung bringen kann. Allein, was der Gefallene nicht vermag, das giebt ihm die Erbarmung der göttlichen Liebe durch die Verdienste Christi. »Ich sprach: mich selber anklagend, will ich dem Herrn meine Ungerechtigkeit bekennen;

und Du, o Herr, hast die Ruchlosigkeit meiner Sünde verziehen.« *) In uns selber unendlich dürftig, sind wir doch wieder unendlich reich, weil es in unsrer Wahl steht, die Reichthümer der Gnade Christi uns anzueignen. Allein wie bewahren wir dieselben, und wie versichern wir uns ihres fortwährenden Besitzes, um nicht von neuem in den schrecklichsten Nothstand zurück zu fallen? Die Antwort darauf giebt uns der Psalmenvers: »Selig der Mensch, dem Gott die Sünde nimmer zurechnet, und in dessen Geiste kein Trug ist.« Wir sind nur dann der göttlichen Huld gewiß, wenn wir die Lüge und Selbsttäuschung meiden, wenn wir mit dem Widerspruche gegen die Gottesliebe auch jenen gegen die Liebe des Nächsten aufgeben, wenn wir nicht zu gleicher Zeit demüthig vor Gott und hochfahrend gegen die Menschen, zerknirscht vor dem ewigen Gebieter, und grausam gegen Gleichgestellte oder Untergeordnete sind. Eine solche innere Halbheit und Doppelsinnigkeit, die das innere Leben verwüstet, und den frömmsten Wandel zu einem Zerrbilde entstellt, kann unmöglich zum Heile führen.

Ein warnendes Beispiel davon ist die Geschichte zweier Ordensbrüder, die Fr. Christoval erzählt. Obgleich Mitglieder einer und derselben Genossenschaft, hatten sie doch Jahrelang in der bittersten Feindschaft gelebt. Endlich ward Einer von ihnen sterbenskrank, und um für den Empfang der Heilsgaben sich würdig vorzubereiten, ließ er seinen Gegner ans Lager kommen,

*) Ps. 31.

bat ihn für allen bisherigen Groll aufs beweglichste um Verzeihung, und erklärte auch seinerseits jede empfangene Beleidigung vergeben und vergessen zu wollen. Diese Anrede brachte in dem hartherzigen Gegner die rechte Wirkung nicht hervor; sie erregte in ihm statt des Mitleids und der Rührung nur pöbelhafte Schadenfreude; er ließ sich von seinem Uebermuthe so weit verleiten, daß er nur allzu vernehmlich zu den Umherstehenden sprach: »Es ist bloß die Nähe des Todes, die den armen Menschen so ängstigt und kleinlaut macht, daß er sich vor mir demüthigt; wäre das nicht der Fall, so hätte er es sicher nicht über sich gebracht, mich um Verzeihung zu bitten. Kaum aber hatte der Sterbende dieß unselige Wort vernommen, als der langgenährte Haß in seinem Herzen wieder aufloderte. Erspare dir, rief er, deinen Hohn; ich verzeihe dir nicht, und will auch von dir keine Verzeihung erbetteln! Gleich nachher verfiel er in die Agonie; es waren seine letzten Worte.

Wie beklagenswerth sind nicht diese Beiden, die bei allem Anscheine der Frömmigkeit, und ungeachtet ihrer vielfachen religiösen Uebungen, dennoch von der Finsterniß befangen blieben! Und wie leicht verwirren sich gerade die Tugendhaften auf solche Abwege, zumal wenn sie von der Thorheit des Tugendstolzes sich verblenden lassen! Schon der heil. Gregor der Große hat diese Beobachtung gemacht, die uns zur Warnung dienen soll: »Je seltener wir selber einen Fehler begehen, desto weniger sind wir aufgelegt, gegen die Fehler der Anderen nachsichtig zu seyn; und je größer die Furcht und

Sorgfalt, mit welcher wir uns selbst vor der Sünde verwahren, desto schärfer pflegen wir jedes Unrecht zu beurtheilen und zu ahnden, das von Anderen uns angethan wird. In solcher Weise geschieht es, daß Mancher in dem Maße, als er selbst behutsamer wandelt, um so träger und widerstrebender sich zeigt, wenn er verzeihen und vergeben soll; allein durch diese Makel wird die Liebe getödtet!« Welchen Werth aber haben die Werke des Menschen ohne den Geist der Liebe? Als man dem großen Einsiedler Antonius die Heiligkeit eines Religiosen rühmte, fragte er: ob dieser fromme Mann nicht bloß Frost und Hitze, sondern auch Beleidigungen mit Geduld ertrage? Und als man über diesen Punkt nichts entschieden Gutes zu berichten wußte, erwiederte Antonius: So gleicht er einem Hause, das von außen schön verziert ist, innen aber von Räubern geplündert.

Je kläglicher also der Zustand eines Menschen, der äußerlich demüthig, innen hart und voll Hochmuth ist, desto mehr kommt es darauf an, daß wir unsren Beleidigern nicht bloß äußerlich, sondern, wie es der Herr gebeut, von ganzem Herzen verzeihen. »Seyd gegen einander wohlwollend, barmherzig, und verzeihet einander, gleichwie Gott euch alles verziehen (geschenkt), hat in Christo.*) Der heilige Chrysostomus nennt diese Vergleichung und Bedingung ein furchtbares Mysterium, und setzt hinzu: »Dieß ist der Vertrag, den Gott mit uns abgeschlossen, dem zu Folge er uns in seiner unbegreifli-

*) Ephs. 4, 32.

chen Barmherzigkeit die Gewißheit der Versöhnung anbietet, zugleich aber auch das leichteste Mittel in die Hand giebt, um uns dieser Gnade zu versichern. Denn was ist leichter, als zehn Pfennige hingeben, um zehntausend Talente zu empfangen? Was ist heilsamer, als alle Bosheit aus dem Herzen verbannen, was ist süßer, als im Frieden leben?« Hier wiederholt sich aber auch die Frage, die wir in den Psalmen finden: »Wer ist weise genug, und beachtet dieß, und erkennt die Erbarmungen des Herrn?«*)

Verleihe uns, allgütiger Vater, diese Weisheit des Lebens, auf daß wir deine Barmherzigkeit erkennen, sie an Anderen üben, und an uns selber reichlich erfahren, durch Jesum Christum, unsern Herrn.

---

*) Ps. 106, 43.

XI.

# Am zwei und zwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

»Erstattet also dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist.« (Matth. 22, 21.)

---

## Eingang.

Wer an ein beschwerdenvolles Werk sich begeben soll, zu welchem der Muth ihm gebricht, der sucht gern nach Ausflüchten; und so wird es auch in den Sprüchen des Weisen bemerkt: »der Faule sagt: ein Löwe ist draußen; mitten auf der Straße werde ich getödtet werden.« *) Von solch' einer kleinmüthigen Stimmung kann auch Jeder befangen werden, dem es obliegt, die Wahrheiten des Evangeliums zu predigen. So lange er sich auf die Glaubens- und Geheimnißlehren beschränkt, steht er noch hinter seinen eigenen Schutzmauern; sobald er jedoch heraustreten soll in das Gebiet des bürgerlichen Lebens, in die Verhältnisse des Christen zur irdischen Gesellschaft, zum Gemeinwesen des Staates, muß er sorgfältig sich

---

*) Sprichw. 22, 13.

vorsehen, um nichts Unpassendes und Verfängliches zu sagen, was zu bedenklichen Mißverständnissen Anlaß geben kann. Soll er deßhalb diese Gegenstände ganz unberührt lassen, und der Meinung jener Leute folgen, die da behaupten, daß solche weltliche und staatliche Dinge gar nicht auf die Kanzel gehören? Wäre das wirklich so, so gehörte auch der Abschnitt des Evangeliums, den wir eben gelesen, nicht auf diese Stätte, da er ebenfalls von solchen Angelegenheiten handelt. Die Frage der Pharisäer: ob es mit ihrer Religion sich vereinbare, dem römischen Cäsar Tribut zu entrichten, war eine politische; die Antwort des Herrn aber, die gleich einem leuchtenden Blitze ihre bösen Absichten niederschlug, stellt die gesammten Pflichten des geselligen Menschen nach ihren beiden Hauptrichtungen fest, in welche dieselben nach Maßgabe seiner irdischen und himmlischen Lebenszwecke sich theilen.

Daß diese beiderseitigen Verpflichtungen einander nicht hemmen, ist schon deßhalb als unläugbar voraus zu setzen, weil der Mensch in seinem geselligen Leben offenbar auch eine irdische Bestimmung hat, die mit seiner himmlischen und ewigen nicht im Widerspruche seyn kann, sondern derselben vielmehr zur Vorbereitung dienen soll. Dem Gehorsam, welchen die Völker ihren Fürsten und Obrigkeiten zu leisten verpflichtet sind, steht der Dienst Gottes nicht im Wege, da ja jener Gehorsam selbst auf einem göttlichen Gesetze, und einer schöpferischen Anordnung Gottes beruht. Eben so wenig kann der Gehorsam gegen die irdischen Obrigkeiten den Dienst Gottes beeinträchtigen oder schmälern; da vielmehr nur Jener seine

bürgerlichen Pflichten gewissenhaft und willig erfüllt, der in echter Gottesfurcht seinem himmlischen und ewigen Gebieter unterwürfig ist.

In dieser zweifachen Beziehung lautet nun das Gebot des Herrn: Erstattet dem Kaiser, was des Kaisers ist, wie es euch als Gliedern eines irdischen Gemeinwesens oder Staates geziemt; erstattet aber auch Gott, was Gottes ist, damit ihr auch als Glieder und Bürger eines himmlischen Staates odes des Gottesreiches euch bewährt. Wollen wir nun über diese zweifachen Verpflichtungen, und zwar in ihrer wechselseitigen lebendigen Verbindung, ein tieferes Verständniß gewinnen, so haben wir eine doppelte Aufgabe vor uns. Wir betrachten nämlich zuerst die beiden Gebiete des Lebens, denen jeder Gläubige angehört, und die man als Staat und Kirche unterscheidet; sodann die Pflichten des Gehorsams, die gegen beide uns auferlegt sind.

1.

Es finden sich in fernen Welttheilen gar viele halbwilde, barbarische Völkerstämme, die als Hirten, Jäger und Räuber in weiten Steppen oder Gebirgen umherziehen, und nur für den dringendsten Bedarf einige Feldfrüchte bauen. Zwar ist die gemeinsame Herkunft und Sprache das Band, das sie vereinigt, allein dieses rohe Beisammenleben verdient noch nicht den Namen eines Staates. Von einem solchen ist erst dann die Rede, wenn zahlreiche Menschen und Familien zum Zwecke gemeinschaftlicher Wohlfahrt und Sicherheit gesellig verbunden, und daher unter die Zucht und Ordnung des Gesetzes ge-

stellt sind. Diese Einheit, durch welche so viele Menschen bestimmt werden, ihren Eigenwillen einem gemeinsamen Zwecke unterzuordnen, kann ohne Haupt und Gliederung unmöglich bestehen. Es ist daher, gleich allen Grundgesetzen der Ordnung in der sichtbaren Welt, auch dieses eine ursprünglich göttliche Fügung, daß jede menschliche Gesellschaft, die ein ganzes Volk umfaßt, ein Oberhaupt habe, welches in seiner Person die lebendige Einheit und das Recht des Ganzen, so wie die Machtvollkommenheit des Gesetzes darstellt.

So wird es vom Apostel bezeugt in den vielbekannten Worten: »Es giebt keine regierende Macht, die nicht von Gott verordnet wäre.« Durch diese Quelle seiner Macht wird der Fürst oder König unabhängig und selbstständig (souverän); er hat seine Stellung über dem Volke, wie das Haupt über den Gliedern des Leibes; und so wenig diese letztern aus sich das Haupt hervorbringen, eben so wenig hat der Fürst dem Volke seine Oberherrlichkeit zu danken, die nicht aus dem Volke sproßt, wie etwa aus der Wurzel des Baumes die Krone, sondern im Gesetze der göttlichen Ordnung ihren Grund hat. »Einem jeglichen Volke, lehrt die Schrift, hat Gott einen Führer vorgesetzt,« und ferner: »wo kein oberster Lenker ist, wird das Volk zu Grunde gehen.« *) Dadurch aber ist allerdings schon die Stellung und Aufgabe eines gottesfürchtigen, christlichen Regenten angedeutet, der nicht gleich einem Nebucadnezar oder Domitian lediglich nach

*) Eccli. 17, 14. Sprichw. 11, 14.

den Eingebungen der eigenen Laune und Leidenschaft handelt, sondern dem Urgesetze der Gerechtigkeit und Milde zu folgen strebt, geleitet von dem Bewußtseyn, daß er für die Handhabung seiner Macht dem ewigen Gebieter verantwortlich sey, der sie ihm gegeben. Es hat wohl einst Roboam, König Salomo's Sohn, diese Grenzen überschritten, als er durch thörichte Rathgeber und seinen eigenen Stolz sich verleiten ließ, das versammelte Volk mit den Worten anzureden: »Mein Vater hat euch mit Ruthen gestrichen, ich aber werde euch mit Skorpionen geißeln.« Allein dieser Vermessenheit blieb die göttliche Strafe nicht aus; ihre Folge war der Zerfall seines Volkes in zwei geschiedene Königreiche.

So wenig es aber der Anordnung Gottes entspricht, daß ein Herrscher völlig eigenmächtig und despotisch handle, eben so wenig kann es dem letztern geziemen, seine Macht ruhen zu lassen, oder zu keiner Geltung zu bringen. Die Staatsgewalt hat nicht die Aufgabe, bloß zu belehren, zu rathen und zu überreden, oder vollends die Untergebenen durch Bitten zu bewegen; sondern ihre Sache ist befehlen und gebieten, die Gesetze handhaben; gegen den Ungehorsam nachdrücklich einschreiten, und die Widerspenstigen bestrafen. Da die größere Masse der Menschen dem Zuge der Eigensucht und der Leidenschaften folgt, und folglich der Zucht bedarf, so kann die Staatsgewalt es den Einzelnen nicht frei stellen, ob es ihnen beliebig seyn werde, den Gesetzen zu gehorchen; sondern sie hat sowohl das Recht als die Pflicht, sie mit Zwinggewalt zu diesem Gehorsam zu verhalten. Denn,

wie der Apostel lehrt: nicht ohne Ursache trägt der Fürst das Schwert; er ist ein Vertreter und Diener Gottes, ein Rächer und Bestrafer für Jeden, der Böses thut. Und deßhalb, setzt er mahnend hinzu: sollt ihr willig gehorchen, nicht bloß wegen der Strafe, die den Uebertreter bedroht, sondern auch aus dem innersten, religiösen Beweggrunde, nach der Forderung des Gewissens.

Hier aber ist gleichsam der Angelpunkt einer Pforte, durch die ein anderes Gebiet des Menschenlebens sich öffnet. Denn obwohl es dem Herrscher und den von ihm gesetzten Obrigkeiten keineswegs gleichgiltig bleiben kann, wie die Gesinnung der Untergebenen beschaffen sey, so kann doch der irdische Richter das Innere der Herzen nicht durchschauen, sondern vermag bloß den äußerlichen Gehorsam und die sichtbare Ordnung zu überwachen. Es giebt aber ein inneres oder sittliches Lebensgebiet, in welchem es hauptsächlich auf die Richtung des Willens oder auf die Gesinnung ankommt, und in welchem von keiner zwingenden Gewalt die Rede seyn kann, sondern nur vom eigenen freien Entschlusse des Willens. Dieses ist das Reich, worin das Gewissen und die Gnade herrschen, und von welchem der Herr gesagt hat: das Reich Gottes ist innen in euch selber, weil es zunächst im Herzen der Menschen seine Grundlage hat. Darum sprach Moses zu dem Volke, in welchem dieses Reich zuerst wieder aufgerichtet wurde: »Bedenke, daß ich dir vor Augen gestellt habe das Leben und wahrhafte Gute, im Gegensatze zum Tode und zum Bösen, den Segen und den Fluch; erwähle dir also das Leben, indem du Gott dei-

nen Herrn liebst, und ihm gehorchest und anhangst, denn er ist dein Leben.« *)

So besteht also zugleich mit der bürgerlichen Gesellschaft im Staate, welche die äußerliche Sicherheit, Ordnung und gesellige Wohlfahrt bezweckt, noch eine wesentlich andere, religiöse, die das Verhältniß des Menschen zu Gott ordnen, ihre sittlich geistige und ewige Bestimmung fördern will, und die man die Kirche nennt. Allein dieser Begriff reicht noch lange nicht aus; er ist allzu schattenhaft, unbestimmt und schwankend, um nicht mißbräuchlich angewendet zu werden. Es ist gar nicht ungewöhnlich, daß man unter der Kirche blos das Christenthum, oder die Mitglieder des geistlichen Standes versteht; und daß man daher keinen Anstand nimmt, auch von einer Muhammedanischen und Buddhaistischen Kirche zu reden. Allein weder ist die Kirche bloß auf den Priesterstand beschränkt, als ob die Laien außerhalb derselben stünden, noch kann ein Reich des Aberglaubens und Götzendienstes diesen Namen verdienen. Die Kirche ist das Reich Gottes, in welchem die Offenbarung der Gnade und Wahrheit durch alle Zeitalter sich fortsetzt; sie ist die göttliche Anstalt für die fortwährende Erlösung und Heiligung der Menschen durch Christum und den heiligen Geist. Sie hat deßhalb auch ihre eigenthümliche Stellung und Wirksamkeit, die von jener des Staates wesentlich verschieden ist. Die Aufgabe des letztern ist es, für die irdische Wohlfahrt der Gesellschaft zu sorgen, die

---

*) Deut. 30.

Ordnung und sittliche Bildung, so wie Kunst und Wissenschaft, und alles, was das irdische Leben wahrhaft kräftiget, zu fördern. Was er jedoch nicht vermag, das ist die Errettung der Menschen von der Sünde und dem geistigen Tode. Er kann irdisch lohnen und strafen, aber nicht erlösen und beseligen; seine Macht reicht nicht hinaus über diese Erdenwelt in die des Jenseits. Was also dem Staate nicht gegeben ist, das ist Sache der Kirche; so wie im Gegentheile der Wirksamkeit der Kirche dasjenige nicht zugetheilt seyn kann, was vorzugsweise die Sache des Staates ist.

Da aber die nämlichen Menschen, sofern sie den Glauben an Christum bekennen, eben so gewiß Bürger des Staates als Glieder der Kirche sind, so kann die letztere, obwohl sie vorzugsweise mit dem innern Heilsleben sich beschäftiget, doch kein rein innerliches oder unsichtbares Reich seyn, sondern muß, weil sie für leiblich-geistige Menschen bestimmt ist, auch als ein äußerliches oder sichtbares Reich sich gestalten. Eine solche Gestaltung und Ordnung aber kann in der Kirche eben so wenig, als im Staate, ohne Gliederung zu Stande kommen. Wie es im Staate ein Haupt geben muß, und eine Stufenfolge von Behörden, welche die Gesetze berathen oder überwachen und vollführen, so können auch in der Kirche nicht Alle völlig gleich seyn, sondern müssen in Glieder der lehrenden und hörenden Kirche, oder in Priester und Laien sich scheiden. Nur den ersteren ist, nach der ursprünglichen Anordnung des Herrn, die Ausspendung seiner Heilsmysterien und das Lehrwort des Glaubens anver-

traut; und während ihre apostolische Sendung von den Bischöfen ausgeht, müssen doch Alle Ein Oberhaupt anerkennen, von welchem die Einheit des kirchlichen Glaubens und der kirchlichen Macht bewahrt und getragen wird. Auch dem sichtbaren Gottesreiche ist demnach eine monarchische Verfassung gegeben. Sein unsichtbares Oberhaupt, Christus, hat über das Ganze einen sichtbaren obersten Hirten gesetzt, dem es obliegt, die Angelegenheiten des Heiles dergestalt zu lenken, daß zugleich die Hoheitsrechte der Fürsten und Obrigkeiten nicht nur unverletzt bleiben, sondern auf einer heiligen und unerschütterlichen Grundlage befestiget werden. Um aber dieß näher zu erkennen, wollen wir nunmehr die Pflichten, die wir gegen den irdischen und himmlischen Gebieter, gegen den Staat und die Kirche, zu erfüllen haben, nach ihrem innern Zusammenhange erwägen.

2.

In dreifacher Weise ordnet sich alles, was bürgerliche Tugend und pflichtgetreue Gesinnung genannt wird, und zwar als Ehrfurcht, Gehorsam, und Liebe zum Vaterland. Die erste Pflicht ist die der Ehrerbietung, die wir sowohl gegen die Person des Herrschers, als die von ihm ermächtigten Obrigkeiten zu beobachten haben. Sie hat ihren Grund darin, weil die von Gott gesetzte Würde des Fürsten die Majestät, d. h. die irdische Machtvollkommenheit in sich schließt, und seine Person zu einer geheiligten d. h. unverletzlichen erhebt. Diese Ehrfurcht ist daher nichts weniger als eine knechtische Gesinnung, und muß so weit gehen, als sie gehen darf, ohne eine

Anbetung zu werden, die dem unendlichen Gebieter allein gebührt.

Die zweite Pflicht ist die Treue, oder der unverbrüchliche Gehorsam gegen die Gesetze und Vorschriften, die vom Herrscher und seinen Behörden erlassen werden. Bei gebildeten Völkern, so wie unter einer echt christlichen Regierung wird es des Beisatzes gar nicht bedürfen, daß man diesen Gehorsam nur in solchen Fällen zu leisten schuldig sey, wo er moralisch möglich ist, d. h. wenn nichts befohlen wird, was gegen die sittlichen Gebote und das Gesetz des Gewissens anstößt, und was folglich ohne Sünde nicht vollführt werden könnte. Denn Niemand hat das Recht, eine sündhafte Handlung zu gebieten. In allen übrigen Fällen aber ist der Einzelne verpflichtet, sich dem Gesetze zu unterwerfen, wenn es auch seinem besondern Vortheil oder seiner Ansicht und Meinung nicht zusagen sollte. Zwar können hier zuweilen Ausnahmen stattfinden; doch werden sie stets zu den seltenen Ereignissen gehören. So ist es einst (im Jahre 1586) in Rom geschehen, als Papst Sixtus der Fünfte den großen Obelisk des Augustus auf den Platz vor der St. Petruskirche übertragen ließ. So kunstreich und wohlberechnet die Anstalten waren, die man zur Aufrichtung der ungeheueren Wucht getroffen hatte, so konnte die mindeste Störung einen Unfall herbei führen, der dem dichten Gedränge dem Zuschauer Gefahr drohte. Der Papst hatte daher das Gesetz kundmachen lassen, daß Jeder, der im Augenblicke der Emporhebung der Säule ein Wort sprechen würde, die Todesstrafe verwirkt

habe. Dieser Augenblick kam. Von den um den Obelisk gewundenen Tauen, welche von vierzig gewaltigen Kranichen gespannt wurden, krachten einige und drohten zu reißen, während andere, die etwas zu lange waren, schlaff blieben; die Last war nahe daran, zu stürzen, und hätte im Nu alles ringsum zerschmettert. Da rief plötzlich eine Stimme aus der Mitte der Menge: Wasser, Wasser! befeuchtet die Stricke! Sogleich befolgte man diese Weisung, und die Aufstellung wurde glücklich vollendet. Hatte dieser laute Sprecher nicht die Todesstrafe auf sich gezogen? Nach dem Buchstaben des Gesetzes allerdings. Wir werden jedoch sagen müssen: sein Stillschweigen wäre in diesem Falle ein folgenschweres Verbrechen geworden; und so wurde auch der Vorfall vom Papste beurtheilt, der den Rufer belohnte.

Je seltener aber solche Ausnahmen, desto fester steht die Regel, daß es Niemanden erlaubt sey, von der Beobachtung irgend eines Gesetzes unter dem Vorwande sich auszuschließen, daß es ihm unzweckmäßig erscheint, oder daß er für seine Person dadurch besonders gedrückt und beeinträchtiget werde. Es soll also in seinen Verhältnissen zum Staate Niemand ein Egoist seyn, sondern von dem Sinne für die Wohlfahrt der Gesammtheit sich leiten lassen, den man den Patriotismus nennt. Diese Tugend aber äußert sich keineswegs durch ein stetes Bekritteln und Bedauern der vorhandenen oder vermeintlichen Uebelstände, sondern in der bereitwilligen Entrichtung der Abgaben, in der treuen Verwaltung des anvertrauten Amtes, in einem musterhaften Wandel, der

Acqua alle funi!

Anderen zur lebendigen Lehre dient, in der thätigen und dankbaren Liebe zum Vaterlande. Was für große und herrliche Tugenden sind nicht in dieser Aufgabe beschlossen! Gehorsam, gewissenhafte Treue, Aufopferung, Eintracht, Gerechtigkeit, — wie könnten solche himmlische Gewächse je gedeihen, wo nicht auf dem geistigen Boden des Glaubens, der Gottesfurcht, des religiösen Lebens, unter dem erweckenden und stärkenden Einflusse der göttlichen Gnade, durch die Kraft der sittlichen Erneuerung, und folglich unter dem Segen der Kirche?

Wollen wir nun hören, was die lehrende Kirche in Bezug auf die bürgerlichen Pflichten gebietet, so tritt uns vor allem das Gebot des Herrn entgegen: dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist. Die Kraft und Bedeutung dieses Gebotes wird dadurch um so größer, daß es der Cäsar Tiberius war, der im Zeitalter Christi das römische Reich, und so auch Syrien und Palästina beherrschte. Denn obwohl er ein Heide war, und in den abscheulichsten Lüsten befangen, sollte er dennoch als ein rechtmäßiger (legitimer) Gebieter betrachtet und geehrt werden, der seine Macht und Berechtigung von oben empfangen. Am ausführlichsten aber ist diese kirchliche Lehre dargestellt in der Mahnung des Apostels: »Ein jeglicher Mensch soll der höhern (obrigkeitlichen) Gewalt unterworfen seyn. Denn es giebt keine Macht, es sey dann von Gott, und eine jede, die in Wirklichkeit besteht, ist von Gott verordnet. Wer sonach ihr sich widersetzt, der widersetzt sich der Ordnung Gottes, und zieht sich dadurch selber die Verdammniß zu. Denn nicht den guten

Werken ist die Obrigkeit furchtbar, sondern den bösen. Darum sollt ihr gehorsam seyn, nicht um des Zornes (der Strafe) willen, sondern wegen des Gewissens. Erstattet also Jedermann, was ihr verpflichtet seyd: wem die Steuer gebührt, die Steuer; wem der Eingangs- oder Ausfuhrszoll zu entrichten ist, den Zoll; wer auf Ehrfurcht Anspruch hat, dem erweiset Ehrfurcht.«

Der Gehorsam, der den Anordnungen der Staatsgewalt zu leisten, ist also eine Gewissenspflicht, und der Widerstand gegen die Obrigkeit wird dem Widerstande gegen Gott gleich geachtet, oder als Todesschuld erklärt, welche, wenn sie unbereut und ungesühnt bleibt, den ewigen Tod zur Folge hat. Was wird aber daraus ersichtlich? Nichts Geringeres, als der innere Zusammenhang zwischen dem Ansehen (der Autorität) des Staates und der Kirche. Da das Gesetz seine Weihe im Gewissen hat, und folglich nur im Glauben an ein heiliges Gottesreich seine Grundfeste findet, so ist der Gehorsam gegen den Staat aufs engste verkettet mit dem Gehorsam gegen die Kirche. Wer demnach Gott giebt, was Gottes ist, wer nämlich seinen Willen, sein Bestreben, seine Gesinnung, also sich selber Gott weihet, um von ganzem Herzen Ihm zu dienen, der wird ohne Zweifel auch dem Kaiser geben, was des Kaisers ist. Mit anderen Worten: wer dem Gesetze des Evangeliums und der Kirche gehorcht, der wird, und zwar aus inneren, lebendigen, religiösen Beweggründen, auch dem Staate gehorsam sich bewähren. Stellet euch, sagt Augustinus, ein Heer von solchen Kriegern vor, wie Christus und sein Gesetz sie will; den-

ket euch solche Ehemänner und Frauen, solche Eltern und Kinder, solche Gebieter und Diener, wie das Evangelium sie wünscht, und ihr werdet ohne Mühe erkennen, daß der Gehorsam gegen die Gebote des Herrn dem Gemeinwesen des Staates zur größten und erfreulichsten Wohlfahrt verhelfen würde.

In diesem Sinne beschließt auch der Apostel die Ermahnung, die wir eben vernommen. Denn nachdem er an die heilige Pflicht erinnert, einem Jeglichen zu erstatten, was ihm gebührt, setzt er hinzu: »Niemanden sollt ihr mit irgend einer Verpflichtung im Rückstande bleiben, die einzige ausgenommen: daß ihr einander liebet.« Denn wenn jede andere Schuldigkeit irgend einmal sich abthun und ausgleichen läßt, so bleibt doch Eine übrig, die niemals erschöpft oder zu Ende gebracht werden kann, und diese ist selber die Quelle aller irdischen und ewigen Wohlfahrt: die heilige Liebe. Ganz das Gleiche lehrt auch der Fürst der Apostel' in den bündigen Worten: »Begegnet Allen mit Achtung, liebet die brüderliche Eintracht, fürchtet Gott, ehret den König.« Amen.

'1 P. 2 17.

## XII.

# Am zwei und zwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

»Wessen ist das Bild und die Ueberschrift?« (Matth. 22, 20.)

---

### Eingang.

Wer von der Erde ist, ist irdisch, d. h. er denkt und handelt nach irdischer Weise; wer von oben gekommen, ist über Alle.« Irdische Menschen suchen, was ihnen Ehre, Lust, Gewinn oder sonst einen Vortheil verspricht, und weil der Einzelne wenig vermag, so halten Gleichgesinnte gern zusammen, und bilden eine Partei. Wenn es nun nicht ausbleiben kann, daß je Eine Partei die andere anfeindet und befehdet, so geschieht es doch nicht selten, daß zwei sonst feindliche Parteien zeitweilig gegen einen gemeinsamen Widersacher sich verbinden. Christus hingegen ist das Haupt der Menschheit, und eben deßhalb kein Haupt irgend einer einzelnen Partei, sondern hoch erhaben über alle. Und dieß ist die Thatsache, die aus dem Inhalt unseres Evangeliums mit so glänzendem Lichte hervorgeht. Im Zeitalter Christi waren es vorzüglich zwei Parteien, die das jüdische Volk zu beherrschen suchten,

die jedoch, bei der gänzlichen Verschiedenheit ihrer Absichten, einander aufs bitterste haßten. Die Pharisäer strebten, und zwar unter dem Vorwande des Eifers für ihre Religion, die Oberherrschaft der Römer zu verdrängen. Die Herodianer, die sich um das Gesetz des alten Gottesbundes nicht kümmerten, suchten ihre Wohlfahrt in der Huld jener heidnischen Gebieter. Wenn sie dennoch einmal gemeinschaftlich handelten, so geschah dieß im Bunde gegen den Einen, der beiden in gleichem Grade verhaßt war. Und indem sie sich den Anschein gaben, in einer damals sehr verfänglichen Frage ihn zum Schiedsrichter zu wählen, suchten sie ihre giftige Bosheit in den Schlangenkünsten der Schmeichelei zu bergen.

Wie Aeneas Sylvius erzählt, hielt einst ein Schmeichler an den Kaiser Sigismund eine Anrede, worin er ihn den Göttern ähnlich nannte. Entrüstet hierüber gab ihm der Kaiser einen Schlag ins Angesicht. Herr, rief der Redner: Warum schlägt Ihr mich? Heuchler, erwiederte Sigismund: warum beißest du mich? Und er hatte wohl recht, wenn er die Schmeichelei in ihrer Absicht und Wirkung mit dem Schlangenbisse verglich. Was den Herrn anbelangt, so konnte ihn dieser Trug weder täuschen noch sonst berühren; dennoch wollte er ihrer glattzüngigen Anrede mit einer harten und strengen Erwiederung begegnen. »Ihr Heuchler,» rief er, »warum versuchet ihr mich?« Allein es genügte ihm nicht, sie ihrer Heimtücke wegen zu strafen; er wollte sie auch belehren, und darum wies er ihre Frage nicht zurück, die er jedoch in einer Weise beantwortete, in welcher der

Sieg der himmlischen über die irdische Klugheit hervorleuchtet. Anstatt auf eine ausführliche Belehrung sich einzulassen, auf die jene Nichtswürdigen nicht geachtet hätten, nahm er das sinnlich Anschauliche, das thatsächlich Gegebene zu Hülfe, indem er jene Münze, die dazumal gang und gäbe war, sich zeigen ließ, und nun die Arglistigen fragte, wessen Bild und Namen oder Ueberschrift hier ausgeprägt erscheine? Durch die Antwort, zu welcher sie sich gezwungen sahen, war die Schlinge, die sie ihm zu legen gemeint, schon zerrissen. Denn indem sie mit dem Bilde des Cäsars auch die Herrschaft des letzteren thatsächlich anerkannten, so fiel die Frage: ob es erlaubt sey, ihm Abgaben zu entrichten, von selbst. Allein die Lehre, die ihnen der Herr, in seiner unüberwindlichen Güte, nicht vorenthalten wollte, geht weit über diese Frage hinaus. Und da er das ganze Gewicht derselben offenbar auf die Münze und ihr Gepräge legt, so möge es unsere Aufgabe seyn, an diesem Sinnbilde die Grundzüge und Pflichten sowohl unseres gesellig irdischen oder bürgerlichen, als unseres religiösen Lebens kennen zu lernen.

1.

Bekannt ist die Art und Weise, wie ehedem ein Großmeister der Maltheserritter (Lavalette) einem großen Mangel abzuhelfen wußte. Er ließ nämlich Nothmünzen von Kupfer prägen, welche die Inschrift trugen: »Nicht das Erz, sondern der Glaube« *), und dieser Münze

*) Non aes sed fides.

wurde so viel Werth beigelegt, als ob sie von Gold gewesen wäre. Es ergab sich dadurch die Wahrheit jener Inschrift: daß es nämlich nicht so sehr auf das Metall ankomme, als auf die Treue und den Glauben. Denn es ist, wie jeder Weltbürger wissen kann, das Geld für das gesellige Leben in Einer Beziehung Nichts, und in einer andern Bedeutung auch wieder Alles. Es ist Nichts, weil es keinem einzigen Lebensbedürfnisse unmittelbar, d. h. durch sich selber, abhilft, indem es z. B. an sich weder den Hunger stillt, noch vor Frost und Blöße schützt. Es ist hinwiederum Alles, insofern es das Zeichen oder den Ausdruck des allgemeinen Vermögens darstellt, von welchem das Vermögen der Einzelnen abhängig bleibt.

Um diese Thatsache uns anschaulich zu machen, wird ein einfaches Beispiel hinlänglich seyn. Stellen wir uns nämlich einen einzelnen Menschen oder Familienvater vor, der, soweit dieß möglich ist, mit den einfachsten Werkzeugen, und ohne anderweitige Hülfsmittel seine Hütte baut, seinen Acker bestellt, und die nothdürftigsten Gewande verfertigt, so werden wir einsehen, daß er bei all' dieser Mühe, die er für die Fristung seines Lebens anwendet, doch weder ein eigentliches Vermögen erworben, noch einen einzigen Schritt vorwärts thun könne, um aus dem Zustande der Rohheit und der niedrigsten Knechtschaft heraus zu kommen. Die einfachsten Aufgaben der Landwirthschaft, der Jagd, die Bedürfnisse der Wohnung, der Kleidung erheischen schon den Gebrauch der verschiedensten künstlichen Werkzeuge

welche wiederum den Besitz und die Bearbeitung der Metalle, namentlich des Eisens, voraussetzen. Je mehr also der Mensch über den Stand der Rohheit sich erheben, und in Geselligkeit sich ausbilden soll, desto nothwendiger wird bei der Zunahme der Bedürfnisse die Theilung der Arbeit. Durch diese Theilung aber wird auch ein gemeinsames Mittel des wechselseitigen Verkehrs unentbehrlich, welches für die verschiedenartigsten Dinge den gleichbedeutenden Werth (das Aequivalent) darstellt, und den unbequemen Behelf des bloßen Austausches oder Tauschhandels beseitigt.

Dieses Mittel des geselligen Verkehrs, wodurch es möglich wird, daß, gleich dem Gliedern eines Leibes, je Einer für die Bedürfnisse des Andern arbeitet und schafft, ist das Geld, welches daher auch als Ausdruck oder Bezeichnung des Vermögens dient. Die eigentliche Quelle des Vermögens ist also der Grundbesitz und die Arbeit. Allein da beides einzig nur durch eine wohlgeregelte gesellschaftliche Ordnung die Berechtigung und Ausbildung erlangt, so ist zwar das Vermögen, das der Einzelne rechtlich erwirbt, sein Eigenthum; der allgemeine Ausdruck dieses Vermögens aber, der allen Bedürfnissen ihren Werth oder ihre Geltung zuweiset, nämlich das Geld, ist die Sache der Gesammtheit, der bürgerlichen Gesellschaft, mit einem Worte: des Staates. Man vergleicht es daher mit dem Blute, welches durch seinen Kreislauf den ganzen Leib belebt, und eben nur durch diesen Umlauf der Ernährungsquell der einzelnen Glieder wird. So hängt auch das Vermögen des Ein-

zelnen von jenem der Gesammtheit oder des Staates ab; und deßhalb ist es nicht so sehr das Metall an sich, was der Münze ihren Werth sichert, sondern Treue und Glauben, oder die sittliche Macht, von welcher die gesellige Ordnung des Staates befestigt und getragen wird. Denn ohne Aufrechthaltung des Rechtes, ohne Frieden, Sicherheit und Vertrauen ist kein geordneter Verkehr und Austausch denkbar. Diese sittliche Macht hat ihren eigentlichen Gipfelpunkt in der Person des Oberhauptes oder Königes, welchem daher nach Gottes Ordnung die Machtvollkommenheit und unverletzbare Würde oder die Majestät eigen ist. Weil nun die Persönlichkeit des Menschen dargestellt wird durch sein Angesicht und seinen Namen, so ist deßhalb der Münze das Bild und der Name desjenigen aufgeprägt, der jene Macht und Würde besitzt.

Die Münze mit ihrem Gepräge wird daher einem Buche vergleichbar, aus welchem gar viel zu lernen ist. Vor allem weiset sie nach, daß alle Gewalt des Staates und alles Ansehen der Gesetze, von der Person des Oberhauptes oder des Königs ausgeht, der als Amtswalter der Gerechtigkeit und der geselligen Ordnung von Gott gesetzt ist. Er ist daher, als persönlicher Mittelpunkt aller Staatskräfte, auch der Bürge und Wächter des allgemeinen Vermögens, und eben darum erscheint auch sein Bild auf der Münze, welche dieses allgemeine Vermögen vorstellt. Da nun das Vermögen des Einzelnen von jenem der Gesammtheit abhängt, und sein Erwerb und Eigenthum nur durch die Handhabung der Gesetze ge-

sichert wird; da überdieß die Anstalten für die Bedürfnisse der Bildung, Belehrung und öffentlichen Wohlfahrt nur vom Staate gegründet und erhalten werden können, so ist es nicht nur billig, sondern gerecht und nothwendig, daß jeder Einzelne zur Aufrechthaltung des Ganzen mitwirke, und einen entsprechenden Theil seines besonderen Vermögens an das allgemeine zurück gebe, oder für die Ausgaben des Staates beisteuere. Dieß ist eine Pflicht, der Niemand sich entziehen darf, der seinerseits auf das Recht ansprechen will, eigenes Vermögen zu erwerben, und an den sittlichen Gütern einer geordneten Gesellschaft Antheil zu nehmen. In der engsten Verbindung mit dieser Pflicht steht aber auch die der Ehrfurcht und des Gehorsams, den jedes Mitglied der Gesellschaft der Obrigkeit schuldet.

Die Münze mit ihrem Gepräge kann also wie ein Lehrbuch der bürgerlichen Pflichten betrachtet werden; sie giebt aber auch Zeugniß von den Geschicken und Zuständen der Völker, und wird dadurch ein Lehrbuch der Weltgeschichte. Die Juden konnten die Münze oder den Denar, der das Gepräge des Cäsars trug, nicht ansehen, ohne an die Oberherrschaft denken zu müssen, welche die Römer über sie errungen, und der sie sich längst feierlich unterworfen hatten. Die römische Zinsmünze erinnerte sie daher an die gerechte Strafe ihrer Frevel und ihres Abfalls von Gott. Denn einzig nur in Folge dieser Abtrünnigkeit von ihrem unsichtbaren Herrn, dessen Bund sie durch ihre Laster gebrochen und entheiligt, waren sie unter das Joch der Fremden gerathen, oder

Sickus. 16 *

hatten vielmehr sich selber es aufgebürdet; und sie vermochten es nicht abzuschütteln, ohne noch schlimmer sich zu versündigen, und gegen Gottes Fügung von neuem sich aufzulehnen. Die volle Bedeutung der Worte: gebt dem Kaiser was des Kaisers, und Gott was Gottes ist, konnte ihnen demnach nicht verborgen bleiben. Ihr sollt (so mahnten diese Worte) das eine thun, und das andere nicht verabsäumen; und während ihr, der göttlichen Anordnung gemäß, dem weltlichen Herrscher in allem gehorcht, was zu seinen Rechten gehört, so vergesset doch nicht, zugleich auch jenen Gehorsam der kindlichen Treue und Liebe zu bewahren, die ihr eurem ewigen Gebieter schuldet. Denn so gewiß das Gepräge auf der Münze euch belehrt und überweiset, welche Pflichten das bürgerliche Leben euch auferlegt, eben so gewiß ist eurem innersten Wesen das Bild des lebendigen Gottes, eures ewigen Gebieters, aufgeprägt; ein Bild, das ihr durch Sünde, Bosheit und Heuchelei nicht entstellen und verderben, sondern rein bewahren sollt. — Was aber dieses Gottesbild im Menschen, oder die Ebenbildlichkeit bedeute, auf welcher die Pflichten seines ganzen religiösen Lebens beruhen, das wollen wir nunmehr zu erkennen suchen.

2.

Der überaus bündige und allumfassende Ausspruch, mit welchem der Herr die heimtückische Frage seiner Gegner entschied, war eine so unverkennbare Hindeutung vom Kaiserbilde der Münze auf das Gottesbild im Menschen, daß dieselbe auch den Schriftgelehrten nicht unverständ-

lich bleiben konnte, denen ja das Wort der Offenbarung, daß Gott den Menschen »nach seinem Bilde und seiner Aehnlichkeit« geschaffen, dem Buchstaben nach am wenigsten fremd war. Die Vergleichung liegt eben so nahe, daß die Väter und Lehrer der Kirche von jeher darauf hingewiesen haben. Gleichwie, (so lehrten sie) die Münze des Kaisers das Gold oder Silber ist, worin sein Bild geprägt, so ist Gottes Münze der Mensch, der das Ebenbild Gottes darzeigt. Nun handelt es sich allerdings darum, wie wir diese Vergleichung und diese Glaubenslehre ohne Irrthum erfassen. Eines Menschen Bild kann gemalt, geformt, gemeißelt oder in Metall geprägt werden, weil er eine körperliche Gestalt, und insbesondere weil er ein Angesicht hat, in dessen Zügen seine geistige Persönlichkeit erkannt wird. Wie läßt sich aber ein Abbild des Unendlichen denken, der, wie der Apostel sagt, im unzugänglichen Lichte wohnet, weil keine sinnliche Vorstellung zu ihm hinan reicht? Sollte Gott etwa dem Menschen ähnlich seyn, weil der Mensch Gottähnlich genannt wird?

Die heiligen Lehrer der Kirche haben es daher stets hervorgehoben, daß der Mensch vorzugsweise nach seinem geistigen Wesen als ein Ebenbild Gottes zu betrachten sey, indem er (wie Gregor von Nyssa und Augustinus lehren) die Fähigkeit besitzt, die übersinnliche Wahrheit zu erfassen, Recht und Unrecht zu unterscheiden; seinen Schöpfer zu erkennen, ihn zu preisen, zu lieben, und durch freie Wahl und Gleichförmigkeit seines Willens zur Gerechtigkeit und Heiligkeit zu gelangen.

1 Tim. 6 16.

So wahr jedoch dieß alles ist, scheint es doch zur Erklärung nicht völlig auszureichen. Der Glaube belehrt uns, daß es außer den Menschen noch zahlreiche andere, geistige Wesen giebt, welche wir die Engel nennen; von diesen aber wird nirgends ausdrücklich gesagt, daß sie die Ebenbildlichkeit Gottes an sich tragen. Warum wird also nur dem Menschen dieser wunderbare Vorzug zugeschrieben?

Der heilige Gregor von Nyssa erklärte dieses eben so gründlich als einfach aus den Worten der Schrift: lasset uns einen Menschen hervorbringen nach unserem Ebenbilde, damit er herrsche über die Erde, sowie über alle Thiere auf Erden, in den Lüften und im Meere. Diese Macht über die Natur übt der Mensch durch seine Vernunft; er könnte jedoch diese Herrschaft über die Körperwelt nicht besitzen, wenn er ein purer Geist wäre, und nicht in wunderbarer Weise ein geistiges und körperliches Leben in sich vereinigt trüge. Er wird also vor allen übrigen Wesen, ein Ebenbild Gottes genannt, weil er beide erschaffenen Welten in Einheit darstellt; weil er mit der Geistesmacht seiner Vernunft die Natur beherrscht, und durch Kunst und Arbeit seine Gedanken gleichsam schöpferisch in der Körperwelt verwirklicht; und endlich auch deßhalb, weil er ursprünglich die Bestimmung hat, in Gottes Huld und Liebe befestigt und beseligt zu werden, und dadurch seinen Leib zu einer unsterblichen Verklärung zu erheben, an welcher, wie der Apostel' andeutet, die gesammte Erdennatur Antheil nehmen sollte.

' Rom. 8 19.

Diese Bestimmung des Menschen bahnt uns den Weg, um noch eine andere, keineswegs müßige Frage zu beleuchten. Die Schrift lehrt nicht allein, der Mensch sey nach Gottes Ebenbilde erschaffen, sondern auch nach seiner Aehnlichkeit. Die angesehensten Lehrer der Kirche (z. B. Basilius, Gregor, Chrysostomus, Bernardus), haben diese beiden Ausdrücke keineswegs als gleichbedeutend betrachtet. Nach ihrer Ansicht beruht die erhabene Würde der Ebenbildlichkeit in den geistigen Kräften, (Vernunft und Willensfreiheit), die dem Menschen anerschaffen sind; die Gottähnlichkeit aber besteht in der sittlichen Vollendung (Gerechtigkeit und Heiligkeit), und diese soll er durch den rechten Gebrauch seiner Willenskraft, also durch das Verdienst seiner eigenen Bemühung selbst erwerben: eine Aufgabe, die er zwar, sich selbst überlassen, nicht zu erfüllen vermag, zu welcher ihn jedoch der Beistand der göttlichen Gnade befähigte. Hätte er sich in dieser Aufgabe durch kindlichen Gehorsam bewährt, so wäre er in der Fülle des göttlichen Lebens befestigt worden, und hätte auch für seinen Leib die Unsterblichkeit gewonnen. So wie er jedoch durch entschiedenen Ungehorsam von Gott sich trennte, verlor er mit der Huld Gottes zugleich auch die Befähigung, nach der Gottähnlichkeit zu streben; und obwohl er die wesentlichen Kräfte behielt, die seine anerschaffene Ebenbildlichkeit ausmachen, so ward dieses Bild doch entstellt, herabgewürdigt, seiner herrlichen Bestimmung entfremdet, und dem geistigen und leiblichen Verderben unterworfen.

Es lag aber nicht in den Rathschlüssen der ewigen Liebe, die Menschen dieser Zerrüttung zu überlassen, sondern sie hat als erbarmende, rettende, neu schaffende Huld sich geoffenbart, durch das Mysterium der Erlösung. Der neue und himmlische Mensch, der in persönlicher Einheit mit dem ewigen Worte uns heimgesucht, um die Schuld zu tilgen, Licht und Gerechtigkeit zu bringen, und das Leben wieder herzustellen, ist des Vaters Ebenbild nicht bloß in wesenhafter nnd unendlicher Weise, sondern auch als Menschensohn, und hat zugleich in der Heiligkeit seines Wandels die vollkommene Gottähnlichkeit ausgeprägt; daher er in jeder Beziehung sagen konnte: »wer Mich sieht, siehet auch den Vater.« Dieser sein Wandel ist nun unser höchstes, ja einziges Vorbild, und die Aufgabe des christlichen Lebens diese, daß wir nimmer das Bild des irdischen, sondern des himmlischen Menschen in uns tragen. Wir sollen die alte sündhafte Gesinnung sammt ihren widergesetzlichen bösen Werken bekämpfen, überwinden, schonungslos zu Boden treten, und die Gesinnung des neuen Menschen uns aneignen, wie er nach dem Willen und Wohlgefallen Gottes geschaffen ist, in wahrhafter Gerechtigkeit und Heiligkeit *). Denn wie es keine echte Tugend giebt ohne Religion, so auch keine echte religiöse Gesinnung ohne Tugend.

Die Frage: wessen ist das Bild und die Ueber-

---

*) Eph. 4, 24.

schrift? findet daher auf Jeden, der den christlichen Glauben bekennt, ihre besondere Deutung und Anwendung. Die Ueberschrift ist allerdings der christliche Name, der unsern Eintritt in das Gottesreich bezeichnet; allein es handelt sich noch um das Gepräge des sittlichen Characters, und ob dasselbe das Bild des himmlischen Menschen darstellt, oder des irdischen. Wie sollen wir es aber beginnen, um das erstere, nämlich das reine und lichte Ebenbild Gottes, in unser eigenes Leben zu übertragen? Der heilige Bonaventura giebt uns dazu die folgende Anleitung. Entwerfe dir in deinem Herzen ein Bild von der Erscheinung und dem irdischen Wandel Christi; stelle dir lebhaft vor, wie anspruchslos und demuthvoll er im geselligen Umgang sich benommen, wie gütig gegen seine Jünger, wie mäßig und gesammelt bei jedem Gastmal, wie barmherzig und liebreich gegen Leidende und Dürftige, unter welchen er selbst die Aussätzigen nicht zurück wies; wie fern er davon war, den Reichen und Mächtigen zu schmeicheln, wie frei sein Herz von den weltlichen Sorgen, mit welcher Geduld und Sanftmuth er die unzähligen Beleidigungen ertrug, die Haß oder Thorheit ihm zufügte, wie ehrbar sein Angesicht, wie mild und erhaben seine Rede. Dieß sey deine Weisheit, jederzeit irgend einen solchen Zug seines Lebens im Gedächtniß zu bewahren, der zur Nachahmung dich auffordert, damit du, nach dem Ausdruck des Apostels, fortwährend in Ihm, gleichwie in einem Spiegel, den Abglanz der Herrlichkeit Gottes betrachtest, und

durch diese Uebung, von Stufe zu Stufe, in dasselbe Bild umwandelt werdest. *)

Allerdings kann diese wunderbare Verähnlichung nur sehr allmählich und schrittweise zu Stande kommen; ja wenn wir die Mühe nicht scheuen, uns mit jenem Vorbilde zu vergleichen, und über uns selbst zur Besinnung zu kommen, so werden wir täglich Gelegenheit haben, die großen und kleinen Fehler, die das Gottesbild in uns entstellen, uns vor Augen zu führen, und jedes eitle Selbstgefallen zurück zu weisen. Man wollte einst einen nicht minder heiligen als gelehrten Mann dazu bewegen, daß er sich malen ließe, um die vollständige Sammlung seiner Werke mit seinem Bildnisse zu schmücken. Welchen Menschen, erwiederte er, wollt ihr abbilden: den alten oder den neuen? Der Alte ist nichts weniger als schön, und des Malens nicht werth. Der Neue aber ist noch lange nicht fertig. Der Mann, der so gesprochen, war der große Cardinal Bellarmin. Was sollen erst wir Anderen bekennen, die wir vielleicht noch gar nicht begonnen haben, nach der Umwandlung und Erneuerung des innern Menschen zu streben?

Da dieß jedoch das wesentlichste Geschäft unsres Lebens ist, von dem wir nicht ablassen dürfen, ohne gegen Gott, wie gegen uns selber, treulos zu seyn, so wollen wir uns zum Schlusse noch durch die sinnreichen Vergleichungen belehren lassen, die vor Alters der Bischof Wilhelm von Paris aufgestellt hat. Sechs Ei-

*) 2. Cor. 3, 18.

genschaften, sagte er, werden an einer probehältigen Münze gesucht, und ähnlich verhält es sich auch mit allem dem, was Gott von dem Menschen fordert. Die erste ist das Bild des Königs oder Gebieters; und so soll auch an unserem Leben die Ebenbildlichkeit Gottes sich bemerklich machen, durch Glaube, Liebe und sittliche Treue. Die zweite ist die Ueberschrift. Auf der Münze erscheint der Name und Titel des weltlichen Herrschers, als der Ausdruck der gesetzgebenden und vollziehenden Macht. Die Schriftzüge, die der innere Mensch unverwischt zu bewahren hat, sind die des Sittengesetzes im Gewissen, die wesentlichen Lehren des Glaubens, und der Name, der über alle Namen ist: der heilige Name des Erlösers und Richters. Das dritte, was von der Münze gefordert wird, ist das volle Gewicht, das bei der Probe die Wagschale zur gehörigen Tiefe herabdrückt. Dieß erinnert an die bekannten Worte: »Du bist auf der Wage gewogen und zu leicht befunden worden,« *) sowie an die Mahnung des Herrn: »Wenn du zum Festmal geladen wirst, so gehe hin und setze dich auf den letzten Platz.« Nur der Anspruchslose und von Herzen Demüthige ist eine vollgewichtige Münze; der Eitle und Hochmüthige ist unedles Metall, das die Probe nicht besteht. Das vierte, was einer gut legirten Münze eigen, ist die Festigkeit oder Härte; und so wird auch von einem echten Christen verlangt, daß er standhaft sey im Glauben wie in der Tugend. »Ein gerechter Mensch, sagt die Schrift,

*) Dan. 5, 27.

ist in der Weisheit befestigt, damit er nicht gebeugt werde.« *) Das fünfte Merkmal, wodurch das edle Metall sich unterscheidet, ist der helle, reine Klang; und solch' ein Wohlklang der Rede soll auch dem Christen eigen seyn; nach der apostolischen Mahnung: so Jemand spricht, sey es (durch Wahrheit und Milde) gleichsam die Rede Gottes. **) Und wie es endlich bei der Münze darauf ankömmt, daß sie nicht am Rande abgefeilt oder sonstwie abgebrochen sey, so handelt es sich im Glauben wie im Wandel um die Vollständigkeit. Wer auch nur Eine Glaubenswahrheit läugnet, wird dadurch schon dem gesammten Glaubensinhalt entfremdet; und »wer auch nur ein einziges Gebot übertritt, hat sich gegen alle Gebote des Gesetzes verschuldet.« ***) Deßhalb wird ein vollkommen gerechter Mensch ein ganzer Mensch genannt. »Fürchte Gott, und halte seine Gebote: denn das ist (darin beruht) der ganze Mensch!« ****) Wer wird jemals diese lautere und vollgiltige Gerechtigkeit erreichen, wie sie in der Menschheit Jesu ausgeprägt ist, ohne Gottes wunderbaren Beistand? Darum rufen wir zu ihm mit den Worten des heutigen Kirchengebetes: Herr, allmächtiger Vater, unsre Zuflucht und Kraft: erhöre die frommen Bitten deiner Gemeinde, und verleihe gnädig, das wir alles, um das wir aufrichtig bitten, auch in voller Wirksamkeit erlangen, durch Christum Jesum, Unsern Herrn.

---

*) Eccli. 15, 3. **) 1. Petr. 4, 11. ***) Jac. 2, 10. ****) Eccles. 12, 14. 13.

Eastes

## XIII.

# Am drei und zwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

»Gehet hinweg; denn das Mägdlein ist nicht todt, sondern schlummert.« (Math. 9, 23.)

---

### Eingang.

Welcher Gram kann herber und schmerzlicher seyn, als der eines greisen Vaters, der sein einziges Kind, die Freude seines Lebens, den Trost seiner Augen, dahin schmachten sieht und hülflos mit dem Tode ringen? Daraus läßt sich das tiefe Weh, und zugleich das gläubige Vertrauen ermessen, das in der Bitte des Jairus liegt: Herr, meine Tochter ist im Sterben; aber komme, lege ihr deine Hand auf, und sie wird leben. Wie sollte der Herr eine solche Bitte zurückweisen? Nimmer gebeugt, sondern voll des Trostes und der Freude tritt der Vater nun den Rückweg an, denn Jesus ist sein Begleiter. Zwar kommen ihm Boten entgegen, die ihm die Trauernachricht bringen: deine Tochter ist eben jetzt gestorben; und sie fügen, nach ihrer beschränkten Einsicht, den wohlgemeinten, wiewohl unerbetenen Rath hinzu: er möge den Meister nicht vergeblich bemühen, da es mit der Hülfe

schon zu spät sey. Der Herr aber ermuntert ihn von neuem mit den Worten: »Sei ohne Furcht, glaube nur!« So erreichen sie das Haus. Hier jedoch sind alle Zugänge besetzt und belagert von einer lärmenden Menge, insbesondre von Klageweibern, die aus allen Kräften weinen und heulen, sowie von anderen Leuten, die mit Gesang, Flötenspiel und verschiedenen Instrumenten eine widerwärtige, schrille Musik anstimmen, wie diese im Morgenlande gebräuchlich ist, um das Leid und die Verzweiflung der Trauernden so grell als möglich auszudrücken.

Es sollte jedoch dieß Haus keine Stätte der Trauer sein; darum verscheuchte sie der Herr und gebot ihnen Stille: »Was lärmet und weint ihr? Weichet zurück; denn das Mägdlein ist nicht todt, sondern schlummert.« Allein Leute der Art, die nur an Lohn denken, werden sehr ungehalten, wenn man sie in ihrem Geschäfte stört. Da sie von dem Tode des Kindes überzeugt waren, so verhöhnten sie ihn; sie trugen keine Scheu, ihm ins Angesicht zu lachen; und es könnte befremdlich scheinen, wie das Heulen und Lachen, das Weinen und Spotten ihnen so nahe neben einander lag, hätten sie hier anders als bloß handwerksmäßig ihr Geschäft betrieben. In dieser theilnahmslosen Stumpfheit blieben sie bei dem gemeinen Gedanken stehen: was todt ist, ist todt, und kehrt nimmer ins Leben zurück; daher sie auch die Worte des Herrn nicht verstanden. Damit diese aber für uns nicht ebenfalls eine halbverstandene Rede bleiben, wollen wir fürs erste auf das Leben, den Tod und den Schlummer, sodann

auf die verschiedenen Flötenspieler, sowie auf ihre Todes- und Schlummerlieder unsre Aufmerksamkeit wenden.

1.

An den zwei verschiedenen Ereignissen, die unser Evangelium berichtet, wird ein sehr auffallender Gegensatz bemerklich. Das Mägdlein, welches der Herr des Lebens heimsuchte, um es ins Leben zu wecken, hatte kaum erst das Alter von zwölf Jahren erreicht; die leidende Frau, die auf dem Wege sich zu ihm heran drängte, um den Saum seines Gewandes zu berühren, hatte schon eben so viele Jahre hindurch an einer erschöpfenden Krankheit gelitten. Zur Zeit, da die Tochter des Jairus geboren ward, war jene Frau aus Cäsarea wahrscheinlich schon sterbenskrank; und wieder genau in derselben Zeit, da das Mägdlein starb, gelangte sie zur vollen Genesung. An diese Thatsache knüpft sich von selber der Gedanke, wie unstät, flüchtig und oft gestört der vielfach bewegte Zustand sey, den man Leben nennt. Ich weiß nicht, sagt Augustinus, ob ich dieses irdische Daseyn ein sterbliches Leben nennen soll oder einen lebenden Tod? Denn selbst eine solche Lebensdauer, die für eine lange gehalten wird, ist ja dennoch nichts anderes, als ein ununterbrochenes Forteilen auf dem einen Wege, der zu Ende geht!

Forschen wir in den Zeugnissen der Schrift, so finden wir darin dieselbe Ansicht ausgesprochen. Zum Beweise dafür mag uns die Lehre des Herrn genügen: »Wer an Mich glaubt, kommt nimmer vor das Gericht, sondern ist vom Tode hindurch gedrungen zum Leben.« Dar-

aus folgt also, daß dieses Erdenleben noch nicht das echte und vollkommene, sondern im besten Falle ein Gang oder eine Wanderung ist, die durch einen zweifelhaften Zustand hindurch zum wahren Leben führt. Wäre das Erdenleben schon das echte und vollendete, so würde der Herr jenem Lernbegierigen, der nach den Wegen des Heiles fragte, nicht erwiedert haben: »Wenn du ins Leben eingehen willst, so halte die Gebote«; und ähnlich hätte der Apostel die Reichen nicht ermahnt, sich durch gute Werke ein Stammvermögen anzulegen für die jenseitige Zukunft, damit sie des wahren Lebens sich versichern.

Wird also das wahrhafte Leben, das dem Menschen seiner Bestimmung nach zukommt, als ein solches bezeichnet, das erst erworben werden soll, so kann dasjenige, in welchem wir jetzt uns bewegen, das rechte und vollkommene noch nicht seyn, und zwar weder in seinem geistigen, noch in seinem leiblichen Gebiete. Dem Geiste nach nicht: weil dieser noch keine volle Herrschaft ausübt über den Leib, sondern vielmehr an die Zustände des letztern gebunden ist; sodann ferner, weil wir hienieden im Glauben wandeln, nicht im Schauen, und daher auch vor der Gefahr der Sünde und des Abfalls von Gott niemals sicher sind. Aber auch unser leibliches Daseyn besitzt die Fülle des Lebens nicht, weil es schon vom ersten Anbeginn den Keim des Todes in sich trägt, ähnlich einem in die Höhe geworfenen Steine, der schon während des Steigens wieder zu fallen beginnt. Was ist jedoch der Tod selber? Bei den Thieren kann er nichts anderes seyn, als das Schwinden und Aufhören

der eigenthümlichen Lebensform oder Lebenskraft, und als die Folge davon die Auflösung und der Zerfall des Leibes. Anders der Tod des Menschen. Da sein Leben nicht in dem körperlichen Gebilde beschlossen, sondern noch etwas weit Höheres und Edleres ist, so muß auch sein Tod ein von jenem der Thiere gänzlich verschiedener Vorgang seyn.

Unter den vielen Götterbildern, welche die Römer in den Tempeln und an öffentlichen Plätzen aufzustellen pflegten, sah man auch die Statue des Viduus, welcher Name in unserer Sprache einen Witwer bedeutet. Er sollte nämlich die Macht vorstellen, welche im Augenblicke des Sterbens die innige Verbindung, gleichsam die Ehe zwischen dem Leibe und dem menschlichen Geiste trennt, und beide von einander scheidet. Es war jedoch, wie der heilige Cyprianus' berichtet, gebräuchlich, diese Bildsäule nicht im Innern der Stadt, sondern außerhalb der Mauern aufzurichten, weil man durch eine so düstere Erinnerung die Bürger nicht betrüben wollte. Wie trostlos aber bei den Alten die Trauer gewesen, mit der das Andenken des Todes sie erfüllte, das können wir schon aus der Mahnung des Apostels x beurtheilen: »Lasset euch (durch den Tod eurer Verwandten und Freunde) nicht betrüben gleich den Heiden, die keine Hoffnung haben.« Was jedoch jenen Namen anbelangt, mit welchem sie die trennende Gewalt des Todes bezeichneten, so liegt darin doch jedenfalls die Anerkennung der Wahrheit, daß der menschliche Geist, der auch die vernünftige, unsterbliche Seele genannt wird, ein ganz anderes Wesen

'Tertull. ad nationes 2 15.
x 1 Thess. 4 12.

sey, als der Leib, obwohl der Mensch aus der lebendigen Einigung beider besteht.

Aehnlich nun wie mit dem Tode des Menschen, verhält es sich auch mit dem Schlafe desselben, der gleichfalls ein ganz anderer Zustand seyn muß, als jener der Thiere. Das todte Thier ist nichts anderes, als eine Masse von Stoffen, die sich auflösen; sein Daseyn hat gänzlich und für immer aufgehört. Der verstorbene Mensch zerfällt zwar, dem Leibe nach, fürs erste gleichfalls in Staub, nach seinem geistigen Wesen aber lebt er unzerstörlich fort; nur weilt er in einem Gebiete, das uns Irdischen nicht zugänglich, und von dem wir keine sinnliche Vorstellung haben können. Durch die Trennung vom Leibe ist also der Geist des Menschen, wie jene alten Römer es ausdrückten, gleichsam verwitwet und vereinsamt, denn er ist von der körperlichen Welt abgeschieden, und kann in derselben für jetzt seine Wirksamkeit nicht äußern. Etwas dem Aehnliches findet sich aber auch während des Schlafes. Denn da in diesem Zustande die körperlichen Sinne verschlossen sind, so wird dem Geiste die Verbindung mit der Außenwelt gleichsam entzogen, und sein freies Einwirken auf dieselbe unterbrochen, jedoch nur für einige Zeit und so lange der Schlummer dauert.

Diese Aehnlichkeit des Todes mit dem Schlafe müssen wir im Auge behalten, um den Ausspruch des Herrn richtig aufzufassen: »Das Mägdlein ist nicht todt, sondern es schlummert.« War es nicht wirklich todt? Daran ist nicht zu zweifeln; auch hat der Herr diese

Thatsache keineswegs geläugnet; er machte hier nur Gebrauch von einer Form der Rede, die Niemanden unbekannt ist. Wir wollen uns um ein Beispiel umsehen, das uns diese Sache erläutert. Wenn wir etwa von einem Menschen reden, der in tiefster Dürftigkeit gelebt, aber durch Weisheit, Tugend, Aufopferung sich ausgezeichnet hat, so pflegen wir wohl zu sagen: er sey keineswegs arm und niedrig, sondern sehr groß und herrlich gewesen, und mit viel größerem Rechte reich als arm zu nennen. So drücken wir uns aus, weil wir an Güter anderer Art denken, welche die gewöhnlichen weit überwiegen. In ähnlicher Weise konnte auch von der Tochter des Jairus gesagt werden, daß sie vielmehr einer Schlafenden als einer Verstorbenen gleiche, und daß der Tod, dem sie unterlegen, mit größerm Rechte als ein Schlummer zu betrachten sey, aus dem sie alsbald wieder erwachen werde.

In unserem Falle wurde dieß in der anschaulichsten Weise bestätigt. Wie der Schlafende zum hellen Bewußtseyn, so erwachte die Todte zum Leben, als der Herr ihre Hand faßte und sprach: Mägdlein, stehe auf. Was jedoch hier geschah, ist kein Ereigniß, das in sich vereinzelt bleibt, sondern die Vorausnahme und Andeutung eines großen, allgemeinen, der Zukunft aufbehaltenen Werkes, nämlich der Wiederherstellung des vollen menschlichen Lebens, durch welche die Erlösung vollendet werden wird. Da Christus das Haupt und das wesenhafte Leben der Menschheit ist, so wird sein erweckendes Wort dereinst an Alle ergehen, damit

sie zur seligen Fülle des Lebens erwachen, sofern sie durch Gesinnung und Wandel Ihm angehörten. Der zeitliche Tod des Leibes, sagt Cyrillus, ist vor dem Herrn nichts anderes, als ein Schlummer, da er durch den bloßen Wink Dessen, der das Leben ist, aufgehoben wird. Aehnlich bemerkt auch Chrysostomus: Was ist dann endlich der Tod? Ein Schlaf der länger als gewöhnlich anhält.

Suchen wir noch andre Verhältnisse auf, welche zwischen dem Schlummer und dem Tode gewisse Aehnlichkeiten darbieten, so wird diese Behauptung uns deutlicher werden. Wer nach den Mühen des Tages durch den Schlummer sich erholen will, der legt sein Gewand ab, um nach dem Erwachen das nämliche Kleid wieder anzuziehen, oder auch wohl, wie es am Morgen eines Feiertages geschieht, ein besseres. Wenn der Geist des Menschen aus dem Gebiete des Erdenlebens scheidet, muß er sein Gewand, den sterblichen Leib, gleichfalls zurücklassen; allein er soll in neuer und herrlicher Gestalt ihn wieder an sich nehmen: denn das Verwesliche muß die Unverweslichkeit, das Sterbliche die Unsterblichkeit anziehen. Was den Menschen den Tag über beschäftigt, gequält, geängstigt hat, dessen vergißt er im Schlafe. So wird auch von den Verstorbenen gesagt, daß sie nunmehr ausruhen von ihren Mühen und Leiden; doch freilich nur unter der Bedingung, sofern sie im Herrn, im Frieden Christi von hinnen geschieden. Von dem Schlafe lehrt der Weise: »Süß ist der Schlummer dem Arbeitsamen, selbst nach einem kärglichen Male; den Ueppigen

läßt die Uebersättigung nicht schlafen.« *) So ist auch der Schlummer des Todes dem Scheidenden süß, wenn er in seinem Berufe emsig gearbeitet, seine Aufgabe gewissenhaft erfüllt, Gott gedient, und manches Opfer gebracht hat, so groß auch die Armuth und Entbehrung war, die er geduldet. Der Müßige hingegen, der nur dem Genusse gefröhnt, und nichts Verdienstliches gethan, wird auch von der Süßigkeit dieses Schlummers nichts erfahren.

Es ist aber noch eine andere Anwendung, auf welche dieses Gleichniß uns leitet. Gewiß hat Jeder einmal die Erfahrung gemacht, daß sein nächtlicher Schlaf sehr unruhig war, und daß kein ruhiges Entschlummern ihn erquickte, wenn er vorher nicht lange genug wach und beschäftigt gewesen, sondern den Tag in Trägheit und Schlummer dahin gebracht. Nun wird nicht bloß der Tod des Menschen dem Schlafe verglichen, sondern es giebt auch einen Zustand des Erdenlebens, welcher von der Schrift ein Todesschlummer genannt wird. So klagt der Prophet über die Führer und Meister seines Volkes: sie sind verblendet und unwissend, sie schlummern und lieben die Träume! In ähnlichem Sinne mahnt auch der Apostel: »Lasset uns nicht schlummern, sondern wachen und nüchtern seyn.« **) Was damit gemeint sey, erklärt Augustinus in den bündigen Worten: Der Schlummer des menschlichen Geistes ist die Vergessenheit Gottes. Der Geist ist wach, wenn er im le-

---

*) Eccles. 5, 11. **) Isai. 56, 10. — 1. Theff. 5, 6.

iastes

bendigen Glauben zum göttlichen Willen aufblickt; er schlummert, sobald er von den Leidenschaften und sinnlichen Trieben sich knechten läßt.

Diesen Zustand hat der große Lehrer aus eigener Erfahrung geschildert. »Die Last des Weltlebens, sagt er, lag auf mir wie ein schwerer Schlaf, und die Gedanken, die mich an Gott erinnerten, waren den Bemühungen derjenigen ähnlich, die erwachen möchten, aber von der Tiefe des Schlafes bewältigt wieder zurück sinken." Niemand ist, der immerfort schlafen wollte; dennoch verschiebt gar Mancher die Mühe, den Schlaf von sich abzuschütteln, so lange er seine Glieder von Trägheit gebunden fühlt. Auch ich wußte, daß es unendlich besser sey, mich der Liebe Gottes hinzugeben, als meinen Begierden zu folgen. Allein das eine gefiel mir, das andre hielt mich gefangen. Und wenn ich die Stimme des Herrn vernahm: »stehe auf, der Du schläfst, stehe auf von den Todten,« so wußte ich nichts zu erwiedern als die schläfrigen Worte: nicht gleich jetzt; lasse mich eine Weile noch ruhen!»

Der Zustand, den dieses Bekenntniß schildert, ist eine Schlummersucht des Geistes, die ihn zu keinem rechten sittlichen Entschlusse kommen läßt. Je mehr dabei dem Sinnenleben und der Eitelkeit geschmeichelt wird, desto mehr wird der Geist in Unglauben und Trägheit niedergehalten, und seinem wahren Leben entfremdet. Und da es an solchen betäubenden Mächten nirgends fehlt, so erinnert uns dieses Uebel an

die Flötenspieler, die vor der Thüre stehen, und an die Schlummer- und Todeslieder, die sie anstimmen.

2.

Die Alten wußten von einer Quelle zu erzählen, deren Wasserspiegel gewöhnlich still und geglättet war, die jedoch bei den Tönen einer Musik sogleich in Bewegung gerieth, in mächtige Wellen sich erhob, und über ihre Ufer austrat. An sich ist diese Erzählung fabelhaft, als Sinnbild aber enthält sie Wahrheit. Die Quelle des leiblichen oder Sinnenlebens ist das Blut und der noch ungleich feinere Stoff, welcher durch die Nerven strömt. Das sinnliche Leben ist daher ein fluthendes und überaus bewegliches, weßhalb auch die Töne durch ihre Schwingung einen großen Einfluß auf dasselbe ausüben. Jedermann weiß, welche Macht die Tonkunst hat, das menschliche Gemüth bald zu beruhigen, bald wieder heftig aufzuregen. So wird vom Könige Saul berichtet, daß seine düstere und zornige Stimmung besänftigt ward, wenn David die Harfe schlug. Aehnliche Geschichten kommen bei vielen Völkern vor; und so ist auch aus nordischer Vorzeit die Sage von einem Harfner aufbehalten, der durch den Uebergang von sanften zu fröhlichen, und endlich zu stürmischen Tönen die Zuhörer in solche Raserei versetzte, daß Erich, König der Dänen, von dieser Wuth ergiffen, mehrere Männer erschlug, und nachher, um seine Schuld zu büßen, zum heiligen Grabe pilgerte.

Inzwischen denken wir hier nicht zunächst an jene leidenschaftliche Musik, welche, wie sie in unseren Tagen beliebt ist, entweder zwischen Trostlosigkeit und wilder

Luft hin und herwogt, oder das Gemüth in einen süßen Taumel einwiegt. Es finden sich noch andere Mächte, die ähnlich, ja viel verderblicher wirken; und dazu gehören manche, weit hintönende Lehren, in gewöhnlicher und in dichterischer Rede, die als echte Lebensweisheit sich einzuschmeicheln suchen. Ihrer Versicherung nach giebt es gar kein Jenseits, und zwar weder als Quell des übersinnlichen Erkennens, noch als Zukunft des Lebens nach dem irdischen Tode. An die Stelle des persönlichen und heiligen Gottes wird die Naturkraft gesetzt, die Alles in Allem genannt wird; der Glaube wird als Unvernunft gescholten, das Leben des Menschen eine vereinzelte Erscheinung genannt, die gleich dem Funken aufflammt, und für immer wieder verlischt. Rohe Leute haben dafür das einfache Wort: der Mensch lebt nur Einmal. Auch solche Reden sind eine Vielen willkommene Musik, die geeignet ist, sie in tiefen Schlaf einzulullen. Denn, wie Augustinus lehrt: der Schlummer des Geistes ist die Vergessenheit Gottes.

Indessen sind nicht alle Schlummerlieder von der Art, daß sie das Jenseitige leugnen, und das Menschenherz mit einem Troste bethören, der eigentlich nur ein Verzichten auf alle Hoffnung ist. Weit zahlreicher und willkommener sind solche Flötenspieler, welche den Sterbenden und ihren Angehörigen mit süßen Liedern zu schmeicheln wissen. Ein Jeglicher, der von hinnen scheidet, wird nach ihrer Weissagung, und zwar mit einem verklärten Lichtleib, in himmlische Gebiete und ätherische Höhen erhoben, nachdem die Hand des Todes alles Irdische, Unlautere

und Fehlerhafte von ihm abgestreift; denn die ewige Vaterhuld nimmt endlich Jeden ohne Unterschied auf in das Reich des Lichtes, oder, wie man zu sagen pflegt: in ein besseres Leben. Dieser süße Gesang soll nicht bloß die Sterbenden, sondern auch die Ueberlebenden trösten; allein unendlich besser als der lügenhafte Trost ist die lautere, wenn auch rauhe Wahrheit, die Jedem ohne Ausnahme die Nothwendigkeit der Buße zu Herzen führt, und ihn an die Worte mahnt: »Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben, und dann das Gericht.« Dieses Gericht nach dem Tode hat offenbar die Fortdauer des (geistigen persönlichen) Lebens zur Voraussetzung; ist aber zugleich eine Warnung, sich von jenen haltlosen Reden nicht bethören zu lassen, sondern auf eine festere Grundlage zu bauen.

»Gleichwie fröhliche Musik zur Zeit der Betrübniß, so ist eine zur Unzeit gesprochene Rede. Weisheit aber zu jeder Zeit ist Zucht und gründliche Lehre.« *) Diesen Sinnspruch des Syraciden wiederholt der heil. Hieronymus in einem Sendschreiben an Julianus, der eben über den Tod seiner Gemahlin und seiner Tochter trauerte, und setzt dann hinzu: »Aus dieser Ursache will ich, da ich dir schreibe, weder den Schimmer der Beredsamkeit, noch die Anmuth zierlicher und süßer Ausdrücke suchen, sondern lieber an den Ernst der heiligen Schrift mich halten, in welcher für solche schmerzlichen Wunden die rechte Arznei und die sichere Linderung sich findet.« Die Schrift

*) Ecclic, 22, 6.

aber preiset nur jene Verstorbenen selig, die im Herrn, also in der Gnade Christi, von hier geschieden sind, und denen ihre Werke nachfolgen, weil sie die Verdienste, die sie erworben, als unverlierbaren Besitz mit hinüber nehmen. So lehrt auch die Schrift: dem Gottesfürchtigen werde es wohl seyn in der letzten Stunde;*) dem Leichtsinnigen hingegen, der ohne Furcht dahin lebt, wird diese Verheißung nicht gegeben. Darum hat jene Arznei, von welcher Hieronymus redet, keine Süßigkeit, die den Sinnen schmeichelt; ihre Hülfe ist zuverlässig, aber Wenige machen von ihr den vollen und muthigen Gebrauch, der die Sicherheit des Heiles gewährt, und welcher Sterbliche darf sich einer solchen Sicherheit rühmen?

Sehr aufrichtig ist das Bekenntniß einer berühmten Frau, worin sie in dieser Beziehung ihre herben Sorgen schildert. Ich finde mich, so lauten ihre Worte: auf dem Strome des Erdenlebens eingeschifft, und muß ihn wieder verlassen. Wann werde ich hinaus kommen, in welchem Zustande und durch welche Pforte? Wird irgend ein plötzliches Ereigniß wider Erwarten mich hinwegnehmen? Werde ich Schmerzen erdulden, die mich außer Fassung bringen? Und wie werde ich vor Gott bestehen, welches Verdienst werde ich vor Ihm aufzuweisen haben? Bin ich des seligen Lebens würdig, oder der Verwerfung? Welche Gefahr, welch ein Schrecken! Nichts ist thörichter, als auf's Ungefähr sein Heil setzen, und doch ist dem Menschen, wie er jetzt beschaffen, nichts gewöhn-

*) Eccli. 1, 11.

licher. Ich vertiefe mich in diese Gedanken, und das Leben erscheint mir dadurch noch widerwärtiger, daß es durch solche Dornen dem Tode mich entgegen führt!

Was an diesem Klaggesange, bei aller Wahrheit die er enthält, gerügt werden muß, ist die Trostlosigkeit, der Mangel des Vertrauens auf die Verdienste des Erlösers, auf die Erbarmung der ewigen Liebe. »Wie bist du so traurig meine Seele, und warum betrübst du mich? Hoffe auf den Herrn, denn immer noch werde ich ihn preisen; mein Gott ist er, und das Heil meines Angesichtes.« Dieser Psalm ist wohl unendlich besseren Inhalts. Ohne Zweifel darf Niemand, auch wenn er keiner bösen Regung sich bewußt wäre, die Mahnung außer Acht setzen: daß wir in Furcht und Zittern unser Heil wirken sollen. Andererseits jedoch ist es eine unzählige Mal beobachtete Thatsache, daß solche Menschen, die in aufrichtiger Gottesfurcht gewandelt, die auch wohl früher, um des Gerichtes willen, mit großer Angst dem Tode entgegen gesehen, in den letzten Tagen oder Stunden überaus fröhlich, und von der Fülle des seligen Friedens überströmt wurden. Sie schieden mit den Worten des Psalmes: »Im Frieden werde ich entschlummern und ruhen, denn Du, o Herr, hast in seliger Hoffnung mich befestigt!« Für solche Gerechte hat der Tod keine Schrecken mehr. Noch in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts, als die furchtbaren Blutmänner in der Stadt Nantes wütheten, sah man eine adeliche Frau, von fünf Töchtern begleitet, heitern Angesichts zur Guillotine gehen. Vor ihnen waren schon sechs Andere da, an

denen die Hinrichtung zuerst vollzogen wurde. Als nun das Beil auf den Sechsten herabfiel, brach der Hacken, an dem es zwischen den Pfählen aufgezogen wurde. Ein Schlosser wurde herbei geholt, um das Todeswerkzeug wieder herzustellen, und während er damit beschäftigt war, sangen die unschuldig verurtheilten Frauen ein Lob- und Dankgebet; dann bestiegen sie, die Mutter zuletzt, fröhlich das Blutgerüste. Welch einem seligen Erwachen gingen sie entgegen! Was uns anbelangt, so darf es nicht genügen, bloß mit träger Sehnsucht, ohne Mühe und Opfer, nach einem seligen Tode zu verlangen; sondern es ist Jedem von uns gesagt: sei rüstig im Kampfe, den der Glaube dir vorschreibt; ergreife das ewige Leben! Wenn wir dieser Mahnung folgen, dann wird der göttliche Retter auch bei unserm Entschlummern den Feinden unsrer Seele gebieten: weichet von hinnen! Er wird mit Petrus, Jakobus und Johannes, mit den himmlischen Mächten des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe an unser Lager treten, uns an der Hand fassen und unserem Geiste zurufen: steh' auf und folge mir in die Heimat des Lichtes und des Lebens!

XIV.

# Am drei und zwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

»Wenn ich nur den Saum seines Gewandes berührt habe, werde ich gesund seyn.« (Math. 9, 21.)

---

## Eingang.

Nichts in der Welt ist gewöhnlicher, als daß zwei ganz verschiedene Begebenheiten sich gleichsam zufällig ineinander schieben, oder daß der Gang eines Ereignisses durch irgend einen Zwischenfall unterbrochen und aufgehalten wird. Der Inhalt unseres Evangeliums giebt davon ein sehr anschauliches Beispiel. Der Herr hat die Bitte des Jairus erhört, und geht eben mit ihm hin, um das einzige Töchterlein desselben ins Leben zurück zu rufen. Dieser Gang, der nach menschlicher Ansicht die dringendste Eile zu fordern schien, und den das Gedränge des begleitenden Volkes ohnehin erschwerte und aufhielt, ward überdieß von der Dazwischenkunft einer heidnischen, in Cäsarea Philippi begüterten Frau unterbrochen, der das selige Glück zu Theil wurde, nicht bloß ihre leibliche Gesundheit, sondern auch ihr geistiges Heil zu erlangen.

Es sind also hier zwei Ereignisse erzählt, die in keiner andern wechselseitigen Verbindung oder Beziehung zu stehen scheinen, als daß sie wie von ungefähr zusammen treffen. Allein wer die wunderbaren Wege der Heilsgeschichte kennt, in welchen nichts ohne Bedeutung ist, wird sich mit dieser oberflächlichen Annahme nicht begnügen, sondern nach dem Sinn und Zusammenhang forschen. Dieß soll denn auch unsere heutige Aufgabe seyn. Wir wenden unser Augenmerk zuerst auf das Zwischenereigniß, welches den Gang der Hauptbegebenheit unterbricht und doch nicht stört; sodann auf den innern Zusammenhang zwischen beiden, der aus ihrer tiefern Bedeutung sich ergeben wird.

1.

Wer an einer Flamme seine Kerze oder Lampe anzündet, oder aus einer reichen Quelle schöpft, dem wird Niemand nachsagen, er habe einen Raub begangen, weil der Flamme oder der immerfort strömenden Quelle dadurch nichts entzogen wird. Wer es aber demungeachtet heimlich und verstohlen thut, der verräth dadurch, daß er irgend ein Bedenken trägt, das ihn zu solcher Heimlichkeit verleitet. Etwas ähnliches gewahren wir an der heidnischen Frau aus Cäsarea. Gläubig erkannte sie im Herrn die Quelle des Lebens, und von langen Leiden erschöpft suchte sie derselben zu nahen, um sich Kraft und Gesundheit zu holen. Allein wiewohl sie wußte, daß dem Herrn dadurch nichts entzogen wurde, that sie es dennoch in so heimlicher und verstohlener Weise, daß der heilige Petrus Chrysologus

1 S. 33. pium latrocinium.

nicht ansteht, ihre That einen gläubigen Diebstahl zu nennen. Denn wie es Diebe zu thun pflegen, denen das Menschengewühl eine willkommene Gelegenheit bietet, so begab sie sich absichtlich in das Gedränge, um unbeachtet ihr Vorhaben auszuführen. Einerseits mochte sie fürchten, daß man ihr, als einer Heidin, den Zutritt zu Jesu nicht gestatten werde; andererseits hielt sie wohl selber sich für unwürdig, vor sein Angesicht zu treten; und so gedachte sie, ihre Hülfe auf kürzerm Wege zu gewinnen, und sie war ihrer Sache gewiß, sofern es ihr gelang, vom Gewande des Herrn auch nur den äußersten Saum zu berühren.

Groß war dieser Glaube, der ihr, der Schwachen und Siechen, die Kraft verlieh, durch eine dichte Volksmenge bis in die Mitte vorzudringen; groß war ihres Glaubens Lohn, als sie in demselben Augenblicke, da sie ihren vermeintlichen Raub begangen, sich von neuem Wohlseyn durchströmt und völlig gesundet fühlte. Aber nicht minder groß war auch ihre Einfalt, oder, wie Gregor von Nazianz es nennt, ihre Unwissenheit, da sie nunmehr, wiewohl mit stillem Dank im Herzen, eben so verstohlen, wie sie gekommen, sich zurück begeben wollte, immer in der Voraussetzung, daß der, von welchem ihr Heil gekommen, nichts darum wußte. In dieser Unvollendung des Glaubens wollte sie der Wohlthäter nicht lassen, der gewohnt war, die leibliche Genesung nur als Mittel zur geistigen Belebung zu verleihen. Er blickte zurück, ja, wie Marcus und Lucas berichten, er fragte laut: wer ist es, der mich berührt hat?

Diese Frage könnte uns, die wir von der Allwissenheit Jesu als des Gottes- und Menschensohnes überzeugt sind, befremdlich scheinen, und sie war es, wiewohl aus einem ganz andrem Grunde, auch den Jüngern, die in dieser Ueberzeugung noch nicht befestigt waren. Herr, sagte Petrus: die Volkshaufen drängen und pressen Dich, und Du fragst noch, wer Dich berührt habe! Nun wissen wir wohl, was der Herr unter diesem Berühren verstand. Bedrängt wird er von Tausenden, berührt aber nur von Solchen, die sich mit Glauben und Vertrauen ihm nähern. Dennoch hat seine Frage etwas Räthselhaftes, da er ausdrücklich hinzufügt: »Es hat mich Jemand berührt, denn es ist Kraft von mir ausgegangen.« Konnte etwa in solcher Weise, wie Licht und Wärme aus der Flamme, irgend eine Kraft von ihm ausströmen, ohne sein Wissen und Wollen? Oder wußte er zwar, daß er Jemanden Leben und Heil mitgetheilt habe, aber ohne ihn zu kennen?

Diese, dem Anschein nach schwierigen Bedenken lösen sich von selbst, sobald wir den Zweck ins Auge fassen, den der Herr mit seiner Frage erreichen wollte. Seine Absicht ging nämlich dahin, die Geheilte zur Erkenntniß zu führen, daß sie nicht in ähnlicher Art, wie man Luft einathmet, oder an der Sonne sich wärmt, ihre Genesung erlangt habe, sondern als Gnadengeschenk eines Allsehenden und Wissenden, dem ihr Unternehmen nicht verborgen geblieben. Er redete daher, wie überhaupt Gott zu den Menschen redet, nach Maßgabe ihres Denkvermögens, nach der Weise ihrer Vorstellungen und der Beschaf-

fenheit oder Stufe ihres Glaubens. Er ließ sich herab, seine Worte mit dem stillen Vorwurfe in Verbindung zu bringen, der im Gewissen der Geheilten sich erhoben, und deßhalb in der Form zu fragen, als hätte er wirklich einen Raub erlitten, um dadurch die Gedanken der heidnischen Frau ans Licht zu bringen; und was seine Worte zunächst bewirkten, zeigt der Erfolg. Denn angstvoll und bebend, als hätte sie etwas Böses gethan, trat sie hervor, warf sich ihm zu Füßen, und bekannte vor der ganzen Menge, daß sie es gewesen, die sein Gewand berührt, und daß sie augenblicklich gesund worden sey *). Sie mochte fürchten, der Herr werde ihr Wagniß rügen und die Wohlthat zurück nehmen; allein er fügte eine weit größere hinzu, indem er auch ihren Glauben erhob und stärkte. Nicht ohne mein Wissen bist du genesen, sondern ich habe dein gläubiges Vertrauen gesehen; »dein Glaube hat dir geholfen, gehe hin in Frieden.«

Wie unklar also auch die Gedanken seyn mochten, welche diese heidnische Frau bewogen, sich dem Herrn zu nähern, so war doch jedenfalls ihr Glaube lebhaft und kräftig; und nicht minder schön als sinnreich ist die Art, wie der heilige Petrus Chrysologus darüber sich ausdrückt. Mit Recht, bemerkt er, glaubte sie dergestalt an Christum, daß sie selbst den Saum seines Gewandes nicht als etwas Geringes und ganz Aeußerliches betrachtete. Denn weder Gottes Wesenheit wird dadurch verringert, daß sie einem Menschen

---

*) Luc. 8, 47. 1,35, et 34,

inwohnt, noch zerstreut und vermindert sich die Kraft im Saume des Gewandes. Darum geschah es, daß jene Frau, die hinter dem Rücken des Herrn gestanden, nun zur Anschauung seines Angesichtes, und zur Erkenntniß seiner göttlichen Macht gelangte. So ward ihr Bekenntniß für sie selber der Anfang der Erleuchtung, und zugleich eine Offenbarung des auf Erden erschienenen Heils an die hier versammelte Volksmenge; es hatte aber außerdem noch eine andre Frucht, und zwar für Jairus. Ihm, in dessen Herzen kaum ein anderer Gedanke Raum fand, als die Angst und Sorge um sein Kind, konnte nichts unwillkommner und schmerzlicher seyn, als die Verzögerung, die das Zwischenereigniß mit sich brachte. Diese heidische Frau, mochte er bei sich denken, hätte ja, um Hilfe zu finden, noch warten können, ohne mir die wenigen kostbaren Augenblicke zu rauben, welche über das Leben meines Kindes entscheiden!

Dennoch war es gerade zur rechten Zeit, daß diese Störung eintrat. Denn unmittelbar nachher erschienen schon die Boten, die ihm die Trauerkunde brachten: deine Tochter ist bereits gestorben, und die zugleich nicht ermangelten, ihr vermeintlich sehr weises Urtheil beizufügen, daß es unter so bewandten Umständen ganz vergeblich und überflüssig wäre, den Meister noch ferner zu bemühen. Und wahrlich, nach der gewöhnlichen Ordnung der Dinge hatten sie Recht; man ruft den Arzt zu den Kranken, nicht zu den Todten. Wie überaus wenig hätte jetzt gefehlt, das Vertrauen des trostlosen Vaters zu erschüttern, und ihn dahin zu bewegen, daß er dem Rathe seiner Die-

ner Gehör gab! In diesem Falle, wie es scheint, hätte er weder seine Tochter wieder gewonnen, noch wäre er selber zum Leben des Glaubens vorgedrungen. Allein er unterlag dieser harten Prüfung nicht. Nach der wunderbaren Begebenheit, von welcher er so eben Zeuge gewesen, konnte sein Glaube nicht so schnell dahin schwinden; auch richtete der Herr ihn auf mit den tröstreichen Worten: »Fürchte nichts, sondern glaube nur, und sie wird leben.«

Wir lernen demnach aus dieser Erwägung, daß die scheinbare Störung oder Verzögerung, die hier eingetreten, seine Wünsche nicht vereitelt, sondern vielmehr wesentlich gefördert habe. Zur Zeit, da er um die Rettung seiner Tochter gebeten, war diese schon aus dem Erdenleben geschieden, und hätte er nicht, bevor er davon Nachricht erhielt, jene Heilung gesehen, so wäre sein Glaube an Jesum nicht lebhaft genug gewesen, um auch jetzt noch die Rettung seines Kindes zu hoffen. In diesem Umstande erkennen wir schon fürs erste, welch eine eigenthümliche innere Verflechtung zwischen mancherlei Ereignissen statt finden könne, die nur ganz äußerlich und zufällig zusammen zu treffen scheinen. Wir gewahren auch darin ein sehr lehrreiches und eindringliches Beispiel, das geeignet ist, vor jedem Mißmuth, jeder Ungeduld, so wie vor der gleichgiltigen Nichtachtung dessen, was Andern am Herzen liegt, als einer thörichten und gottwidrigen Gesinnung zu warnen. Wer Augen hat um zu sehen, und wer auch nur alltägliche Ereignisse zu beobachten weiß, der wird oft

genug erfahren, wie die sehr gewöhnliche Redensart: »dieses oder jenes geht mich nichts an« von der Vorsehung widerlegt, und wie aller Mismuth, Verdruß und Entrüstung früher oder später der Thorheit überwiesen werden. Was dem Einen recht ist, lehrt das Sprichwort, ist dem Andern billig. Was Anderen zum Heile gereicht, kann Uns keinen wesentlichen Nachtheil bringen, und was wie von ungefähr unsre, übrigens gerechten und wohlgemeinten Wünsche und Bemühungen durchkreuzt und hemmt, das wird, so fern wir es im Geiste des Glaubens, also in Frieden und Gottergebung, hinnehmen, unfehlbar manches Uebel von uns abwenden, und unsere wahre Wohlfahrt fördern, da für Jene, die Gott lieben, alle, auch die scheinbar widerwärtigsten Dinge, mitwirken zum guten Ziele. Alles aber, was die göttliche Vorsehung in der Menschheit wirkt, hat in dem Einen und Einzigen ihren Mittelpunkt, von dem unser Heil und Leben ausgeht, nämlich in Jesu Christo, der mit derselben Macht, durch welche er der siechen Frau die Genesung gab, auch die Tochter des Jairus wieder ins Leben rief. Und darin eben ist zwischen den beiden Ereignissen jener andere und tiefere Zusammenhang begründet; der fortwährend im kirchlichen Leben sich offenbart, und den wir nunmehr betrachten wollen.

2.

Jeder Gläubige weiß, daß alles, was Jesus gewirkt, das Heil der ganzen Menschheit zum Ziele hat, und nicht auf die Gränzen seiner irdischen Umgebung sich beschränkte. Deßhalb wird von ihm gesagt, daß er in der Mitte oder

Fülle aller Zeiten gekommen sey, weil sein erlösendes Verdienst sowohl auf die Vergangenheit zurück, als vorwärts in die ganze Zukunft wirkte; darum auch Paulus von ihm lehrt, daß er die alte Scheidewand zwischen dem Heiden- nnd Judenthum niedergerissen, und beide mit Gott versöhnt und mitsammen vereint hat in den Einen Leib der erneuerten Menschheit *). Wie daher alles Vereinzelte, was er auf Erden gethan, als etwas Vorbildliches erscheint, was in der Gesamtheit seines Erlösungswerkes sich erfüllt und verklärt, so haben mit Recht die heiligen Lehrer auch in den beiden Begebenheiten, die unser Evangelium erzählt, ein Bild von dem Wechselverhältnisse erkannt, das zwischen dem Juden- und Heidenthume statt gefunden.

Während nämlich das Töchterlein des Jairus ein Alter von zwölf Jahren erreichte, hatte inzwischen das Siechthum der heidnischen Matrone von Cäsarea eben so viele Jahre sich fortgeschleppt. Sie war also zu derselben Zeit erkrankt, in welcher jenes Mägdlein geboren wurde, und wieder um die Zeit, als dieses starb, ward sie geheilt. Genau so verhält es sich mit dem Anbeginne und dem Ausgange des Juden- und des Heidenthums. Zur selben Zeit, als die Völker der ganzen Erde, in Folge ihrer sittlichen Entartung, in den Naturdienst und die Finsterniß des Heidenthums versanken, wurde mit Abraham, dem Vater der Gläubigen, das Volk und die Kirche des alten Bundes ins Daseyn gerufen. Als aber dieses Volk das

---

*) Eph. 2, 14.

Maß seiner Untreue voll machte, und durch seinen entschiedenen Abfall von der Wahrheit Gottes seinem Untergange oder Absterben nahe war, da begann die Erleuchtung und Wiederbelebung der heidnischen Völker. Und obwohl Christus, nach dem Berichte unseres Evangeliums, eigentlich im Begriffe war, in das Haus des Jairus zu gehen, und schon auf dem Wege dahin sich befand, wurde die heidnische Frau doch früher geheilt, als das Kind jenes Vorstandes der Synagoge. Denn zwar hat er selbst erklärt: er sey persönlich nur zu dem jüdischen Volke gesendet, aus welchem er auch seine Apostel und Jünger ausschied und zu neuem Leben erhob; und allerdings konnte er nicht unter Götzendienern, sondern nur unter einem Volke erscheinen, dem die Kenntniß des unsichtbaren Gottes und seines heiligen Gesetzes nicht fremd war. Allein gleich jener heidnischen Frau aus Cäsarea, sind die Heiden, im Ganzen und Großen, in der Ergreifung des Heils den Juden zuvor gekommen.

Hingegen ist es nicht ohne wesentliche Bedeutung, daß der Herr zur Tochter des Jairus ins Haus gieng, sie bei der Hand faßte, und durch seinen Zuruf erweckte, während die Kranke, die sich in seine Nähe gedrängt, nur von rückwärts den Saum seines Gewandes berührte. Denn unter den Juden wandelte das Wort und Leben, das von Ewigkeit beim Vater war, und das als Mensch unter Menschen erschienen, in leibhafter Gegenwart; die heidnischen Völker hingegen, durch die Macht der Gnade und des Glaubens zu ihm gezogen, und durch seine Sendboten gerufen, haben sein Antlitz nicht gesehen; sie erfaßten nur

den Saum seines Gewandes. So war dieß schon in den Worten des Sehers¹ angekündet: »In jenen Tagen (im Anbeginne des Reiches der Gnade) werden je zehn Männer aus allen Zungen und Völkern den Saum vom Gewande eines jüdischen Mannes ergreifen, und ihm sagen: wir werden mit euch gehen (eurer Heilslehre folgen), denn wir haben vernommen, daß Gott mit euch ist.« Diese Weissagung ward erfüllt, als die aus dem jüdischen Stamme erwählten Apostel und Jünger hinaus zogen an die großen Weltstraßen, um den Völkern das Heil zu verkünden; und sie erfüllt sich noch immerfort, weil es von Allen, die gläubig dieses Heil ergreifen, sich aussagen läßt, daß sie das Angesicht ihres Erlösers nicht schauen, wohl aber den Saum seines Gewandes erfassen.

Um das bestimmter einzusehen, kehren wir noch einmal zu jener Frau aus Cäsarea zurück. Als sie sich bemühte, das Gewand des Herrn zu berühren, glaubte sie wohl an eine durch dieses Gewand ausströmende Heilkraft; und es ist mehr als wahrscheinlich, daß auch Jairus an etwas Aehnliches dachte, als er voll der Zuversicht bat: der Herr möge seinem Kinde die Hand auflegen, und es werde genesen. Nun ist kein Grund vorhanden, diese ihre Meinung und Ansicht einen Irrthum zu nennen. Die Unvollkommenheit ihres Glaubens zeigte sich bloß darin, daß Jairus nur in dem Falle die Rettung für gewiß hielt, wenn der Herr persönlich zur Kranken hintrat, und sie berührte, und daß die Frau von Cäsarea, nach der Gewohnheit der Heiden, das Göttliche und Heilige wie eine geheime Naturkraft betrachtete. So irrte der Erstere in Bezug auf

¹Zacharias 8 23.

die Willensmacht Christi, von der er nicht überzeugt war, daß sie in der Ferne wie in der Nähe wirkt; während die Andere bei ihrer vermeintlichen Selbsthülfe nur an die Heilkraft, nicht aber an die Allwissenheit des Herrn glaubte, indem sie darauf rechnete, es werde das, was sie unternahm, ihm verborgen bleiben. Darin aber, daß sie überhaupt einer von Ihm ausgehenden, belebenden Kraft vertrauten, werden wir sie keines Irrthums zeihen, zumal da diese Ansicht in den eigenen Worten Christi die Bestätigung findet.

Denn zwar hat es an Lehrern nicht gefehlt, welche die Behauptung aufstellten: die heilende Kraft, die Christus als Menschensohn ausgeübt, sey keine körperliche, sondern bloß eine moralische gewesen, d. h. einzig die Gottesmacht habe alle diese wunderbaren Heilungen bewirkt, und der menschliche Wille sey derselben bloß als Werkzeug dienstbar gewesen. Allein nach der Lehre des heiligen Thomas, ja der ganzen Kirche, war es allerdings die wunderbare Menschheit Christi, oder der Menschensohn, welcher diese Macht besaß und übte, wiewohl er von derselben niemals einen eigenmächtigen Gebrauch machte, sondern nur nach der Anordnung des göttlichen Willens. Und wie wäre es auch anders denkbar, da wir wissen, daß Christus nicht bloß die Gottheit des ewigen Wortes, sondern auch die Vollkommenheit der Menschennatur in sich trägt? Der Glaube lehrt uns in Ihm nicht bloß den himmlischen Menschen zu erkennen, der von oben gekommen, und der mit seinem Willen über die ganze körperliche Welt gebietet, sondern wir müssen Ihn auch als

Denjenigen betrachten, der zu dem ganzen Menschengeschlecht sich verhält, wie das Haupt und Herz zu den übrigen Gliedern des Leibes. Er selber nennet sich die Auferstehung und das Leben, weil die ganze Wiederherstellung und Erneuerung der Menschenwelt von Ihm ausgeht, oder in seinem Opferverdienst und in seinem unsterblichen Leben ihre Quelle hat; und er erklärt nur diejenigen Menschen für Lebendige, welche in so innigem Lebensverkehr mit ihm bleiben, wie mit dem Weinstocke die Reben.

Lebt aber Christus, seiner untrüglichen Verheißung gemäß, in seinen Gliedern auf Erden, und für dieselben, während doch seine verklärte Menschennatur über alle Himmel erhöht ist: wie geschieht das, und in welcher Weise theilt er sein Leben uns mit? Nicht sichtbar, sondern mittelst einer Verhüllung, gleichsam durch den Saum seines Gewandes. In außergewöhnlichem Wege erfolgt dieß, so oft seine Verheißung sich erfüllt: die Werke, die ich thue, werdet auch ihr vollbringen, denn ich gehe zum Vater; so oft nämlich ein sterblicher Mensch, der aber gänzlich in die Liebe und Demuth Christi eingegangen, zum Werkzeug seiner Heilkraft erhoben wird; wie dieß an den Aposteln, an Gregor dem Wunderthäter, an dem Einsiedler Antonius, an Martinus, Xaverius und vielen Anderen sich bewährte, und in besonders ausgezeichnetem Grade an dem heiligen Salvator ab Horta. Denn alle Wunder, es sey in alter oder neuer Zeit, sind Werke, die einzig von der neuschaffenden, belebenden Kraft des aufer-

standenen und verklärten Erlösers ausgehen. Wichtiger aber und ungleich nothwendiger sind jene Mittel und Wege seiner Wirksamkeit, die er in seiner Kirche für alle Zeiten geordnet hat, nämlich die Mysterien des Heils, als Mittheilung der Gnade zum Zwecke der Rechtfertigung und Heiligung. Vor allem jedoch werden wir hier jener wunderbaren Heilsgabe gedenken, durch welche er leibhaft und wesenhaft in uns eingeht, um uns in sein unsterbliches Leben aufzunehmen, während es doch den Anschein hat, als ob wir, in der sacramentalen Hülle, nur den Saum seines Gewandes berührten. Allein in dieser Hülle, in den Gestalten des Brodes, ist Christus als Gott und Mensch mit der ganzen belebenden Macht seiner verklärten Leiblichkeit gegenwärtig, wie er es angeordnet und verheißen hat in der Kraft seiner Worte: dieses ist mein Leib. Soll aber diese leibhafte Theilnahme uns zum Heile gereichen, so müssen wir auch dem Geiste nach Ihm angehören, in der Treue der sittlichen Nachfolge, so daß wir auch im geistigen Sinne den Saum seines Gewandes erfassen, wie Kinder am Gewande ihres Vaters oder Führers sich halten, um nicht von ihm getrennt zu werden. Wir wandeln hienieden im Glauben, nicht im Schauen. Wenn wir Jesu nachfolgen, wandern wir gleichsam im Rücken unsres Führers, und können nur an sein Gewand uns festhalten. Wir hoffen aber von seiner Gnade, daß wir dereinst auch sein Angesicht schauen, und (wie Petrus Chrysologus sagt) von dem untersten Saume seines Gewandes vordringen werden bis zu der Höhe des göttlichen Lebens.

## XV.

# Am vier und zwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

(Vierter Sonntag nach Epiphania.)

»Er stand auf, gebot den Winden und dem Meere, und es ward eine große Stille.« (Math. 8, 26.)

---

### Eingang.

In einem lehrreichen Psalme werden mancherlei Beispiele an einander gereiht, aus welchen ersichtlich wird, wie die barmherzige Vorsehung die Sterblichen aus vielfacher Noth und Drangsal heraus führt; nach jeder Schilderung solcher Gefahren wird daher der Vers wiederholt: »Als sie hart bedrängt waren, riefen sie zum Herrn, und er hat aus ihren Leiden sie errettet.« Da ist zuerst von Reisenden und Pilgern die Rede, die in wasserlosen Wüsten umher irren, vor Durst und Ermüdung verschmachtend, und die durch göttliche Hülfe den Pfad finden zu menschlichen Wohnungen. Sodann von Gefangenen und Elenden, die im finstern Kerker sitzen, und die der Herr, weil sie vor Ihm sich demüthigen, befreit und vom Verderben erlöset. Wiederum ist von Schifffahrern die Rede, die mittelst der Segel und Ruder durch das weite Weltmeer ziehen, und über

welche die ganze Gewalt des Sturmes herein bricht. Es wird dann geschildert, wie sie bald von thürmenden Wogen in die Höhe geschleudert, bald wieder in den Abgrund gerissen werden. Ihre Seele verschmachtet in der Angst; gleich den Trunkenen taumeln sie hin und wieder, und alle ihre Weisheit ist aufgezehrt. Da rufen sie in ihrer Angst zum Herrn, und er führt sie aus der Gefahr; er wandelt den Sturm in einen milden Lufthauch; er beschwichtigt die Wogen und lenket die Geretteten in den Hafen, wohin sie steuern gewollt.

Der Hauptgedanke jedoch, auf den diese Schilderungen abzielen, tritt in den Worten hervor, welche den Schluß des Psalmes bilden: »Wer ist weise, um dieß alles zu bewahren, und die Barmherzigkeit Gottes zu verstehen?« Mit andern Worten: wer bewahrt in seinem Herzen stets die Ueberzeugung, daß dieses irdische Leben zahlreichen Wechselfällen und Drangsalen unterworfen bleibt, und daß vorzugsweise in ihnen Gottes unendliche Güte sich offenbart? Ein großes Beispiel davon zeigt sich in der wunderbaren Begebenheit, die unser Evangelium erzählt. Auch hier sehen wir Schiffende, in deren Mitte Christus schlummert, auf einem gebrechlichen Fahrzeug, das von schäumenden Wogen umhergeworfen wird, und der Zertrümmerung nahe ist. Nun bietet dieses Evangelium zwar Stoffe zu vielfacher und reicher Belehrung; wie z. B. über die Verborgenheit und Allgegenwart Gottes, über die menschliche Niedrigkeit und göttliche Hoheit Christi, über die Grundzüge der Geschichte seiner heiligen Kirche, und anderes mehr.

Wir wollen jedoch heute von diesen großen Beziehungen absehen, um bei der Anwendung auf unser tägliches Leben zu verweilen. Christus wird von den Aposteln geweckt mit dem Rufe: Herr, rette uns, wir gehen zu Grunde! Er aber beschwichtigt zuerst den Sturm in ihrem Herzen mit der Rüge: was seid ihr so verzagt, ihr Kleingläubigen? — dann erst gebot er dem Sturm auf der See, und hier wie dort verwandelte sich die heftige Bewegung in eine große Stille. Diese große Stille, diese innere Ruhe des Herzens, und die Mittel, wodurch sie erreicht werden kann, mögen die beiden Hauptpunkte unsrer Betrachtung bilden.

1.

Wenn die Gewalt eines Seesturmes nachgelassen hat, und die Wogen nimmer hoch empor rauschen, so ist doch, im natürlichen Gange der Dinge, das Meer noch lange nicht ruhig, sondern bleibt eine Zeitlang in seiner Tiefe aufgewühlt; man bezeichnet diese Bewegung mit dem Ausdruck: die See geht hohl, und sie wird den Schiffenden sehr beschwerlich. Auf dem See von Tiberias war es anders. Hier, wo die göttliche Macht dem Sturm und den Wellen gebot, ward sofort auch die Tiefe der Gewässer ruhig, und ihr Spiegel geebnet; weßhalb auch das Evangelium berichtet: es ward eine große Stille. Denn nicht jede Stille ist eine große oder vollendete. Auch im Gemüthe des Menschen herrscht zuweilen Ruhe, aber keine große Ruhe. Die Stürme oder Drangsale, die von außen herkommen, wiederholen sich nicht täglich; die Aufreizungen und Wider-

wärtigkeiten, welche die Ruhe stören, bleiben eine Zeitlang aus; im Innern jedoch dauert entweder die leidenschaftliche Bewegung und Unruhe fort, oder wird durch jeden Lufthauch, durch den geringsten Anlaß sogleich wieder hervorgerufen, der den Stolz beleidigt, die Eitelkeit reizt oder kränkt, den Neid, die Lüsternheit, die Furcht erweckt und aufregt. Und wenn schon der ärgste Sturm sich gelegt hat, geht doch die See lange noch hohl.

Nun heißt es aber beim Syraciden: »Das Heil der Seele, das in der Gerechtigkeit besteht, ist besser als alles edle Metall, und ein gesunder Leib mehr, als ein unermeßliches Einkommen. Es giebt keinen Reichthum, der höher zu schätzen wäre, als die Gesundheit, und kein Vergnügen über die Freude des Herzens *).« In dieser Zusammenstellung wird das Heil und die Freude der Seele als die geistige Gesundheit betrachtet, die von keiner Schuld, und daher auch von keinem Unfrieden, gestört und zerrüttet wird. Eine solche Heiterkeit der Seele ist nicht abhängig von vorübergehenden Stimmungen und Launen; sie hat mit der sorglosen, stumpfen Trägheit eines Lebens, wie es die Auster und Erdschnecke führt, so wenig gemein, als mit dem Selbstbehagen des Egoisten, der sich um fremdes Leid nicht kümmert. In der sinnlichen Empfindung darf sie also nicht gesucht werden, sondern in der Festigkeit des Geistes, oder des sittlichen Willens, welche durch Glau-

*) Eccl. 30, 15. 16.

ben, Gottvertrauen und Gottergebung erworben wird. Denn die echte Ruhe der Seele ist jener Friede Gottes, der, nach dem Ausdruck des Apostels, jede Vorstellung, jeden irdischen Begriff übersteigt.

Wir werden uns daher nicht rühmen dürfen, als wären wir im Besitze dieses Friedens, sofern wir nicht mehr als einmal die Probe davon abgelegt. So lange wir der äußerlichen, ungestörten Ruhe genießen, ist dieser Friede in uns noch sehr zweifelhaft, da nichts leichter ist, als sich selber für gerecht, besonnen und Gottgetreu zu halten. Von solchen eingebildet Tugendhaften sagt jedoch Augustinus: Zur Zeit, da sie erbauliche Schriften lesen, oder erbaulich reden und Andre belehren, scheinen sie Weise zu sein; aber wehe, wenn ein Sturm über sie hereinbricht! Denn in diesem Falle zeigt es sich alsbald, wie es im Psalme heißt, daß alle ihre Weisheit aufgezehrt und verschwunden ist. Solche Stürme jedoch sind so unausbleiblich als unvermeidlich. Und daran erinnert auch der große Basilius, indem er die Worte eines andern Psalmes erläutert: »Der Herr hat mich aufgenommen aus dem Schwalle der Gewässer *).« Mit diesem Ausdrucke, sagt er, werden die Unruhen und Störungen unseres Lebens bezeichnet. Denn weder die glücklichen und erfreulichen Zustände haben eine feste Dauer, noch währen die traurigen immer fort, sondern, wie die Wogen des Meeres, so sind auch alle menschlichen Geschicke der rastlosen Beweglichkeit und dem unerwarteten Wechsel unterworfen.

*) Ps. 17, 17.

Billig fragen wir nun bei dieser Bewandtniß der Dinge: wie es für uns möglich werden soll, die weise Mitte zu finden und zu bewahren? Bei ruhiger Fahrt, bei heiterm Himmel, wenn alles aufs Beste sich anläßt, und unser Lebensschifflein fröhlich über die glatten Fluthen gleitet, sollen wir uns weder der Sorglosigkeit noch dem Uebermuthe hingeben. Wiederum, wenn Stürme und Ungewitter uns ängstigen, sollen wir nicht in Kleinmuth verzagen, sondern in einem innern Frieden uns aufrecht erhalten, der weder vom Glücke noch vom Unglück angefochten und gestört wird. Wie werden wir es anfangen, um einer so großen Aufgabe auch nur von Ferne nachzukommen? Die Mittel, die dazu verhelfen, sind in unserm Evangelium vorgezeichnet. Christus schlummert süß, unbehindert von dem Heulen des Sturmes; die Apostel rufen ihn an; Winde und Wogen gehorchen seinem Gebote. An diesen drei Vorgängen erkennen wir eben so viele untrügliche Mittel, durch welche wir den innern Frieden erwerben: das Zeugniß des guten Gewissens, das Gebet, die Ergebung an den göttlichen Willen. Wie es sich damit verhalte, wollen wir nun im Einzelnen erwägen.

2.

Ein gewaltthätiger Mann, der als Eroberer des Peruanischen Reiches weltbekannt geworden: der grausame Pizarro, ward einst im Freien von einem jener Gewitterstürme überfallen, wie sie mit solcher Furchtbarkeit nur in den heißen Erdstrichen toben. Da überkam ihn ein solches Angstgefühl, daß sein Antlitz bleich ward, sein

Haar sich sträubte, und Todesschweiß seine Stirne bedeckte. Der Mann, der nie eine Bangigkeit empfunden, verwunderte sich selbst darüber. Er wendete sich an seinen Begleiter, den Missionär und Priester Las Casas, der mit heiligem Liebeseifer die armen Indianer zu schützen suchte, und fragte ihn: Was ist mir denn? Wie kommt es, daß diese feige Furcht mich überfällt, da es doch meine Sache nicht ist, vor irgend einer Gefahr zu erschrecken? Freimüthig erwiederte Las Casas: die Ursache ist diese, weil der Sturm in deinem Herzen noch wilder tobt, als das Gewitter da draußen. Daß er den harten Mann damit an sein böses Gewissen gemahnt habe, ist wohl beizusetzen, überflüssig.

Wir haben die erste Bedingung, von welcher die innere Heiterkeit und Ruhe abhängt, im Zeugnisse eines guten Gewissens gefunden, und zwar an dem Beispiele und Vorbilde Christi, der in dem gebrechlichen Fahrzeuge, mitten im Gebrause der Wogen, ruhig schlummerte. Wir müssen jedoch wohl auf der Hut seyn, damit uns dieses Gleichniß nicht zu einem groben Irrthume verleite. Würden wir nämlich behaupten oder annehmen: der friedliche Schlummer des Herrn sey als eine Wirkung seines guten Gewissens zu betrachten, so wäre das eine höchst ungeschickte, unziemliche Meinung, die weder mit der göttlichen, noch mit der menschlichen Würde Christi sich vereinbaren ließe. Das Gewissen ermahnt zum Widerstande gegen jede sündhafte Neigung; die Menschheit Christi aber war durchaus keiner Sünde fähig. Die Warnung des Gewissens zielt dahin ab, die

völlige Trennung des Sünders von Gott zu verhindern; die Menschheit Christi hingegen ist untrennbar mit Gott vereinigt. Die gebietende Macht der Gewissensstimme ist eine Offenbarung des ewigen Wortes; aber dieses ewige Wort ist ja Mensch geworden, ist Christus selbst. Nicht also dem guten Gewissen können wir seinen unzerstörlichen innern Frieden zuschreiben, sondern seiner erhabenen Unschuld, Gerechtigkeit und Heiligkeit, welche die einzige Quelle unserer Rechtfertigung ist.

Anders verhält es sich mit den übrigen Menschen, in welchen allerdings die echte Ruhe vom Frieden des Gewissens bedingt wird. Wer durch die Gnade Christi die volle Rechtfertigung erworben, und wer keiner Sünde sich bewußt ist, die ihn dieser Gnade beraubt, dem kann die Heiterkeit eines guten Gewissens nicht mangeln. So groß, sagt Ambrosius, ist der Lichtglanz eines ehrbaren Wandels, daß die Ruhe des Gewissens und die Sicherheit der Unschuld schon das irdische Leben beseligen. So preiset auch Hieronymus die Glückseligkeit eines Menschen, der in der Zeit der schwersten Mißgeschicke durch ein gutes Bewußtseyn reich ist. Zum Beweise dafür schildert er das Benehmen einer angesehenen Frau aus der Stadt Vercelli. Von ihrem Manne auf das gehässigste angeklagt, und in Folge falscher Zeugnisse zum Tode verurtheilt, trat sie im Vollgefühle ihrer Unschuld mit heiterem Angesichte auf das Blutgerüst. Als der Scharfrichter das Schwert zu schwingen begann, und durch die rasche Bewegung eine goldene Spange von seinem Mantel sich löste, hob sie dieselbe auf und gab

sie ihm zurück. Das blitzende Schwert, das über ihren Nacken geschwungen ward, schien sie nicht zu sehen, aber die Spange bemerkte sie doch. Solch eine Ruhe, im Angesichte eines gewaltsamen Todes und des empörendsten Unrechts, kann nur der bewahren, den sein Gewissen nicht anklagt.

Allerdings läßt sich gegen die volle Geltung dieser Wahrheit etwas einwenden, was man aus der Erfahrung herholt. Denn es kommt gar nicht selten vor, daß Leute, die zu den offenkundigen Frevlern gehören, in irgend einer Lebensgefahr ganz entschlossen und kaltblütig sich zeigen, während manche Fromme und Gewissenhafte bei solchen Anläßen der Angst erliegen, und alle Fassung verlieren. Wir dürfen jedoch von dieser Einwendung uns nicht beirren lassen. Einerseits ist die Sicherheit und furchtlose Haltung, die man zuweilen an gewissenlosen Menschen beobachtet, nichts weniger als jene große Ruhe und Stille, die vom innern Frieden getragen wird, sondern nur die Aeußerung einer Herzhaftigkeit, die eine bloße Naturgabe ist, in Verbindung mit einer Stumpfheit des Gewissens, die man nicht als Tugend rühmen wird. Und wenn es andrerseits gerechte und fromme Menschen giebt, die dennoch in Noth und Gefahr völlig muthlos werden, so beweiset das nichts gegen die Tugend und Frömmigkeit selbst, sondern es ist eben nur eine Folge davon, daß solchen Menschen die große, übernatürliche Ruhe des Herzens noch mangelt, weil sie neben dem Frieden des guten Gewissens kein hohes und lebhaftes Gottvertrauen besitzen.

An diesem Mangel haben, bevor sie die Weihe des heiligen Geistes empfangen, selbst die Jünger Christi gelitten; und wenn er sie mit den Worten zurechtwies: warum seyd ihr so furchtsam, ihr Kleingläubigen? so hätte er auch umgekehrt sagen können: Warum seyd ihr so kleingläubig, ihr Furchtsamen? Denn rechter Muth und festes Gottvertrauen bedingen einander; beide aber sind übernatürliche Gaben, die Niemand selber sich aneignen kann, sie werden ihm dann verliehen von oben. Darum werden auch die Edelsten und Tapfersten, wenn ein plötzlicher Wechsel der Geschicke eintritt, von Furcht und Sorge bestürmt, und von Bestürzung ergriffen; darum kann uns in jedem unbewachten Augenblick die Aufwallung einer heftigen Leidenschaft in Verwirrung bringen; und es handelt sich nur darum, daß wir dem Sturme nicht die volle Gewalt einräumen, sondern nach dem Beispiele der Apostel Christum anrufen, und dieß zur rechten Zeit. Es ist eine uralte Thatsache, daß die Sterblichen, sie seyen nun Christen oder Heiden, durch jede dringende Gefahr zum Gebete geweckt werden. Die Psalmesworte, die wir im Eingange vernommen: »als sie hart bedrängt waren, riefen sie zum Herrn« sind in der That von den Heiden ausgesagt. Diese Zuflucht zum Gebete geht aus dem innersten Wesen des Menschen hervor; was jedoch daran zu tadeln oder zu bedauern, ist nur dieß, daß mehrentheils zu spät daran gedacht wird, wenn die Noth und Gefahr ihren Gipfel erreicht hat, oder nachdem bereits in Wort und That, viel Schlimmes geschehen ist, was

zu dem Geiste des Gebetes in schroffstem Widerspruche steht.

Was damit gemeint sey, kann Jeder ohne Mühe errathen, da von einem Uebel die Rede ist, daß überall vorherrscht und zu den alltäglichen Dingen gehört. Wir wollen jedoch an ein Beispiel uns halten, das zwar etwas grell scheint, das aber diese böse Gewohnheit am anschaulichsten zeichnet. Ein französischer Priester, der als Missionär auf der Reise nach Amerika sich befand, wurde bei einem herannahenden Sturme vom Capitän ersucht, mit seinen Gefährten in der Cajüte zu verweilen, weil sie noch nicht gelernt hatten, sich oben auf dem Verdecke vor den Sturzfluthen zu bewahren, welche den Ungeübten ins Meer hinausschleudern. Als der Sturm schon eine Zeitlang furchtbar getobt hatte, sendete der Missionär einen der jüngeren Begleiter aufs Verdeck hinauf, um zu erfahren, was oben vorgieng. Voll Angst kam dieser zurück und rief: Alles ist verloren! Die Matrosen fluchen und wettern, als ob sie besessen wären; ihre Lästerungen allein könnten hinreichen, um das Schiff in den Abgrund zu versenken! Da erwiederte der Missionär: dem Herrn sey Lob und Dank; sie beten noch nicht; bis jetzt ist noch keine Gefahr.

Es versteht sich von selbst, wofür er eigentlich dankte, nämlich nicht für die Unart und Rohheit der Matrosen, sondern dafür, daß noch lange nicht das Aeußerste zu befürchten war, was er eben aus dem Benehmen dieser Leute mit Sicherheit erkannte. Aber

nicht bloß auf der weiten See ist ein solcher Mißbrauch üblich, sondern auch sonst überall auf dem festen Lande. Bei den meisten Anlässen und Zwischenfällen, welche durch Verlust, Kränkung, Beleidigung, durch Mislingen eines Unternehmens, oder in sonst einer Weise Zorn und Ungeduld aufregen, wozu bekanntlich oft schon ein anhaltender Regen genügt, bricht der wilde Tumult des Mißmuthes, der wüste Lärm der Fluch- und Lästerworte hervor, und giebt von der innern Unordnung Zeugniß, da der Mund nur von dem überfluthet, wovon das Herz voll ist. Anstatt nun solche heidnische Verwünschungen auszustoßen, in welchen alle bösen und dämonischen Mächte angerufen werden, sollten die Menschen vielmehr gleich Anfangs, durch mündliches und innerliches Gebet, zu dem allmächtigen und einzigen Helfer ihre Zuflucht nehmen, damit er durch seine Gnade nicht bloß den innern Sturm beschwichtige, sondern auch dem Ausbruche desselben abwehre, und die Unruhe in eine große Ruhe und Stille umwandle.

An diese Wahrheit mahnt uns die Betrachtung, in welcher die heiligen Väter den Inhalt des heutigen Evangeliums auf das Leben der Gläubigen anwenden. Jeder Mensch, sagt namentlich Augustinus, schifft mit seinem Herzen, d. h. mit seinen Wünschen und Bestrebungen, durch die Fluthen; und wenn seine Gesinnung gut ist, wird er keinen Schiffbruch erleiden. Hast du ein Schmähwort gegen dich vernommen? Das ist der Sturmwind, der heranbrauset. Bist du darüber erzürnt? Das sind die Wellen und Wogen, die dein Herz in Schwankung brin-

gen. Du verlangst dich zu rächen, und hast etwa die Rache schon vollführt? Siehe, indem du dem bösen Antrieb gehorchtest, hast du bereits Schiffbruch gelitten. Und wieso ist das geschehen? Weil Christus in dir schlummert. Du hast vergessen, daß er am Kreuze auch für seine grimmigsten Feinde den Vater um Verzeihung angerufen. Du hast es verdient, daß dein Herz so arg erschüttert und bestürmt wurde, weil du nicht Dessen eingedenk gewesen, dem du hättest glauben und vertrauen sollen. Was du zu leiden hast, erscheint dir unerträglich, weil du nicht daran dich erinnerst, was Christus für dich geduldet. Wenn du an deinen Erlöser nicht denkst, so schlummert er dir; denn nur durch den lebendigen Glauben wohnt er in deinem Herzen. Darum ergeht an dich die Mahnung: erwecke wieder Christum in dir, erneure den Glauben!

Durch ihre Verwirrung und Angst verriethen die Jünger ihre Kleingläubigkeit; und worin bestand diese? Darin, daß sie den göttlichen Meister, der in ihrer Mitte saß und schlummerte, lediglich als einen übergewöhnlichen Menschen betrachteten, der aber jetzt, in Schlummer versenkt, von der Gefahr, die ihm und ihnen drohte, gar keine Kenntniß hatte. Ihr ganzes Denken war noch von der sinnlichen Vorstellung beherrscht; und so dachten sie nicht daran, daß in Christo und in der Demuth seines menschlichen Erscheinens, der Herr der Allmacht persönlich und wesenhaft gegenwärtig war, dessen Allwissenheit von keinem Schlummer unterbrochen, dessen Macht von den Elementen, die er allein erschaffen, nicht besiegt werden kann.

Wäre in den Jüngern dieser Glaube wach gewesen, so hätten sie die Probe bestanden, und nicht der äußersten Verzagtheit sich hingegeben. Jesus war in ihrer Mitte: was hatten sie zu fürchten? Wußte er nicht um die Gefahr, obwohl er schlummerte? Hat er nicht vorhergesehen, daß sie kommen werde? Hatte er als Gebieter der Natur, nicht etwa selber sie herbeigeführt, um die Jünger zu prüfen? Oder war es denkbar, daß er mit ihnen, und sie mit ihm, von den Wellen verschlungen würden? Uud dennoch riefen sie: Herr, rette uns, denn wir gehen zu Grunde! Sie glaubten also an die übernatürliche Macht des Herrn, sie erkannten in Ihm ihren Retter, und dennoch fürchteten sie mitsamt dem Schifflein, auf dem er selber sich befand, zu Grunde zu gehen!

In diesem Widerspruche demnach zeigte sich die Halbheit und Schwäche ihres Glaubens; eine Halbheit, die nur allzuhäufig auch an uns zum Vorscheine kommt, so oft irgend eine Widerwärtigkeit uns heimsucht. Wir sollten, wenn dieß geschieht, vielmehr die Worte des Herrn innerlich vernehmen: Ich bin es, seyd ohne Furcht. Diese Drangsal habe ich gesendet, um euch zu läutern; hinter diesen Geschicken bin ich verborgen; und deßhalb sollt ihr nicht allein auf mich Mich vertrauen, sondern auch euren Willen dem Meinen unterwerfen und gleichförmig machen! Diese Bemühung aber ist es, durch welche die dritte wesentliche Grundlage des innern Friedens gewonnen wird; und um sie recht zu erkennen, blicken wir noch einmal auf unser Evangelium zurück.

Der Herr gebot dem Sturm und den Wogen, d. h.

der Luft und der See, und augenblicklich trat eine vollkommene Stille ein in beiden. Wir sollen daraus lernen, daß die Stoffe oder Kräfte der Körperwelt (die Elemente) nicht bloß im gewöhnlichen Gange der Dinge, sondern auch in außergewöhnlicher Weise ihrem Schöpfer gehorchen müssen. Aehnlich soll es auch mit den menschlichen Leidenschaften geschehen: sie sollen bezwungen und beschwichtigt werden im Gehorsam Christi. Wie die stürmischen Störungen der Luft und der Gewässer ganz natürliche Vorgänge sind, die nach naturgesetzlicher Nothwendigkeit erfolgen, so ist es auch mit den heftigen Unruhen im menschlichen Gemüthe der Fall, die man die Leidenschaften nennt, und die je nach der natürlichen Beschaffenheit oder dem Temperamente der Einzelnen sehr verschieden sich gestalten. Der Eine ist von Jugend auf in sich gekehrt, schwermüthig, wird oft von Argwohn und Mißmuth angefochten; der Andre ist zum Jähzorn geneigt, und hat mit Hochmuth, Neid und Haß zu kämpfen; der Dritte ist allzu beweglich, flüchtig, unbeständig und leicht erregbar zum Bösen wie zum Guten; ein Vierter im Gegentheil allzu ruhig, langsam und träge.

Für diese Anlagen und Neigungen, die in der leiblichen Natur des Menschen begründet sind, kann Niemand verantwortlich seyn, wohl aber dafür, daß sie nicht über den geistigen Willen die Oberherrschaft gewinnen, sondern von demselben in Zaum gehalten werden. Nur derjenige, der im Beistande der übernatürlichen Gotteskraft, oder der Gnade Christi, seine Leidenschaften zu be-

herrschen und zu bändigen gelernt hat, wird zur Sicherheit oder Beständigkeit des sittlichen Charakters gelangen. Es hat aber die wahrhafte Tugend oder Sittlichkeit keinen andern Boden, als die Gleichförmigkeit in Gesinnung, Werk und Wandel mit dem Gesetze Gottes, oder mit dem göttlichen Willen, und einzig diese Gleichförmigkeit ist es, in welcher der Friede des Herzens sich befestigt.

Der große Anachoret Hilarion befand sich einst, wie Hieronymus erzählt, sammt seinen Schülern mitten auf offener See, als zwei mächtige Fahrzeuge, von Piraten oder Seeräubern geführt, ihm entgegen ruderten. Die Jünger sowohl als die Uebrigen, die mit auf dem Schiffe waren, erstarrten vor Entsetzen; Hilarion aber sprach mit heiterer Miene: Ihr Kleinmüthigen, warum zittert ihr? Sind dann diese Räuber zahlreicher als das Kriegsheer des Pharao? Schon schäumte vor ihnen das Meer vor den Kielen der Raubschiffe, die es durchfurchten, schon waren diese bis zur Nähe eines Steinwurfes heran gekommen, da trat Hilarion an den Vordertheil seines Fahrzeugs, streckte den Piraten die Hand entgegen, und rief: Im Namen Jesu bis hieher und nicht weiter! Sogleich schnellten die beiden Schiffe zurück, und wurden trotz aller Anstrengung der Ruderknechte, geschwinder als sie gekommen, an die Küste zurück getrieben.

Mit Hilarion war Derselbe, dem auf dem See von Tiberias Sturm und Wogen gehorchten. Er ist aber auch, sofern wir Ihm treu bleiben, jederzeit mit Uns, und darum wird es nicht selten auch von Uns gefordert, daß wir

etwas dem ähnliches vollführen, was Hilarion gethan, obwohl in einer minder augenfälligen Weise. Es fehlt nämlich fast keinen Tag an solchen Begegnissen, die uns zu widergesetzlichen Wünschen und Werken reizen, die unsere Leidenschaften aufregen, mit Ungestüm zur Sünde uns hinreißen, oder unsern Glauben, unser Gottvertrauen erschüttern. So oft sich das ereignet, sind schon feindselige, mörderische Gewalten im Anzuge, die uns überfallen, alles Guten berauben und ins Verderben stürzen wollen. Allerdings ist uns bei solchen Gefahren der Beistand Gottes gewiß. Denn, wie der Apostel lehrt: »getreu ist Gott, der nicht zuläßt, daß ihr über eure Kräfte versucht werdet, sondern auch in der Prüfung Vorsorge trifft, damit ihr dieselbe zu bestehen vermöget.« Allein die Prüfung selbst kann uns nicht geschenkt oder erspart werden. Wie soll der Christ jemals an sittlicher Stärke zunehmen, der Seligkeit fähig werden, die Krone des Lebens verdienen, wenn er im entscheidenden Augenblicke Gott nicht gehorcht, keine That des Glaubens, der Selbstbeherrschung, der heiligen Gottesliebe vollbringt? Darum sey es unser Vorsatz, emsig und wachsam aufzublicken zum Angesichte des Herrn, damit Keiner aus uns in leiblicher und geistiger Gefahr Ihn anzurufen versäume: Herr errette mich, sonst gehe ich zu Grunde. Sey mein Helfer und Hort, verlasse mich nicht, Gott mein Heiland; wende Dein Antlitz zu mir und bewahre mich in Deinem heiligen Frieden!

XVI.

# Am fünf und zwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

(Fünfter Sonntag nach Epiphania.)

»Lasset beides mitsammen wachsen bis zur Ernte.« (Math. 13, 30.)

---

## Eingang.

Worin suchen wir den Unterschied zwischen einem Gleichnisse und einem Räthsel? Beide kommen zwar darin überein, daß sie uns etwas zu errathen geben. Allein, die Absicht des Räthsels geht dahin, eine allgemein bekannte Sache in fremdartige Bilder zu verhüllen und zu bergen, um den Scharfsinn dessen zu üben, dem es zum Errathen aufgegeben wird. Das Gleichniß aber oder die Parabel hat einen ganz entgegengesetzten Zweck; die bildliche Einkleidung ist nämlich dazu bestimmt, eine sittliche, übersinnliche Wahrheit noch verständlicher und lehrreicher darzustellen. Ein ausgezeichnetes Beispiel davon giebt uns die Parabel vom Unkraut unter dem Weizen, die dem Anscheine nach höchst einfach ist, und dennoch einen so reichen Stoff der Erkenntniß in sich trägt, daß man bei der Betrachtung

derselben genöthigt wird, immer nur irgend eine einzelne ihrer Beziehungen hervor zu heben.

Es verhält sich aber, wie unsere Parabel lehrt, mit dem Reiche Gottes auf Erden wie mit einem Acker oder Saatfelde, auf welchem ein Mensch guten Samen angebaut. Der Acker bedeutet ohne Zweifel die Menschenwelt, von der Johannes bezeugt, daß sie ganz und gar im Argen stehe, oder an sich alles Heiles entbehre. Der einzige Gerechte und Heilige, der von oben gekommen, voll der Gnade und Wahrheit, hat in den wüsten Boden das Wort des Lebens gepflanzt. Aber selbst in Mitten dieser neuen Pflanzung keimt und wächst das Arge und Lügenhafte wieder empor. Die Knechte des Hausvaters können sich das nicht erklären. Hast du deinen Acker nicht mit gutem Samen bestellt, fragen sie: woher kommt dennoch das Unkraut, das aus ihm aufsproßt? Zwar werden sie belehrt, daß es von fremder und feindseliger Hand gestreut worden sey; allein das will ihnen nicht genügen. Sie wundern sich, daß der Hausvater es duldet; sie halten für nothwendig, je eher je lieber es auszurotten; sie warten, um die Hand ans Werk zu legen, nur auf einen Wink des Gebieters. Allein dieser bescheidet sie, daß sie unberufene Rathgeber seyen, deren Rath nichts tauge, indem ihr Hülfsmittel noch schlimmere Folgen bringe, als das vorhandene Uebel selbst; und schließlich werden sie zur Geduld angewiesen mit den Worten: lasset beides fortwachsen bis zur Ernte.

Was lehren uns diese Bilder? Was ist dieses Un-

kraut zwischen dem Weizen nach seiner Bedeutung und seinem Ursprung? Und warum soll es bleiben und zugleich mit dem Weizen fortwachsen bis zur Ernte? Diesen beiden Fragen wollen wir unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

1.

Unter jene Thatsachen, welche von der göttlichen Fürsorge für die Menschen ein sehr anschauliches Zeugniß geben, gehört auch diese, daß jedes Volk, das nicht in den Regionen des steten Frostes wohnt, irgend eine Frucht oder Getreideart besitzt, aus der es sein Brod bereitet, ohne je Auskunft geben zu können, woher es dieselbe ursprünglich geholt, oder aus welcher Hand es die ersten Saatkörner empfangen. Da die edleren Getreidearten nicht wild wachsen, und ohne Pflege nicht aufkommen, so sind sie offenbar ein Geschenk der Vorsehung, eine Gabe Gottes, aber der Arbeit und Sorgfalt des Menschen anvertraut. Was jedoch das Weizenkorn oder das Brod dem leiblichen Menschen ist, das ist für sein geistiges Leben das göttliche Lehrwort und die Gnade; beides aber ist die Pflanzung des Gottes- und Menschensohnes, welcher gekommen ist, um die Gerechtigkeit und das Leben zu bringen.

Nun giebt es bekanntlich keinen wohlbestellten, gepflügten und gedüngten Ackerboden, auf dem nicht mancherlei Unkraut zwischen den Halmen aufsproßt, das von Menschenhänden nicht hineingesäet worden, sondern mit seinen Keimen in der Erde schon verborgen lag, oder durch Winde und Vögel hieher getragen wurde.

Eben so kommt auch mitten in der Pflanzung des Wahrhaften und Guten mancherlei Verkehrtes und Böses zum Vorschein, das nicht so sehr auf heidnischem Boden, als gerade auf jenem der christlichen Welt sich zu zeigen pflegt. Es ist daher ein merkwürdiger, in manchen Gegenden Deutschlands üblicher Sprachgebrauch, welcher die unnützen und schädlichen Ackergewächse mit dem Namen »Ungnad« bezeichnet.

Sind nun die Weizenhalme ein Sinnbild der Frommen und Gerechten, welche in Glauben und Liebe Früchte des ewigen Lebens bringen, so werden dem Unkraute die Ungläubigen, Treulosen, Frevelhaften verglichen, die mit jenen auf Einem und demselben Boden, nämlich in der christlichen Gesellschaft der Kirche, leben. Bedeutet aber die Saat des Weizens die unverfälschte, lebenskräftige Lehre des Heils, so ist dann unter dem Unkraute die Irrlehre und der Irrthum zu verstehen. Weil aber beides: Rechtglaube und Irrglaube, nicht in der Luft schwebt, sondern nur im Denken und Leben der Menschen vorhanden ist, so können wir auch sagen, daß der gute Weizen solche Rechtgläubige bedeutet, die zugleich einen gerechten Lebenswandel führen; während hingegen als das Unkraut nicht bloß die Un- und Irrgläubigen, sondern auch diejenigen bezeichnet werden, die zwar den wahrhaften Glauben bekennen, aber durch ihren verkehrten Wandel ähnlich wie Ungläubige sich benehmen.

Offenbar führt uns diese Unterscheidung in zwei besondere Gebiete. Denken wir nämlich an den Gegensatz zwischen Gerechten und Ungerechten, so wenden wir die

Parabel auf den Zustand und die Geschicke der Menschen an, die alle zusammen, es sey innerlich oder auch nur äußerlich, der katholischen Kirche angehören. In diesem Falle wäre dann von den echten und lebendigen und den unechten oder treulosen Christen die Rede, von welchen letzteren Augustinus sagt: »Böse Christen, dennoch aber Christen, diese sind das Unkraut.« Handelt es sich hingegen um den Gegensatz zwischen dem wahrhaften Glauben und Irrglauben, so führt uns die Parabel in ein anderes Feld, nämlich in jenes der Verfälschungen der echten Glaubenslehre, aus welchen, als aus einem Samen der Lüge, nichts Gutes und Heilbringendes, sondern nur Verderbliches sich entwickeln kann.

Wollen wir nun vorzugsweise mit diesen letzteren uns beschäftigen, so dürfen wir dabei nicht vergessen, daß die Schwierigkeit dieser Aufgabe keine geringe sey. Und aus welcher Ursache? Einmal, weil die irrige Lehre nicht vorhanden wäre ohne solche Personen, von denen sie ersonnen oder angenommen wird; sodann ferner: weil man nicht einen Jeden, dessen Erkenntniß irrig, deßhalb schon als einen Lasterhaften ansehen darf, eben so wenig als jeder Rechtgläubige schon dadurch allein ein Gerechter und Tugendhafter ist, weil er das Wahre und Rechte weiß. Wie schwer ist es aber, von solchen Gegenständen zu reden, ohne die Liebe zu verletzen, oder Mißverständnisse zu erregen, welche zu Steinen des Anstosses werden!

Zur Zeit, da die Anhänger Calvin's in Frankreich, die Hugenotten, große Unruhen und blutige Kriege ver-

anlaßten, predigte einmal zu Paris der Erzbischof von Rheims, der eine große Gelehrsamkeit besaß, aber in der Wahl der Ausdrücke es nicht sehr genau nahm. Er setzte zuerst die Neuerungen, die Johannes Calvinus lehrte, auseinander, und nachdem er dieselben von allen Seiten beleuchtet und gründlich widerlegt hatte, rief er laut: Siehe wohl zu, Meister Johannes; du hast dich hoch genug erhoben, aber wir werden dich schon zwingen, daß du herunter steigst! Es hatte aber ein Ziegeldecker, der bei seinen Genossen ebenfalls Meister Johannes hieß, hoch auf einer Leiter unter dem Gesimse Platz genommen, um die Predigt zu hören; als er nun diese Worte vernahm, die er auf sich bezog, stieg er ganz erschrocken herab, und eilte aus der Kirche. Was bei diesem Manne eine Wirkung der Einfalt war, geschieht bei Andern in Folge einer überspannten Empfindlichkeit, so daß sie bei öffentlichen Vorträgen gar leicht auf den Argwohn gerathen, als sey von ihrer Person die Rede.

Wir wollen daher lediglich bei der Irrlehre im Allgemeinen verweilen, die von jeher unter so vielen Gestalten auf christlichem Boden gewuchert hat. Wen sollte es nicht befremden, daß der Herr sie aufkommen ließ in seiner Pflanzung? Allein er selber hat erklärt: »Es ist nothwendig, daß Irrungen (Aergernisse) kommen.» Worin beruht jedoch diese Nothwendigkeit? Kann sie als eine unbedingte, unvermeidliche, also in einem ewigen Gesetz begründete gelten? In diesem Falle würde der Herr nicht die Warnung beigefügt haben: »wehe aber jenem Menschen, durch welchen, d. h. durch dessen Schuld die Aer-

gernisse entstehen.« Die Nothwendigkeit solcher Verirrungen ist also keine unbedingte, sondern nur eine untergeordnete, nämlich von gewissen möglichen aber nicht unvermeidlichen Uebelständen bedingt; denn sie geht nur daraus hervor, daß der Mensch in seiner Willensfreiheit die Macht besitzt, sich für oder gegen den Gottesgehorsam und die Wahrheit zu entscheiden, und daß durch böse Neigungen, verführerische Beispiele, oder maßlose Eitelkeit und Hoffart, seine Wahl gar oft irre geleitet wird.

Wie nämlich die Menschen nach ihrem irdischen Zustande geartet sind: neugierig und auf Neues erpicht, dem Sinnenleben huldigend, selbstsüchtig, hartnäckig, dem Gesetze und Gehorsam abhold, so zeigt es sich auch, daß solche Keime des widergöttlichen, unerlöseten Zustandes in keiner christlichen Gemeinschaft fehlen. Und wenn bereits im ersten Jahrhunderte der Kirche, da noch die Apostel persönlich ihr vorstanden, zehnerlei bösartige Irrlehren und Secten, im zweiten Jahrhundert aber schon acht und dreißig zum Vorschein kamen, so kann es nicht befremden, daß solche Disteln uud Giftgewächse in der Folge immer zahlreicher wurden, zumal in solchen Zeiten da diejenigen, welche als Wächter bestellt waren, diese vornehmste ihrer Pflichten, nämlich die Wachsamkeit, vielfach versäumten. Was aber aus dem christlichen Saatfeld wird, wenn die Wächter schlafen, das zeigen die Geschicke der morgenländischen Kirche vom fünften bis ins fünfzehnte Jahrhundert, und die der abendländischen, die den Zeiten der Glaubensspaltung voran giengen und folgten.

So oft nämlich die Wächter schlummern, indem sie in erträumter Sicherheit nur ihrer irdischen Wohlfahrt oder Bequemlichkeit dienen, und die Pflanzung Christi außer Acht lassen, wird nicht bloß der alte Widersacher viel Fremdartiges, Heidnisches und Böses einstreuen, das mächtig empor wuchert, sondern es wird auch etwas geschehen, was im wörtlichen Sinne, d. h. in der Natur, nicht möglich ist: die Weizenhalme selbst werden sich in Unkraut umwandeln; die Gläubigen und Getreuen werden in Ungläubige und Treulose sich verkehren. Und in welcher Weise kommt dieß zu Stande? In dem Maße, als das Ansehen der lehrenden Kirche und der Segen ihrer Wirksamkeit abnimmt, wird die Unordnung, die der natürliche Mensch in sich trägt, wieder vorwaltend. Die allzeit rege Sinnlichkeit strebt nun von der Zucht des geistigen Gesetzes sich frei zu machen; der gemeine Verstand, der sich nur mit dem sinnlich Wahrnehmbaren beschäftigt, will die Wahrheiten des Glaubens nach seiner Art begreifen, oder in fantastische Vorstellungen verwandeln; der Hochmuth erfindet neue Lehren, um mit denselben zu prunken, und die Herrschaft über die Gemüther zu erlangen.

Deßhalb ermahnt der Apostel zur Wachsamkeit: damit Keiner der göttlichen Gnade treulos werde, und damit nicht die herbe Wurzel des Bösen im Innern des Menschen Sprossen treibe, die ihn selbst an allem Guten verhindert, und viele Andre mit in den Schmutz des Verderbens zieht *). Denn diese Kraft ist eben, wie dem Un-

*) Hebr. 12, 15.

kraut, so auch dem Irrthum eigen, sich wuchernd weithin auszubreiten, und dadurch an Macht und Ansehen zu gewinnen. Denn je mehr Menschen und Familien von der rechten Lehre und Sitte sich entfernen, desto breiter macht sich die Lüge, und desto kühner giebt sie für die echte Wahrheit sich aus. Bedenken wir aber, daß der Weizen, als eine Gabe von oben, der sorgfältigsten Arbeit und Pflege bedarf, während das Unkraut, als ein heimisches Gewächs, gar keiner künstlichen Nachhülfe benöthigt, so werden wir uns nicht wundern, wenn nicht sowohl das Unkraut vom Weizen, als dieser vielmehr durch das Unkraut erstickt wird, und wenn dieses letztere so häufig truppweise gedeiht, und weite Strecken einnimmt.

Oder könnte wohl je eine Irrlehre darin ihre Rechtfertigung finden, daß sie von einer großen Menge als Wahrheit betrachtet wird? Darf die bloße Anzahl der Menschen den Ausschlag geben und darüber entscheiden, was Wahrheit oder Irrthum sey? Das hieße in ähnlicher Weise urtheilen, wie der römische Feldherr Valerius Publicola gethan, als er nach einem Kampfe gegen die Tuscier, dessen Ausgang zweifelhaft geblieben, sich als den Sieger erklärte, weil es sich auf dem Schlachtfelde nach vorgenommener Zählung ergab, daß er Einen Todten weniger hatte als die Feinde. Man zählt ja weit mehr als hundert Millionen von Anbetern des Buddha; sollten sie deßwegen im Besitze der Wahrheit seyn, weil ihrer so Viele sind?

So wenig ein Beweis dieser Art gelten kann, eben so nichtswürdig ist jener andere, der von zufälligen äußer-

Livius 2, 7.

lichen Dingen, von Glück, Wohlstand und weltlichem Glanze hergeholt wird. Ein solcher Scheingrund war es, den Kaiser Constantius, der mächtige Beschützer der Arianer, für seine Sache zu führen pflegte. Wenn die Lehre des Arius, sagte er, nicht rechtgläubig und katholisch wäre, und wenn es Gott nicht wohlgefiele, daß ich an diesen Glauben mich halte, so würde ich nicht einer so großen Macht und Herrlichkeit mich erfreuen. Allein auf demselben Wege könnte ja auch jeder Verbrecher, dem seine bösen Anschläge gelingen, in diesem unseligen Glücke den Nachweis finden, daß sein Frevel von Gott genehmigt werde! Gerade solche Fälle sind es vielmehr, die unserm Evangelium Zeugniß geben; sie bestätigen thatsächlich den Willen der Vorsehung, welche gebietet, daß Weizen und Unkraut mitsammen fortwachsen bis zur Ernte; und es erübrigt nun noch, daß wir, so weit es uns gegeben, den Grund davon einsehen lernen.

2.

Es ist ein bekannter Ausspruch des Apostels, daß es Spaltungen und Irrlehren geben müsse, damit diejenigen unter den Gläubigen, die erprobt und bewährt sind, offenbar werden *). Das ist jedoch nicht so zu verstehen, als ob Widerspruch und Irrung nothwendig in die Weltordnung gehörten; denn sofern dieß der Fall wäre, könnten die Erfinder der Lüge so wenig für ihre Störung verantwortlich gemacht werden, als die Disteln und Trespen unter dem Getreide für den Schaden, den sie anrich-

*) 1. Cor. 11, 19.

ten. Der Apostel will mit jenen Worten nichts anderes sagen, als daß die göttliche Vorsehung den Zwiespalt, die Lüge, das moralisch Böse in der Menschheit dulde und es fortwuchern lasse, weil sie sonst, wenn sie es verhindern wollte, auch die Willensfreiheit, und somit die wesentliche Kraft des menschlichen Geistes, unterdrücken und tilgen müßte. Er zeigt aber zugleich darauf hin, wie die göttliche Weisheit auch diesen Mißbrauch ihrer Gabe zum Guten wendet.

Eben so gewiß nämlich, wie die echte Tugend nur im Kampfe sich erproben und kräftigen kann, wird auch die Klarheit und Festigkeit des wahren Glaubens im Streite gegen den Irrthum gewonnen. So bemerkt Augustinus, daß gar viele katholische Lehren, wenn sie von schlauen und unruhigen Geistern angegriffen werden, nunmehr erst, da es auf die Vertheidigung der Wahrheit ankommt, sorgfältiger erforscht, bestimmter ausgemittelt und eifriger gepredigt werden; so daß die Frage, die der Feind aufgeworfen, zur reifern Erkenntniß Anlaß giebt. Die verführerische Scheinweisheit der Arianer nöthigte die Rechtgläubigen zur Feststellung der Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit; die Irrlehre der Novatianer gab den Anstoß zur Berichtigung der Lehre von der Buße; die Umtriebe der Nestorianer und Eutychianer machten es nothwendig, das Dogma von der Zweiheit der Naturen (der Gottheit und der Menschheit) in Christo, und der untrennbaren Einheit seiner Person in Worten auszudrücken, die jede falsche Deutung unmöglich machten. Die glänzende Vernünftelei der Pelagianer führte zur

bessern Einsicht in die Wege der Gnade, deren absolute Nothwendigkeit sie geläugnet; und die hämische Nichtachtung, womit die Arianer und Nestorianer die heilige Jungfrau anfeindeten, ward durch die feierliche Anerkennung ihrer Würde, als der Gottesgebärerin, gerichtet und beseitigt.

Aehnlich daher wie Heldenmuth und Tapferkeit nicht sowohl in der Zeit des Friedens, als vielmehr im Kriege sich hervor thut, hat in der Kirche niemals eine höhere Tugend und Weisheit sich bemerklich gemacht, als in den Zeiten, wo weit herrschende Irrlehren nur durch große Kräfte besiegt werden konnten. So war es in jenen Jahrhunderten der Fall, da so herrliche Streiter wie Athanasius, Cyrillus, Basilius, Chrysostomus, Ambrosius, Augustinus, Hieronymus, Leo der Große und viele Andre für die heilige Wahrheit kämpften. So geschah es auch im Verlaufe des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts, daß die gewaltthätig angefeindete Kirche durch die trefflichsten Lehrer und Führer vertheidigt und von neuem verherrlicht wurde. Wiederum in den jüngsten Zeiten haben wir selber zu beobachten Gelegenheit gehabt, wie das gesunkene, von Gleichgiltigkeit, Unglauben und falschen Lehren unterdrückte katholisch-kirchliche Leben gerade durch mancherlei Anfeindungen geweckt und gekräftigt wurde.

So hat sich zu allen Zeiten das Wort des alten Meisters Alexander von Ales bewährt: Größer ist, sowohl der Zahl als der Beschaffenheit nach, das Gute, das Gott aus dem Bösen hervor zieht, als jenes Gute,

welches durch das Böse zerstört wird. Gehen von den Schwachen und Schwankenden Manche zu Grunde, so werden dafür die Starken erprobt und zur Gediegenheit geläutert. Ist es denn unausbleiblich, daß der Weizen durch das Unkraut verdrängt wird, und soll es nicht gerade umgekehrt der Fall seyn? Sieht man nicht Felder, auf denen der Weizen so dicht steht, daß fast kein Unkraut aufkommen kann? Zwar hat es der Herr so gewollt und angeordnet, daß es nicht gewaltthätig ausgerottet werde, sondern im Boden bleibe und wachse. Und allerdings entwickelt es sich zu einer Blüthe und Frucht, an welcher seine ganze Nichtswürdigkeit zum Vorschein kommt. Denn jede Läugnung einer wesentlichen Glaubenslehre, und jeder falsche Grundsatz wird zuletzt bis zur Läugnung der Persönlichkeit Gottes sich fortbilden. Allein, der Hausvater hat auch befohlen: »lasset beides mitsammen fortwachsen bis zur Ernte.« Das Unkraut wächst und mehrt sich immerfort; aber auch dem Weizen ist sein Wachsthum und Gedeihen zugesichert. Das Wort des Evangeliums, wie der Apostel sagt, bringt Frucht und wächst in der ganzen Welt, von dem Tage an, da es zuerst vernommen worden *).

Damit aber dieses Wachsthum mit erfreulichem Fortgang erfolge, werden Arbeiter und Pfleger erfordert, auf deren Wissen und frommes Bemühen es ankommt; da der gute Weizen nicht wild wächst. Soll etwa die Pflege des Glaubens und der Frömmigkeit den

*) Coloss. 1, 6.

Ungebildeten und Unwissenden überlassen bleiben? Oder ist es vernünftig und weise, gerade jene gläubige Gesinnung für die beste, gottgefälligste und segensvollste zu halten, welche in das Dunkel der Gedankenlosigkeit und der Unwissenheit sich hüllt? Wer entweder aus Mißverstand oder Eigendünkel und Trägheit diese Meinung vertheidigt, der arbeitet den schlimmsten Feinden der Kirche in die Hände. Das hat schon der abtrinnige Kaiser Julianus eingesehen, als er, um den christlichen Glauben zu unterdrücken, ein eigenes Gesetz erließ, welches den Kindern der Galiläer (d. h. den Christen) das Lesen der alten Dichter und Weltweisen, sowie jeden wissenschaftlichen Unterricht aufs strengste verbot. Er konnte für seine schlimmen Absichten kein besseres Mittel wählen; und wie er gethan, so möchten auch Alle es nachahmen, die vom Gehorsam Christi sich losgesagt; sie möchten alle Wissenschaft und Geistesbildung für sich behalten, die Gläubigen aber davon ausschließen.

Wie einseitig, beschränkt und engherzig ist demnach die Denkart jener Frommen, die das Nämliche wünschen und fordern! Je gründlicher der Christ in der Heilswahrheit unterrichtet und gegen die herrschenden Einwürfe und Zweifel gerüstet ist, desto sicherer wird er in der Treue des christlichen Lebens sich behaupten, und auch Andere darin bewahren, so daß selbst die neuesten und glanzvollsten Lügen ihn nicht zu blenden vermögen. Bekannt sind die schönen Worte, mit welchen Augustinus einen Pelagianer abgefertigt hat: »Die Lehren, die ihr verkündet, sind verwunderlich, sie sind

neu, sie sind falsch. Ueber das Verwunderliche staunen wir, das Neue vermeiden wir, das Falsche widerlegen und schlagen wir.« Da nun viele Irrthümer mit dem Schimmer der Neuheit, des Scharfsinnes, der erhabensten Gesinnung zu täuschen suchen: wie könnte ihr Zauber überwunden werden ohne gründliche Kenntniß der Wahrheit?

Wer also den echten Eifer für das Gute und Heilvolle üben will, der wird sich bemühen, durch Beispiel, Unterweisung und jedes zweckmäßige Mittel die gute Saat zu beschützen und zu fördern. Besser ist jedenfalls den Weizen hüten und pflegen, als das Unkraut ausrotten. Besser und weiser ist es, die Gläubigen in allem Guten zu fördern, als immer nur die Ungläubigen zu bekämpfen, und über sie das Urtheil der Verdammung auszusprechen, ein Urtheil, das dem Einzelnen nicht zusteht, und das jedenfalls zu früh kommt. Denn der Befehl des Hausvaters: lasset beides mitsammen fortwachsen bis zur Ernte, hat noch einen andern Sinn, der an die Mahnung des Apostels erinnert: urtheilet nicht vor der Zeit, sondern wartet damit hin bis zur Ankunft des Herrn, der das Verborgene ans Licht bringen wird.

Denn es ist zwar gewiß, daß kein Uebel der christlichen Welt verderblicher wird als die Häresie, und es liegt in der Natur der Sache, daß die Kirche jeden hartnäckigen Irrlehrer von ihrer Gemeinschaft ausschließt, da ja dieser bereits sich selber von ihr losgesagt und ausgeschlossen hat. Demungeachtet wäre es vermessen,

über alle Diejenigen, die irgend einer Irrlehre folgen, den Stab zu brechen, als ob auch ihnen die ganze Schuld zuzurechnen wäre. Gar viele Menschen, die außerhalb der katholischen Kirche stehen, haben im Kreise ihrer Familie und Gemeinde von Kindheit auf nichts anderes gehört, als daß der katholische Gottesdienst ein Götzendienst sey, daß die heilige Jungfrau nicht bloß verehrt, sondern auch angebetet werde, daß die Sacramente der Katholiken zu den menschlichen Erfindungen gehören. Wer wird solche Leute für die Unwissenheit, die sie nicht verschuldet haben, verantwortlich machen? Wenn sie in wirksamer Form die Taufe empfangen, gehören sie dennoch, wiewohl im weitesten Sinne, der heiligen Kirche an, von welcher sie mit Wissen und Willen sich nicht abgesondert haben; und selbst von der schwereren Sündenschuld vermag aufrichtige Reue und Buße sie zu retten, da sie sonst kein kirchliches Heilmittel besitzen.

Neben diesen einfachen Leuten aus den unteren Ständen, denen es zur bessern Erkenntniß an jeder Gelegenheit mangelt, giebt es zwar noch Andere, die wohl in der Lage wären, sich eines besseren zu belehren, die jedoch entweder aus Furcht vor widrigen Folgen, oder aus Vorliebe für das einmal Angewöhnte, mit ihrem bisherigen Bekenntnisse sich begnügen. Auch diese sind noch keine eigentliche Häretiker, oder absichtliche Verbreiter einer Irrlehre; sie werden nur in dem Grade verantwortlich seyn, als sie das Suchen nach der Heilswahrheit durch Nachlässigkeit verabsäumt haben.

Alle solche Menschen demnach, welche der katholischen Wahrheit nur deßhalb fremd und fern bleiben, weil die Verkehrtheit des Unterrichts und eine unüberwindliche Masse von Vorurtheilen sie von der rechten Erkenntniß fern hält, haben Anspruch darauf, mit Schonung und Milde beurtheilt zu werden *).

Nicht Alle demnach, die von der Gemeinschaft der katholischen Kirche gesondert sind, darf man Häretiker nennen im eigentlichsten Sinne; wohl aber giebt es deren nur zu Viele, die äußerlich von dem Verbande der Kirche nicht ausgeschieden sind, aber gleich ausgearteten Söhnen mit Lästerungen und Lügen ihre heilige Mutter anfeinden. Sie wetteifern mit jenen Friedensstörern, über welche der Apostel klagt: Es sind Einige in eurer Mitte, die euch verwirren, und das Evangelium Christi verkehren wollen **). Was sie aber dazu bewegt und drängt, ist verschiedener Art. Mancher will mit seinen kühnen, und vermeintlich freisinnigen Behauptungen sich hervorthun und glänzen; er will, wie er sagt, hinter den Fortschritten des modernen Geistes nicht zurück bleiben; und während die Eitelkeit die Triebfeder ist, die ihn bewegt, sind die leichtfertigen Ansichten, von denen er sich überredet, auch seinen Neigungen die bequemsten. Ein Andrer ist vom Wissens-

*) Es ist vielleicht nicht überflüssig anzumerken, daß dieß eine Ansicht und Lehre sey, die von katholischen Theologen des 17. Jahrhunderts angenommen und vertheidigt wurde.

**) Galat. 1, 7.

stolz geblendet; er meint, die göttliche Wahrheit in das Gebiet der sinnlichen Begriffe herab ziehen zu dürfen, und hat keine Ahnung davon, auf welche Abwege seine falsche Weisheit führt. Ein Dritter, der sich eines sittenlosen, ungerechten Wandels bewußt ist, fühlt in seinem Gewissen sich geängstigt, und meint der innern Unruhe dadurch abzuwehren, daß er die Wahrheit läugnet, die seinen falschen Frieden stört, anstatt nach dem echten Heilmittel zu langen, welches die Kirche ihm darbietet.

Alle diese haben zwar durch ihren Unglauben sich selber gerichtet, und das Urtheil über sich gefällt; ob jedoch auch der höchste und untrügliche Richter es bekräftigen und besiegeln werde, welcher Sterbliche kann vor dem Eintritte der Ernte das wissen? Sofern in der Parabel vom Weizen und Unkraut, die auf dem Saatfelde des Herrn wachsen, auch die Gerechten und Ungerechten, die Frommen und die Gottlosen angedeutet werden, die in der christlichen Welt mit und neben einander sich vorfinden, so ist doch damit keineswegs die Möglichkeit ausgeschlossen, daß mit Hülfe der göttlichen Gnade gar manches Unkraut in einen guten Weizenhalm sich umwandeln werde. Denn das göttliche Wort, das den Menschen geschaffen, rechtfertigt in Christo auch den Sünder; und dieß geschieht durch ein Werk der gänzlichen Erneuerung, das so viel als eine neue Schöpfung ist. Und da hinwiederum in Folge der Verführung, der Selbstsucht und des Leichtsinns, viel öfter noch das Entgegengesetzte geschieht, daß näm-

lich der gute Weizen in Unkraut entartet, so haben wir wohl Ursache, die göttliche Allmacht und Güte anzurufen mit den Worten des heutigen Kirchengebetes: Herr, ewiger Vater, beschirme die Deinigen in fortwährender Huld, damit wir, die einzig in Deiner himmlischen Gnade unsere Stütze finden, unter Deinem Schutze bewahrt und befestiget werden, durch Jesum Christum, unsern Herrn.

XVII.

# Am fünf und zwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

(Fünfter Sonntag nach Epiphania.)

»Herr, hast du nicht guten Samen auf deinen Acker gesäet; woher also hat er das Unkraut?« (Math. 13, 27.)

---

## Eingang.

Zu allen Zeiten hat es hochmüthige Leute gegeben, welche über alles, was Glaube und Frömmigkeit heißt, sich erhaben dünkten, dabei aber das Recht sich anmaßten, der christlichen Welt ihre innere Zerrissenheit vorzuwerfen, und das christliche Bekenntniß deßhalb zu verhöhnen, daß es in so vielfach verschiedene Lehren zersplittert, und unter Parteien zertheilt sey, die einander wechselseitig verdammen und mit tödtlichem Hasse verfolgen. Wo ist da noch, rufen sie, die volle, allseitig verbreitete Wahrheit? Wo findet man da die gepriesene Einheit des Glaubens und der Liebe, jene Einheit, die Christus selbst seinen Jüngern ans Herz gelegt, zu welcher Petrus, Johannes, Paulus mit so feurigen Worten ermahnen?

Es ist allerdings viel Wahres an diesem Vorwurf, sofern er sich nicht auf die katholische Kirche, sondern

überhaupt auf alle Menschen und Völker bezieht, die Christum als ihren Erlöser bekennen. Man kann nicht verläugnen, was vor Jedermanns Augen liegt. Bei allem dem wird er, näher geprüft, als ein ungerechter und müßiger sich erweisen. Denn fürs erste ist er schon deßhalb ungeziemend und böswillig, weil er darauf abzielt, den Glauben und die Religion überhaupt als die Quelle des Hasses herabzuwürdigen. Noch niedriger wird diese Absicht, wenn man den Vorwurf der Unduldsamkeit einzig auf das Christenthum wälzt; obwohl, da auch die Buddhaisten und Muhamedaner in höchst feindselige Secten gespalten sind, nur die Unwissenheit so reden kann. Zu Streit, Haß und Zwiespalt giebt es in der Menschenwelt, nach ihrem dermaligen Zustande, der Veranlassungen genug, die aus ganz irdischen und gemeinen Leidenschaften hervorgehen; und wenn die Völker um einige Schollen Erde Krieg führen, warum sollte es ihnen zum Tadel gereichen, wenn sie auch dasjenige, was sie nach ihren Begriffen als Unterpfand ihres künftigen Lebens und Heiles ansehen, mit Feuereifer festhalten und gegen Andersdenkende vertheidigen? Und wenn dem Menschen in dieser höchsten Angelegenheit seines Daseyns schon der Irrthum und Wahn so theuer ist, welch kostbares Gut erst muß ihm das Gottesgeschenk der vollen, ungetrübten, allseitig verbürgten Wahrheit seyn?

So trifft demnach der Vorwurf, der dem Christenthum gemacht wird, weder die Heiligkeit der einzig wahren Religion, noch den gerechten Eifer für dieselbe,

sondern er trifft eigentlich nur die Selbstsucht und sittliche Verkommenheit des Menschen, die einzig nur durch den Segen des Christenthums heilbar ist, die jedoch überall, wo sie noch vorherrscht, auch das Höchste und Heiligste mißversteht und verunstaltet. Darum ist der Vorwurf, der gerade nur die Christenheit anklagt, daß sie in so viele Meinungen und Partheien getheilt sey, nicht bloß ein böswilliger, sondern auch ein unverständiger und ganz müssiger, da ja dieser Uebelstand von Christo selbst in mannigfacher Weise vorher gesagt wurde; am bestimmtesten und deutlichsten aber in der Parabel vom Weizen und vom Unkraut, die wir eben vernommen.

Es ist nun in dieser Parabel von keinen wilden Gewächsen die Rede, die schon früher auf unbebautem, ursprünglich wüsten Boden sich bestockt haben, sondern vom eigentlichen Unkraute, das erst dann zum Vorschein gekommen, nachdem der Boden gepflügt und mit dem guten Samen bestellt worden war. Offenbar ist also hier nur solches Unkraut gemeint, das aus christlichem Boden und mitten unter dem Weizen aufsproßt. Worin nun dasselbe bestehe, und warum es so üppig heranwachse: dieß sind die beiden Fragen, über die wir uns verständigen wollen.

1.

Welche Gewächse auf Erden sind es, die man im eigentlichen und engern Sinne mit dem Namen Unkraut bezeichnet? Auf Steppen und Triften, in Wäldern und auf wüsten Ländereien wächst gar vieles, was man, wiewohl nach oberflächlichem Urtheil, unter die nutzlosen

Dinge rechnet; Unkraut aber werden nur solche Gewächse genannt, die ausschließlich oder vorzugsweise auf gepflügtem und gedüngten Boden, in Feld und Gartenland sich einfinden. So der Taumelweizen oder Lolch, das Queckengras, der Raden, die Scharte, die Winde und vielerlei anderes, was erst dann aus dem Boden hervorkommt, nachdem derselbe urbar gemacht und mit guter Saat bestellt worden ist. Eben so verhält es sich mit jenem Unkraut, das unsre Parabel andeutet, d. h. mit den trügerischen und schädlichen Lehren, die in der christlichen Welt ihre Entstehung und Verbreitung haben. Die Wahrheit, sagt Tertullian, ist die ursprüngliche und folglich ältere Pflanzung, der Irrthum aber die spätere und jüngere.

Aus dieser Ursache nun, was wohl zu bedenken, verhält es sich mit den Irrlehren auf christlichem Boden ganz anders, als mit den vielartigen Meinungen, die in den heidnischen Religionen vorkommen. Diese letzteren sind nämlich insgesammt auf einem verwilderten und wüsten Naturboden aufgewachsen, und der Streit ihrer verschiedenen, traumhaften Lehren zielt nur darauf ab, daß Ein Wahn und Irrthum über den andern den Sieg erringe, wodurch für das wahre Heil nicht das Mindeste gewonnen wird. So streiten z. B. unter den Moslims die Schiiten, Sunniten und Wahabiten, die einander als Todfeinde hassen, darüber, ob neben dem Muhammed auch Ali zu verehren sei; die Inder oder Hindus spalten sich in Anbeter des Wischnu, Shiva und andrer Naturmächte; oder sind auch darüber uneinig,

ob das Bad im Gangesstrome sicherer Heil bringe, als jenes im Indus. In allen solchen Fällen, die sehr zahlreich sind, erblicken wir kein Ankämpfen der Lüge gegen die Wahrheit, sondern lediglich den Streit einer Lüge gegen die andre, die ihr im Wege steht. Hier ist also kein eigentliches Unkraut auf bebautem Felde, sondern wildes dorniges Gestrippe auf heidnischem Boden, in welchem der gute Same der Gotteserkenntniß und des sittlichen Gesetzes, wie er ursprünglich in das Menschenherz gepflanzt worden, größtentheils verkümmerte und in Vergessenheit gerieth.

Anders ist es mit den widersprechenden Lehren inmitten der christlichen Welt, welche die volle Wahrheit der Offenbarung besitzt. Wie das eigentliche Unkraut nur unter der guten Saat erscheint, so werden Entstellungen und Verfälschungen der wesentlichen Heilslehren nur da vorkommen, wo diese letzteren gekannt und geglaubt werden. So z. B. ist es zum Heil unerläßlich, an den wahrhaften und lebendigen, oder was dasselbe ist, an den Dreieinigen Gott zu glauben. Dieser Glaube an drei unendliche Personen in Einer, unzertheilten Wesenheit, Macht und Majestät ist überaus erhaben und licht; wer jedoch diese höchste Wahrheit durch gewöhnliche Naturbegriffe und durch Bilder erklären will, wird ganz verkehrte und widersinnige Meinungen zu Tage bringen. Nur als vollkommener Gott und Mensch kann Christus unser Erlöser seyn; wie ist jedoch diese Vereinigung des ewigen Wortes mit der Menschheit aufzufassen? Ist Christus in seiner zweifa-

chen, göttlichen und menschlichen Wesenheit dennoch nur Eine Person: in welchem Verhältniß steht dann sein menschlicher zu seinem göttlichen Willen? Oder sollte auch nur Ein Wille in Ihm seyn? In welcher Weise hat er unsere Erlösung bewirkt, und wie geschieht es, daß wir an seinem Verdienst und Werke Antheil gewinnen? Wenn wir ohne seine Gnade nichts Gutes denken noch vollbringen können, wo bleibt dann die Kraft unsrer Willensfreiheit, für die wir verantwortlich sind? Wenn der Glaube uns rechtfertigt, läutert und lebendig macht, wozu bedürfen wir noch der geheimnißvollen Heilsgaben oder Sakramente? Wenn die Gläubigen insgesammt, als Glieder am geistlichen Leibe Christi, ein priesterliches Volk genannt werden, wozu wird dann noch ein abgesonderter priesterlicher Stand erfordert? Wenn jeder Gläubige innerlich unmittelbar vom heiligen Geiste unterwiesen wird, wozu soll denn noch die Eintheilung der Kirche dienen in eine lehrende und hörende?

Zu diesen Fragen gesellen sich noch viele andre, über welche ebenfalls nur der lehrenden Kirche die Entscheidung zusteht, z. B. über das Verhältniß des Schöpfers zu den erschaffenen Wesen, über die Vorherbestimmung und Auserwählung, über die Zustände nach dem jetzigen Leben. Allein, wo beschäftigt man sich mit solchen Fragen, und wo werden sie vernommen? Unter Leuten, die einzig für die Welt und das irdische Dasein leben, und um göttliche und jenseitige Dinge sich gar nicht kümmern, ist davon freilich nur selten oder niemals die Rede. In solchen Kreisen hingegen, in welchen

auf das Christenthum und das religiöse Leben noch ein Werth gelegt wird, behandelt man jene Fragen auch mit dem ganzen Ernste, der ihnen gebührt; und es handelt sich nur darum, auf welchen Wegen das Verständniß gesucht wird. Dabei ist nun gar oft die Eitelkeit und der Eigensinn geschäftig, so wie die Hinneigung zu den Bildern des Sinnenlebens; selbst die geheime Lust bleibt nicht fern, die Bande der strengen sittlichen Gebote zu lockern; und dadurch geschieht es, daß statt der heiligen Lehren der Offenbarung und der Kirche ganz verkehrte, eigenmächtige und heillose Behauptungen aufgestellt werden, die sich anmaßen, für unfehlbare Wahrheit zu gelten, und alles verdrängen wollen, was bisher als Dogma betrachtet wurde.

So haben wir demnach einsehen gelernt, was in unserer Parabel eigentlich als Unkraut bezeichnet werde. Es sind nämlich damit solche verderbliche Lehren und Grundsätze angedeutet, die nur in der christlichen Welt entstehen und sich fortbilden können, weil es lediglich die lügenhafte Entstellung und Umdeutung der heiligsten Wahrheiten ist, welcher sie ihren Ursprung verdanken. Doch eben deßhalb ist es um so befremdlicher, daß mitten in der guten Saat so vieles sich entwickelt, was ihr Schaden bringt; so daß auch Wir zur Frage uns gedrungen fühlen: Herr, ewiger Vater, hast du nicht durch den göttlichen Säemann und seine Apostel guten Samen ausgesäet, und woher dennoch so vielfaches Unkraut? Wir könnten uns mit der Antwort behelfen, welche das Evangelium mittheilt: Als die Menschen schliefen, kam

der Feind des Menschen, der den guten Samen gebaut, und säete Unkraut unter den Weizen. Allein, da auch diese Worte einen Theil der Parabel bilden, und daher wieder eine Erklärung fordern, so wollen wir, um diese zu finden, weiter ausholen, und auf den Anbeginn der christlichen Zeiten zurück gehen.

2.

Als der himmlische Säemann seine irdische Aufgabe vollendet hatte, und zum Vater zurückkehrte, übergab er die fernere Pflege seines Saatfeldes den Aposteln, denen er den Petrus vorgesetzt, und diese übertrugen ihre Weihe und Vollmacht ihren Nachfolgern, nämlich den Bischöfen und ihrem Vorstande, oder der lehrenden Kirche, deren höchster, unsichtbarer Lenker und Führer der heilige Geist ist. Die Apostel sowohl, als die ersten Bischöfe und Priester, die unmittelbar von ihnen berufen und eingesetzt waren, übten ihr Lehramt mehrentheils nur mündlich. Denn die geschriebenen Urkunden, namentlich die vier Evangelien, die Apostelgeschichte und die apostolischen Sendschreiben wurden erst allmählich und gelegentlich verfaßt, in der Folge durch die Kirche gesammelt, geprüft, von unechten und unverbürgten Machwerken gesondert, und als die heiligen Schriften des neuen Bundes anerkannt.

Die Männer, welche die Herrlichkeit des Gottes- und Menschensohnes mit ihren leiblichen Augen gesehen, und welche unter der Lenkung des heiligen Geistes diese Bücher geschrieben, waren nicht bloß Gründer, sondern selbst zugleich Glieder der Kirche; und wir sagen dar-

um mit Recht, daß diese es sey, welche diese Bücher uns gegeben, und das Falsche vom Echten ausgeschieden hat. Eben deßhalb steht es auch ihr allein zu, den echten Sinn des geschriebenen Wortes aufzuschließen, so wie über die Reinheit der Heilslehre zu wachen, daher sie auch gleich von Anfang für die Abfassung des apostolischen Bekenntnisses oder des Credo gesorgt hat, das als Inbegriff der christlichen Wahrheit von Mund zu Munde gieng. In dieser Formel aber sind die Glaubenslehren ähnlich zusammen gedrängt, wie Blätter und Blüthen in einer Knospe; die Entfaltung derselben zur genauern Erkenntniß gieng nur schrittweise vor sich, und die Veranlassungen dazu konnten nicht ausbleiben. Denn wie es gegenwärtig mit der menschlichen Einsicht sich verhält, so war es zu allen Zeiten. Fast jeder Mensch hat irgend eine besondere Denkweise, oder seine eigenthümliche Art, die Gegenstände aufzufassen. Der Eine will alles so deutlich bewiesen haben und verstehen, wie etwa diejenigen Dinge, die man messen, abwägen, zählen, mit Ziffern ausrechnen kann. Ein Anderer möchte das Geistige und Uebersinnliche in bildlichen Gleichnissen sich anschaulich machen; ein Dritter will die Heilswahrheit nur als Sache des Gemüthes und des Gefühls behandeln; und während die Einen mit dem Oberflächlichen sich begnügen, streben Andre, es sey mit oder ohne Beruf, in die Tiefe der Lehre einzudringen.

Da nun überdieß auch die Ansichten der heidnischen Weltweisen keinen geringen Einfluß übten, so war

es unausbleiblich, daß gleich in den ersten Jahrhunderten, und so lange die Lehre der Kirche noch nicht vollständig und feierlich festgestellt war, mancherlei Irrungen und Mißverständnisse hervor traten, welchen selbst einzelne, ehrwürdige Lehrer unterlegen sind. Nicht alles, was der heilige Justinus, was Arnobius, Origenes, Lactantius und Andre behaupteten, wird von dem Urtheile der Kirche gebilligt, und selbst der große Augustinus fand es nothwendig, manche seiner früheren Sätze als überspannt oder irrig zurück zu nehmen. So haben einige gelehrte Männer auch in späteren Zeiten gewagte und verfängliche Lehrsätze aufgestellt; allein, sie säumten nicht, sich den Aussprüchen der Kirche und ihres sichtbaren Oberhauptes zu unterwerfen, und ihre Lieblingsmeinung ohne Widerstand aufzugeben.

Ganz anders hingegen war von jeher das Benehmen jener Hochmüthigen und Störrischen, die sich nicht bloß darin gefielen, mit neuen Lehren zu prunken, sondern auch, trotz aller Bitten und Warnungen der Kirche, hartnäckig daran festzuhalten. An Beredsamkeit, schwärmerischem Eifer und manchem Tugendschimmer hat es ihnen nicht gefehlt, denn ohne solche Behelfe hätten sie die Völker nicht verführen können; aber reicher noch waren sie an Starrsinn, Stolz und Herrschsucht. Sie verachteten nicht bloß die von Gott gesetzte, unfehlbare Autorität und Macht der Kirche, sondern waren auch unermüdlich in ihren frevelhaften Umtrieben, um überall Anhänger zu werben und fanatische Parteien zu bilden; sie wendeten jede Art von List und Gewalt an,

um ihrer verfälschten Glaubenslehre die Herrschaft zu erringen, und so wurden sie das, was man Häretiker nennt, d. h. solche widerspenstige und eigenmächtige Lehrer, die darauf ausgehen, die heilige Lehre der Kirche zu verdrängen, und eine möglichst große Zahl der Gläubigen von ihr zu trennen und loszureißen. Wie bösartig aber der Zustand, in welchen solche Leute versunken sind, das können wir daraus beurtheilen, daß der Apostel seinem Jünger Titus den Rath giebt, einen häretischen Menschen nach wiederholter (vergeblicher) Ermahnung zu meiden, weil ein solcher gänzlich verkehrt und durch sein eigenes Thun verurtheilt ist *).

Nun erst wird es uns deutlich werden, wer derjenige eigentlich sey, der in der Parabel als der Anstifter und gleichsam Pflanzer des Unheils bezeichnet wird. Denn zuerst wird gesagt: während die Knechte schliefen, sey der Feind des Menschen oder des Herrn, dem der Acker gehört, herbei gekommen und habe das Unkraut gesäet; der Herr des Ackers aber erklärt: ein feindseliger Mensch habe das gethan. Vor allem ist also jener Feind Gottes und der Menschen gemeint, der von Anfang her in der Wahrheit nicht bestanden, und von der göttlichen Liebe sich losgerissen; dann aber auch der Mensch, der in die gleiche Gesinnung eingeht; also der Feind und der Mensch zugleich. Denn der Fürst der Lüge vermag auf Erden nichts auszurichten, es sey denn mit Hülfe eines verführten Menschen; der-

*) Tit. 3, 10.

gestalt daß beide, ohne Wissen des letztern, zusammen wirken: der Satan mit seiner Kunst, die Lüge in die Wahrheit einzustreuen, und der Mensch, indem er mit seiner Eitelkeit, Hoffart und zügellosen Sinnlichkeit in diese Lüge eingeht. Dieß deutet auch Paulus an in der Voraussage: daß nicht Wenige vom Glauben abweichen werden, indem sie den Geistern der Verführung, den Truglehren der Dämonen folgen, und in scheinheiliger Form die Lüge verkünden *).

Wo immer also solche Irrlehren ersonnen und verbreitet werden, die in vollem Maße den Namen der Häresie verdienen, da sind sie durch das gemeinschaftliche Bestreben des Feindes und des Menschen zur Reife gekommen, als ein Werk, das menschlich und dämonisch zugleich ist. So lange lediglich nur von Irrthum und falschen Meinungen die Rede ist, behält der alte Spruch: irren ist menschlich, sein volles Recht; und darum ist der bloße Irrthum noch lange keine Ketzerei, sondern die natürliche Folge irgend einer einseitigen Richtung, welcher der Mensch in seinen Ansichten und Urtheilen so leicht sich hingiebt. Die bösartige und dämonische Verblendung des Hochmuthes macht erst dann sich bemerkbar, wenn der Einzelne, der ganzen lehrenden Kirche Trotz bietend, seine besondere Meinung zur allgemeinen Geltung zu erheben, und deßhalb auch zahlreiche Jünger und Nachbeter zu gewinnen sucht, um durch diesen Anhang ein Gestrippe zu bilden, das über den ganzen

*) 1. Timoth. 4, 1.

Acker sich ausbreitet. Wer mit solchen Unternehmungen sich befaßt, der hat dem Geiste der Lüge, des Trugs und der Zwietracht als Werkzeug sich hingegeben.

Aus wie mannigfachen Keimen aber solches Unkraut sproßt und wuchert, das wollen wir an einigen Beispielen uns anschaulich machen. Es findet sich da und dort mancher aufgeblasene Mensch, der zum Denken und Lernen keine Lust hat; dieser hat einmal die Worte des Herrn gehört: »selig, die nicht sehen und doch glauben«, oder die Mahnung des Apostels: daß wir unsre (weltlich sinnliche) Einsicht gefangen geben sollen in den Gehorsam Christi *). Und nun verkündet er unbedenklich: jeder Gebrauch der Vernunft, die doch ebenfalls eine Gottesgabe ist, sey teuflisch und verdammlich. Ein Andrer wiederum, der etwas Rechtes zu wissen sich einbildet, ohne jedoch gelernt zu haben, wie man wissen soll **), beruft sich auf den berühmten Ausspruch: prüfet alles, und was gut ist, behaltet, und will daraus den albernen Grundsatz ableiten, daß man nur dasjenige zu glauben habe, was man begreift. Ein Dritter, welcher durch die Sümpfe eines unlautern, üppigen Lebens gewatet, und keine sittliche Kraft in sich fühlt, hat das Wort gelesen: daß Gott es sey, der in uns sowohl das Wollen als das Vollbringen des Guten wirkt; und ohne nach dem rechten Verständniß dieses Satzes zu forschen, sucht er lieber seinen Trost in der falschen Auslegung: daß der Mensch

---

*) 2. Cor. 10, 5. — **) 1. Cor. 8, 2.

durch die Ursünde gänzlich zerrüttet, und zum Guten durchaus unfähig geworden sey.

Ganz im Gegentheile rühmt sich ein Andrer mit der läppischen Rede, die man aller Orten vernimmt: ich bin ein redlicher Mann, stets sorgfältig in der Erfüllung meiner Pflichten; mein Gewissen ist rein, denn ich war immer meinen guten Grundsätzen treu, und habe meine sittlichen Kräfte zum Guten angestrengt. In diesem Wohlgefallen an sich selber, in dieser Unkenntniß seiner Abhängigkeit von der Gnade Christi, ist er ein fertiger Pelagianer, selbst wenn der Name dieser Häresie ihm unbekannt geblieben. Wer die Sünde liebt, dem Geize, dem Wucher, der Wollust fröhnt, dabei aber die Unruhe seines Gewissens beschwichtigen möchte, der sucht sich mit mancherlei Andachten, Observanzen, Almosen und guten Werken zu behelfen, die jedoch, beim Mangel aufrichtig christlicher Gesinnung, ganz äußerlich und todt bleiben, sogar an Aberglauben gränzen. Er schließt sich dadurch an die Pharisäer an, und bleibt nicht minder von der Wahrheit entfernt, als diejenigen, welche ausschließlich in dem, was sie Glauben nennen, ihre Rechtfertigung zu finden wähnen, und die guten Werke verachten.

So hat das Unkraut verderblicher Beispiele und Irrlehren überall keine anderen Wurzeln als sinnliche Begierlichkeit, Schiefheit des Urtheils und eigenmächtige Hoffart. Aber auch in die Lösung der Frage: was dagegen zu thun sey, kann der Irrthum seine bösen Keime senken. Jene Knechte, die voll der Entrüstung hingehen

wollten, um das Unkraut auszurotten, wurden von diesem Vorhaben abgewehrt. Den Jüngern, die verheerendes Feuer herabrufen wollten über Samaria, erwiederte der Herr: »Ihr wisset nicht, wessen Geistes ihr seyd.« Denn jede lieblose Gesinnung ist an sich widergöttlich. Damit wir also in dieser verwickelten Frage uns zurecht finden, müssen wir sorgfältig zwischen geselliger oder bürgerlicher Duldung (Toleranz) und religiöser Gleichgiltigkeit unterscheiden. Die erste hat ihre Pflicht und ihr Recht im Wesen der christlichen Liebe; die zweite hat gar keine Berechtigung, sondern ist von allem Unkraut, das jemals unter der guten Saat sich gezeigt, das schlimmste und verworfenste. Wohl ist der ein erbärmlicher Katholik, der den widersprechendsten Ansichten und Lehren den gleichen Werth beimißt, dem die Reinheit seines Glaubens nicht am Herzen liegt, der nicht seine Ehre, seine Freude und Zuversicht darein setzt, als lebendiges Glied der katholischen Kirche anzugehören. Alles Unkraut wird hinwelken und verdorren; und nur wer in Wahrheit und Gerechtigkeit wandelt, wird aufgenommen werden in das Reich des ewigen Lichtes.

## XVIII.

# Am sechs und zwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

(Sechster Sonntag nach Epiphania.)

»Wenn es emporwächst, wird ein Baum daraus.«
(Math. 13, 32.)

---

### Eingang.

Ein Staatsmann der neuern Zeit, (Perceval,) der im Begriffe war, über die Nothwendigkeit der Sonntagsfeier einen öffentlichen Vortrag zu halten, begann seine Rede mit den Worten: »Ich werde es wagen, langweilig zu seyn, um mich verständlich zu machen.« Er fürchtete nämlich, durch die gründliche Auseinandersetzung seines Gegenstandes die Zuhörer zu ermüden. Wie derjenige, der mitten im Dickicht des Waldes steht, nur die einzelnen Baumstämme sieht, nicht den Wald selbst, woraus auch das bekannte Sprichwort entstanden, so geht es uns Menschen mit allen unsern Erkenntnissen, indem wir dieselben nicht im Ganzen, sondern nur theilweise und durch mühsames Forschen und Vergleichen gewinnen. Anders Derjenige, der unser höchster, ja einziger Meister ist. Wer von oben gekom-

men, ist über Alle. Er sieht nicht bloß Einzelnes, sondern das Gesammte, nicht bloß das Gewordene, sondern auch das, was seyn wird, und die Weise, wie es sich fortschreitend entwickelt. Darum ist auch nichts Gedehntes oder Langweiliges in seinem göttlichen Lehrwort. Je klarer die Wahrheit, die er lehren wollte, vor seinem Auge lag, desto leichter fand er überall die Behelfe und Bilder einer tiefen und doch faßlichen Belehrung. Und so hat er auch den Erfolg und das Werk seiner Sendung geschildert in dem Gleichnisse von der Keimkraft des Samenkorns, das zu einem mächtigen Baume heranwächst, und von der Kraft des Sauerteiges, der eine ganze Masse durchgährt.

Wir wollen dießmal vornehmlich bei dem ersten dieser beiden Bilder verweilen, um an demselben das Gottesreich außer uns und das Gottesreich in uns, oder, was dasselbe ist: zuerst die katholische Kirche, sodann die katholische Gesinnung, zu betrachten. —

1.

Wie gering ist die äußerliche Aehnlichkeit, oder vielmehr wie groß die Unähnlichkeit zwischen einem stämmigen Baum, und dem Samen, aus dem derselbe erwachsen? Jener mit seinen ragenden Aesten, seiner schattigen Laubkrone und reichen Blüthen; dieser so klein und gering, daß ihn der Wind hinweg weht, bieten äußerlich die größte Verschiedenheit dar. Dennoch, wie schon Augustinus bemerkt, ist kein Theil des Baumes, der nicht aus den verborgenen Schätzen des Samens sich entwickelt hätte. Eben so ist es mit allen wesentlichen

Gestaltungen und Werken der heiligen Kirche: keine derselben, die nicht aus dem Leben und Wirken des Erlösers, ihres Begründers, den Ursprung genommen. Wenn also Christus vom kleinsten aller Samen redet, so meint er darunter Sich selbst, in der Demuth seiner menschlichen Erscheinung. Geboren in einem von Griechen und Römern gering geschätzten Volke, und seinerseits von diesem Volke als ein Galiläer und Ungelehrter verachtet, der letzte Sprosse einer gänzlich herabgekommenen Familie, ohne äußern Pomp, ohne weltlichen Ruhm, dem schmachvollsten Tode überliefert, den Juden ein Skandal, den Griechen eine Thorheit: was war er im Vergleiche zu so vielen Anderen, die in Pracht und Herrlichkeit, mit dem Schimmer der Macht und kriegerischer Thaten in der Welt sich hervorgethan? Dennoch beschrieb er das von ihm gegründete Reich der Kirche als einen hohen und weitästigen Baum, der alle anderen Pflanzungen überragen werde.

Schon beim Propheten Ezechiel finden wir, unter einem ähnlichen Bilde, diese Thatsache verkündet. »So lautet das Wort Jehova's, des Herrn: Aus dem Marke der erhabenen Ceder, von dem Gipfel ihrer Verzweigung werde ich einen zarten Sprößling nehmen, und auf einen hohen Berg ihn pflanzen; er wird gedeihen und zu einer großen Ceder heranwachsen, und unter dem Schatten ihrer Zweige werden alle Vögel des Himmels wohnen*). Die Ceder ist der Königsstamm

*) Ezech. 17, 22.

der Davidischen Familie; die Sprosse aus dem Marke ihres höchsten Gipfels ist der Sohn der Jungfrau; der Baum, der auf der Höhe des Berges (auf Sion) erwachsen, und auf welchem Alle, die nach himmlischen Dingen verlangen, reiche Nahrung finden, ist die Eine, heilige, sichtbare, katholische Kirche.

Unter diesen ihren wesentlichen Eigenheiten steht als diejenige, die jeder geordneten Menschengesellschaft nothwendig zukommt, die Sichtbarkeit voran. Der Baum, der seine Krone hoch in die Luft erhebt, kann nicht ungesehen bleiben. Man hört zwar nicht selten von einer unsichtbaren Kirche reden, von der es heißt, daß sie aus einer unbestimmten Anzahl von Gläubigen und Auserwählten bestehe, die von der Welt unbemerkt und unbeachtet bleiben, ja sich unter einander selbst nicht kennen, sondern nur von Gott gekannt werden, und bloß durch die innerliche Gemeinschaft der gleichen Gesinnung verbunden seyen. Zum Beweise dafür hat sich schon Mancher auf das apostolische Glaubensbekenntniß berufen, weil in demselben zwar gesagt wird: ich glaube an die katholische Kirche, nicht aber: ich sehe sie. Was man aber glaube, sey kein Gegenstand des Schauens, und was man vor Augen sehe, kein Gegenstand des Glaubens. Darauf erwidern wir unbedenklich: wir glauben an die Kirche, obwohl wir sie sehen; wir sehen und erkennen sie doch nur durch den Glauben. Wie Christus als Menschensohn Allen sichtbar war, und doch nur Diejenigen an ihn glaubten, die ihn als Gottessohn und Wort des Lebens erkannten; so ist auch die Kirche als

eine geordnete Gemeinschaft der Menschen nothwendig eine sichtbare, während ihre wesentliche Kraft: das überirdische Leben, das von ihrem Haupte und dem heiligen Geiste ihr mitgetheilt wird, vom leiblichen Auge nicht geschaut werden kann.

Die andere Eigenthümlichkeit der Kirche ist die lebendige Einheit. Der Herr redet nicht von einem Walde, sondern von einem Baume, der aus einem einzigen Samen emporgewachsen, und der zwar in große Aeste auseinander geht, doch aber so, daß sie alle dem Einen Stamme angehören, und aus ihm ihr gemeinsames Leben haben. Es ist in neueren Zeiten sehr in Schwung gekommen, die verschiedenen Bekenntnisse oder Confessionen, in welche die Völker sich theilen, sogar die der Methodisten, Wiedertäufer und der sogenannten Denkgläubigen (die eigentlich weder glauben noch denken), als die Aeste des Einen Hauptstammes oder des ganzen Baumes anzusehen, den man im Allgemeinen die christliche Kirche nennt. Man vergißt dabei nur an die eine Hauptsache, daß die Aeste eines Baumes weder von diesem noch untereinander wesentlich verschieden, sondern daß sie sämtlich von derselben Natur sind und die nämlichen Früchte bringen; während die nicht katholischen Bekenntnisse nicht allein von der Lehre und Wirksamkeit der katholischen Kirche, sondern auch je eines vom andern in den wesentlichsten Dingen abweichen.

Man hat wohl auch die Ansicht ausgesonnen: in den ersten fünfzehn hundert Jahren sey die Kirche Petrinisch gewesen, und ganz unter dem Einfluße des Apo-

stels Petrus d. h. des Papstthumes gestanden; darauf habe sich die Paulinische entwickelt, und von jetzt an sey allen Anzeichen nach die Johanneische zu erwarten. Die erste habe durch das Priesterthum und den Opferdienst noch etwas vom Geiste des alten Bundes an sich getragen; die zweite sey nicht auf die Werke, sondern auf den Glauben erbaut worden; die dritte werde nimmer auf dem Glauben, sondern vorzugsweise auf der Liebe sich erbauen. Allein der Sinn der Parabel ist viel zu klar und einfach, um solche erzwungene Deutungen zu gestatten. Die Kirche, so hat schon Cyprianus gelehrt: breitet ihre Aeste über die ganze Erde hin; doch hat sie nur Ein Haupt und Einen Ursprung; die Aeste des Baumes sind wohl zahlreich, aber seine Kraft ist nur Eine, und seine Dauer in Einer unerschütterlichen Wurzel befestigt.

Wenn nun die Einheit eine Grundeigenschaft der Kirche ist, so will sie auch alle lebendigen Glieder derselben umfassen, und zwar mittelst eines dreifachen Bandes, gewebt aus den himmlischen Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. Zur Einigung in heiliger Liebe wurden von jeher die Gläubigen ermahnt, auf daß sie in aller Sorgfalt die Einheit des Geistes bewahren im Bande des Friedens. Allein es ward auch voraus gesagt, daß die Liebe in gar vielen Herzen erkalten werde; und es läßt sich leider nicht behaupten, daß es vorzüglich das Band der Liebe sey, welches die Glieder der Kirche, wie sie mehrentheils geartet sind, in Eintracht zusammenhält. Auch das Band der christlichen

' de un. eccl. 5.

Hoffnung sollte schon stark genug seyn, diesen Zweck zu erfüllen; denn die Kirche ist ja Ein Leib und Ein Geist, gleichwie Alle berufen sind in Einer Hoffnung, um nach dem zu streben, was oben ist. Da aber auch Diejenigen nicht sehr zahlreich sind, die ihr ganzes Verlangen und Bestreben nach dem höchsten Ziele richten, so bleibt allerdings nur Ein Band übrig, das die kirchliche Gesellschaft umfaßt, und dieses ist die Einheit des Glaubens, die Gleichheit des Bekenntnisses, bedingt durch die Theilnahme an den nämlichen Heilsmitteln, so wie durch die Anerkennung der lehrenden Kirche und der höchsten Autorität ihres sichtbaren Hauptes.

Diesen Glauben, so bezeugt schon der heilige Irenäus, bewahrt und verkündet die Kirche, die über die ganze Erde sich ausbreitet, als ob sie nur Einen Mund besäße; und die Kirchen, die in Germanien gegründet sind, haben kein anderes Bekenntniß, als die in Iberien oder im Morgenlande. Und wie Irenäus vor mehr als sechzehnhundert Jahren es bezeugte, so ist es noch immer. Die Kirche hat in allen fünf Welttheilen Wurzel gefaßt, und so groß auch die Verschiedenheit der Sprache, der Cultur und der Sitten, ist doch bei allen katholischen Völkern der Glaube unveränderlich Einer und derselbe. Auf dieser Einheit in der Mannigfaltigkeit beruht jene Grundeigenschaft der Kirche, zufolge deren sie die katholische oder allgemeine ist, und zwar in dreifacher Weise: nämlich in Bezug auf den Raum, den sie umfaßt, auf die Zeit ihrer Dauer, und die Vollständigkeit ihrer Lehren und Heilsmittel.

Was den Raum anbelangt, so ist die katholische Kirche der Baum, der bestimmt ist, über die ganze Erde seine Aeste zu breiten, wie dieß theilweise schon zu Stande gekommen, aber noch im größerm Maße sich erfüllen muß. Worauf aber gründet sich diese Gewißheit? In einer alten Legende wird erzählt: dem Papste Alexander dem Vierten sey einst in einer Vision der heilige Augustinus erschienen mit einem großen Haupte, aber unverhältnißmäßig kleinen Gliedern, woraus dann der Papst die Mahnung entnahm, die Ausbreitung des Augustinerordens dergestalt zu fördern, daß derselbe der Herrlichkeit seines Hauptes entspräche. In der That hat dieser Orden außerhalb Europa weithin nach Armenien und Persien, nach Mexico und Brasilien sich verzweigt. Wenden wir dieß auf die Gesammtheit der Kirche an, so ist Christus, der König der Herrlichkeit, in seiner untrennbaren göttlichen und menschlichen Hoheit, nicht bloß das Haupt der Kirche, sondern der Herr und Richter der ganzen Menschenwelt. Welch ein Verhältniß aber bestünde zwischen dem Haupt und den Gliedern, würde nicht dereinst das Reich seiner Gnade über alle oder doch die Mehrzahl der Völker sich erstrecken?

Daß es aber so kommen werde, darin stimmen alle Seher der Vorzeit überein; und so lesen wir schon in den Psalmen: »Zum Herrn werden sich bekehren alle Grenzen der Erde, und anbetend werden ihm huldigen alle Familien der Völker.« Die Bemerkung des heiligen Augustinus: daß nach den Zeiten der Apostel die Wundergabe der Sprachen nicht mehr nöthig sey, weil nun

'21 28'

die Kirche selbst in allen Sprachen redet, wird ihre Geltung in den nächst kommenden Zeiten immer mehr behaupten. Denn die Kirche umfasset alle Zeitalter des Menschengeschlechtes, und diese ihre Dauer, wie wir schon gesehen, ist der zweite Grundzug ihrer Allgemeinheit.

Das Reich Christi ist nämlich ein unaufhörliches; den Baum, den er gepflanzt, vermag kein Sturm, wie gewaltig er auch tobt, zu entwurzeln. Es war eine Zeit, wo in Europa die Ost- und Westgothen, sämmtlich Arianer, die Herrschaft führten, in Afrika die Vandalen, im großen orientalischen Reiche der Eutychianische Kaiser Zeno; doch alle Gewaltthaten dieser Feinde, die darauf abzielten, die katholische Kirche auszurotten, blieben erfolglos; wie denn auch im Psalme im Namen der Kirche gesagt wird: »Von meiner Jugend an haben die Widersacher oftmals mich befehdet; allein sie vermochten nichts gegen mich.« *) Eben so wenig haben ihre inneren Feinde, die dem Marke des Lebensbaumes nachstellten, im Wesentlichen ihr geschadet; die Kirche hat sich, wie Augustinus lehrt, auch darin als die allgemeine bewährt, daß sie die Vollständigkeit, oder die ganze, unversehrte Fülle der geoffenbarten Wahrheit, so wie der Heilsmittel besitzt und behütet, was von den getrennten Confessionen nicht gesagt werden kann, bei welchen die Wahrheit höchstens nur theilweise nnd in einseitiger Richtung gefunden wird.

---

*) Ps. 128, 2.

Da es aber letztlich auch die Früchte sind, an welchen die Güte und Heilskraft des Baumes sich erprobt, und da die Heiligkeit der Kirche, welche ihren vierten oder eigentlich ersten Grundcharakter bildet, an ihren Gliedern sich darstellen soll, so wird es nun darauf ankommen, daß wir uns selber prüfen, ob wir diesen und die übrigen Grundzüge in uns vorfinden, in deren Vereinigung die katholische Gesinnung sich kund giebt.

2.

Von einem Manne, der durch seine Kriegesthaten berühmt war: dem Marschall Strozzi, erzählt ein Zeitgenosse, daß er nichts weniger als ein Frömmler und Scheinheiliger gewesen sei, auch kein besonders pünktlicher Besucher des Gottesdienstes oder der Predigt, dennoch aber ein guter Christ, der dasjenige, was er den großen Glauben nannte, stets in Ehren hielt, und im Uebrigen um den Preis der ganzen Welt sich nicht bewegen ließ, irgend einem Menschen ein Unrecht zu thun. Man war also schon damals gewohnt, zwischen einem großen und kleinen Glauben zu unterscheiden. Was man den großen, gleichsam hauptsächlichen und wesentlichen nannte, den jeder ehrbare und rechtliche Mann bewahren müsse, war etwa das unbestimmte und gestaltlose Fürwahrhalten der Lehre von der Allmacht Gottes, von der Unsterblichkeit der geistigen Menschenseele, und von der Pflicht eines redlichen Verhaltens gegen den Nächsten. Das schien für einen Mann von Welt und Bildung vollkommen genügend. Unter

den kleinen Glauben hingegen verstand man das Festhalten an die wesentlichen Lehren und Vorschriften der Kirche im Ganzen wie im Einzelnen, den Kirchenbesuch, das Gebet, die sorgfältige Benützung der Heilsmittel, die Verehrung der heiligen Jungfrau, und alles Uebrige, was vom katholischen Glauben und Leben nicht trennbar ist.

Wer sich in der Welt umgesehen hat, der weiß, daß solche haltlose Unterscheidungen noch immer statt finden. Jener leere Glaube, der als der große gepriesen wird, und dessen gar Viele in vermeintlicher Weisheit sich rühmen, ist vielmehr ein sehr kleiner und armseliger zu nennen; und die Leute, denen ein so dürftiges und schales Bekenntniß genügt, verrathen dadurch nur, wie gering das Verlangen nach den wahrhaften Gütern sei, von dem sie bewegt werden. Wer glaubt je lebendig an Gott, der Ihn nicht als den Unendlichen, Persönlichen und Heiligen, und folglich als den Dreieinigen anerkennt? Wer kann hienieden auf den Wegen des ewigen Lebens wandeln, der nicht seinem Erlöser huldigt, als dem Gottes- und Menschensohn, und dem Geiste der Wahrheit und Kraft, der vom Vater und Ihm gesandt wird? Und wer kann dieses Heil in Christo besitzen, wo nicht in seiner Kirche und durch dieselbe? Es kann wohl, im uneigentlichen Sinne, einen kleinlichen Glauben geben, der nämlich nur mit geringfügigen Nebendingen sich beschäftigt, und darüber das Wesentliche verabsäumt; der rechte Glaube aber, da er einen unendlichen Inhalt und ein ewiges Ziel hat, kann nie anders

als ein großer Glauben genannt werden, der erhabener und reicher ist als alle weltliche Weisheit.

Wollen wir also dem Lebensbaume der katholischen Kirche als lebendige Zweige angehören, so müssen wir streben, nach all' den Grundzügen katholisch zu seyn, die wir an der Kirche kennen gelernt; nämlich nach Maßgabe der Zeit, des Umfangs oder Raumes, und der Vollständigkeit; damit auch wir jenem Bekenntnisse eines alten Lehrers treu bleiben: Christ ist mein Namen, Katholik mein Beinamen. Was fürs erste die Vollständigkeit des christlichen Glaubens, Gottesdienstes und Wandels anbelangt, so wird der echte Katholik sorgfältig auf der Hut sein, um es Denjenigen nicht nachzuthun, welche, indem sie ihrer beschränkten Einsicht und unbeschränkten Willkühr folgen, die wesentlichsten Lehren, Gebräuche und Vorschriften der Kirche ganz eigenmächtig verwerfen und beseitigen. Sie dringen z. B. auf die Wahrung und Pflege des innerlichen Lebens, worin sie jedenfalls recht haben; allein sie verachten und tadeln alles, was zum öffentlichen Gottesdienste gehört, und bedenken nicht, daß ohne die heilige Opferfeier und das gemeinsame Gebet das religiöse Leben untergehen muß. Sie eifern für die Anbetung im Geiste und in der Wahrheit, und haben keine Ahnung davon, daß gerade mit diesen Worten das hochheilige, unblutige Opfer des Neuen Bundes angedeutet wurde. Sie folgen ihrem Widerwillen gegen die mündliche Beichte, und verlieren dadurch das unentbehrliche Heilmittel des Sakramentes der Buße. Sie rühmen die Ehrfurcht und Liebe, welche sie dem reinen



, Pacianus.

Evangelium weihen, aber der heiligen Kirche, von der das Evangelium Zeugniß giebt, und den Lehren derselben, die auf der lebendigen Ueberlieferung beruhen, wollen sie kein Gehör geben.

Ganz anders urtheilt Derjenige, der das Wesen, die Nothwendigkeit, und die göttliche Einsetzung der Kirche zu würdigen weiß, und der es einsieht, daß sie, unter der Lenkung des göttlichen Geistes, stets dasselbe Leben, dasselbe Bewußtseyn besitzt. Und da, wie Tertullian bemerkt, der Geist früher ist, als der Buchstabe, der Gedanke früher als der Ausdruck, die Rede früher als das Buch, so achtet der Katholik die Tradition und die Aussprüche der Kirche nicht minder hoch, als die Schrift; er gedenkt dabei wohl auch an die Mahnung des Apostels: »seid standhaft, und bewahret die Ueberlieferungen, die ihr gelernt habt, es sei aus mündlicher Rede, oder aus meinem Sendschreiben.« *) Wer dieses kirchliche Bewußtseyn erworben hat und pflegt, der wird in seiner Ueberzeugung sich nicht beirren lassen, wie glänzend auch und wie scheinheilig die Ansichten seyn mögen, die man ihm vorspiegelt. Er wird aber nicht allein im Glauben, sondern auch im sittlichen Wandel die vollständige Treue zu bewahren suchen, um nicht bloß einzelne Vorschriften, sondern das ganze Gesetz zu erfüllen.

Dieses Beharren jedoch in der Vollständigkeit des

---

*) 2. Thess. 2, 14.

Glaubens ist ohne inneres Leben und fortwährendes Zunehmen und Wachsen nicht denkbar. Ein Baum ist kein lebloses Gebilde; sein Stamm ist kein bloßer in die Erde befestigter Pfahl; seine Aeste, Blätter und Früchte sind nicht äußerlich ihm eingefugt und angeheftet, sondern sie entwickeln sich fortwährend aus der innern Triebkraft; was sich hingegen von innen heraus nicht fortwährend erhält und entwickelt, ist dem Absterben nahe. An dem herrlichen Baume der Kirche, der aus dem Keime des Lehrworts und der Gnade Christi emporgewachsen, zeigt sich dieß Gesetz in voller Kraft; sein inneres Leben erhält ihn und sichert ihm die Fortbildung durch alle Zeiten. Und so ist es auch die Aufgabe und das Kennzeichen des echten Katholiken, daß er sich niemals für vollendet und fertig halte, sondern fortwährend an Glaubenseinsicht und Glaubenstreue zuzunehmen trachte, oder, wie der heilige Paulinus gesagt hat: daß er immer weiter gedeihe in der Lehre des Lebens, und im Leben dieser Lehre. Denn nur in dem Maße, als wir das Wort und Gesetz des Herrn im Werke und Wandel erfüllen, werden wir auch die göttliche Weisheit desselben immer klarer erkennen.

Da nun das Gesetz des Herrn kein anderes Ziel hat, als die heilige Liebe, so wird der Katholik auch darin der Gesinnung der Kirche sich anschließen, daß er nicht engherzig ist, in seinem Urtheile Niemanden die Hoffnung des Heiles abspricht, und so lange derselbe zu Gott noch zurückkehren kann, ihm sein Wohlwollen nicht versagt. Denn zwar ist es gewiß, daß es kein Heil giebt,

außer im Namen und der Gnade Jesu; und eben deßhalb nennen wir ja die katholische Kirche die alleinseligmachende, weil sie durch Christum, ihr Haupt, und den heiligen Geist belebt wird. Sie allein ist der weit ragende Baum, der in seinem Gezweige einer jeglichen Seele, die nach Erlösung strebt, eine sichere Wohnung, die Mittel des Heils und den Frieden des Herzens gewährt. Und mit Recht wenden wir auf sie die Worte des Syraciden an: Selig, wer unter ihren Aesten und Zweigen wohnt, ihr Laubdach wird vor der Gluth des Tages ihn beschützen, in ihrer Herrlichkeit wird er die Ruhe finden.« *) Wer aber diesen Ruheplatz gefunden, in welchem er, sofern er das Seine nicht versäumt, der Sicherheit des Heiles sich erfreuen kann, der wird doch die Anderen nicht verurtheilen, die außerhalb der Kirche stehen, noch wird er sich lieblos von ihnen abwenden. Denn diejenige himmlische Tugend, die zwar von Glauben und Hoffnung untrennbar, aber größer als diese beiden ist, die dem Raume nach alle Menschen und Engel umfaßt, der Zeit nach kein Aufhören kennt, diese wesentlichste katholische Tugend ist die Charitas oder die heilige Liebe. Wie sie allein, als das Ziel aller Gaben und Lehren der Kirche, uns in das Licht des göttlichen Wohlgefallens erhebt, so bleibt auch ohne ihre belebende Macht all' unser Denken und Thun eitel und nichtig. Darum wenden wir schließlich unser Herz zu Gott, mit den Worten des heutigen Kirchenge-

---

*) Eccli 14, 27.

betes: »Verleihe uns, allmächtiger Gott, gnädiglich, daß wir jederzeit, was weise und gerecht ist, bedenken und beherzigen, damit wir in Wort und Werk vollführen, was Dir wohlgefällig ist, durch Christum Jesum, Unsern Herrn.

## XIX.

# Am letzten Sonntage nach Pfingsten.

„Alsdann werden sie den Sohn des Menschen kommen sehen mit großer Macht und Herrlichkeit.“ (Matth. 24, 30.)

---

### Eingang.

Jedes Menschenauge ist gewohnt, in der Nähe oder Ferne einen Gegenstand zu suchen, von welchem der Gesichtskreis begränzt wird, und auf dem es ruhen kann. Auf weit ausgedehnten Ebenen, wo kein Hügel, kein Baum, keine Hütte sich zeigt, oder in der Mitte eines unabsehlichen Meeres ist es Niemanden ganz wohl zu Muthe; der Wanderer späht nach einem gastlichen Dache, der Schiffer nach der fernen Küste. Wie verlassen erst und wie trostlos müßte der Mensch sich fühlen, wenn er versetzt wird in eine finstere und grenzenlose Oede! Solch' ein unheimliches, nächtliches Gebiet, ohne Weg und ohne Ziel, möchten jene Weltweisen uns zur Heimath geben, die im ganzen Menschenleben nichts anders sehen, als das Spiel und die flüchtigen Gestaltungen unbekannter und allgemeiner Kräfte. An solchen vermeintlichen Weltweisen, die das Leben

einen Hauch, einen schnell verlöschenden Funken nannten *), hat es zu keiner Zeit gemangelt.

Der Herr des Lebens aber, der das ewige Ja und Amen ist, hat uns belehrt, daß die Menschenwelt mit allen ihren Gliedern etwas Bleibendes und Wesenhaftes sei, das nicht ins Grenzenlose sich fortentwickelt, sondern einmal zum Abschluß und zur Vollendung gebracht wird, und zwar durch einen Vorgang, der mit der Wiederkehr aller Einzelnen verbunden ist. Auf diesen Abschluß, diese Grenze hat er die Aussicht uns eröffnet, damit wir im Geiste unsern Blick darauf hinwenden. Denn obwohl er in einer andern Beziehung uns ermahnt, nicht ängstlich besorgt zu seyn für die Bedürfnisse des nächstfolgendes Tages, weil einem jeglichen Tage an seiner Noth und Mühe genug sei, so hat er doch einen einzigen künftigen Tag von dieser Vorschrift ausgenommen, und ihn als denjenigen bezeichnet, auf welchen jederzeit unsre Furcht und Sorge gerichtet seyn soll. Dieß ist der Tag seiner zweiten Ankunft, an welchem alle Völker der Erde den Sohn des Menschen werden kommen sehen mit großer Macht und Herrlichkeit. Auf diesen Tag weisen, gleich den alten Propheten, auch die Apostel jedesmal hin, so oft sie von der Offenbarung der göttlichen Gerechtigkeit, von dem Geheimnisse der göttlichen Weltregierung reden; und vor dem Areopag oder Gerichtshofe der Stadt Athen sprach Paulus von einem festge-

*) Weish. 2, 2.

setzten Tage, an welchem der Herr die gesammte Welt richten werde.

Was ist nun die Ursache, daß wir an dieses Weltereigniß, obwohl es jedenfalls noch in ferner Zukunft liegt, so oft und so nachdrücklich gemahnt werden? Worin besteht die Kraft und Bedeutung dieser Glaubenswahrheit, die so groß ist, daß wir sie nicht minder beherzigen müssen, als die ungleich nähere Herankunft des Todes? Dieß sind die beiden Fragen, mit denen wir uns heute beschäftigen wollen.

1.

Für alle Menschen, die unter dem Geschicke ihres irdischen Stammvaters stehen, scheidet sich das Leben in ein diesseitiges und jenseitiges, zwischen welchen der zeitliche Tod die Gränze und den Uebergang bildet. Ein Einziger nur war von diesem Gesetze ausgenommen, der sich den Sohn des Menschen nannte, weil er, als zweiter oder neuer Adam, die Vollkommenheit des ersten Menschen an Sich darstellte, die diesem ursprünglich verliehen worden, die er jedoch in der Stunde der Prüfung nicht bewahrt hatte. Er nannte sich aber auch den Sohn des Menschen, der vom Himmel herabgestiegen und der im Himmel ist. Denn obwohl er als Mensch unter Menschen auf Erden wandelte, und jedes Erdenleid freiwillig trug, so war seine menschliche Natur doch jederzeit mit der Person des göttlichen Wortes untrennbar vereinigt. Das Leben des Gottes- und Menschensohnes war daher schon auf Erden ein diesseitiges und jenseitiges, ein irdisches und himmli-

sches zugleich; es ist auch jetzt, nach seiner leiblichen Auferstehung und Erhöhung, nicht in der jenseitigen Welt abgeschlossen, sondern auch in unsrer Erdenwelt wirksam, weil ihm alle Macht verliehen ist im Himmel wie auf Erden, und weil er als Haupt der Menschheit auch in seinen Gliedern lebt.

Dieß ist die Thatsache, die der Apostel in den Worten ausspricht: »Christus gestern und heute, und derselbe in Ewigkeit,« während Johannes ihn als Denjenigen bezeichnet, »der da ist, und der war, und der kommen wird.« Von seinem diesseitigen oder irdischen Wandel bezeugt er selbst: »der Sohn des Menschen ist gekommen, um zu suchen und zu retten, was verloren war.« Von der Offenbarung seiner jenseitigen Herrlichkeit aber sprach er: »Sie werden den Sohn des Menschen kommen sehen in großer Macht und Herrlichkeit.« So lange er das Werk der Erlösung in der Menschenwelt fortsetzt, hat Jeder die freie Wahl, ihm zu gehorchen oder zu widerstehen; denn das Licht leuchtet in den Finsternissen; die Menschen aber haben die Finsternisse mehr geliebt als das Licht. Seine zweite Ankunft hingegen wird gleich dem Blitze sein, der da leuchtet vom Aufgang bis zum Niedergang; dergestalt daß Niemand mehr im Stande seyn wird, Ihn zu läugnen.

Darin eben liegt für uns Menschen der wesentliche Unterschied des irdischen und des jenseitigen Lebens. Hier ist unser Licht und unser Führer der Glaube; dort erwartet uns das Schauen; hier ist ein stetes Schwanken zwischen Leben und Tod, der fortwährende Kampf gegen

das Böse, und das Verdienst des Gehorsams und der Treue; dort ist der Lohn, die Sicherheit, der Friede, die Fülle des Lebens. So lange die Zeit währt, welche »gestern und heute« genannt wird, handelt es sich um die Aussaat, das Wachsthum und den Fortschritt im Guten; am Ziele derselben aber liegt die Vollendung. Hienieden haben die Mächte des Widerspruchs noch ihren Spielraum; die Lüge kann sich für Wahrheit ausgeben, und der Unglaube sich als Weisheit geltend machen. Das Gottesreich übt nur theilweise seine Herrschaft aus; die Vergeltung des Guten wie des Bösen, das Walten der göttlichen Gerechtigkeit kommt nicht überall deutlich zum Vorschein; und weder die wahre Bestimmung, noch die Herrlichkeit des verklärten Menschen können hier sichtbar werden; alles das bleibt einer jenseitigen Zukunft vorbehalten.

Wir unterscheiden nämlich die Zukunft, der wir entgegen gehen, in eine zeitliche, irdische, die wir noch hienieden zu erwarten haben, und eine jenseitige, die über unser Erdenleben hinaus liegt. Nicht alles, was wir jenseitig nennen, ist in dem Sinne zukünftig, als ob es erst in der Folge beginnen werde; es ist schon in voller Wirklichkeit vorhanden, nur noch nicht für uns. Wir wissen z. B. daß sich das Reich Gottes in die triumphirende, streitende und leidende Kirche theilt, welche gleichzeitig bestehen; wir wissen, daß Christus nicht bloß im Himmel waltet, sondern auch mitten unter uns auf Erden verweilt im allerheiligsten Mysterium. Für uns jedoch, ja für die ganze Menschenwelt,

die ihre leibliche Wiederherstellung noch zu erwarten hat, ist das, was wir Jenseits nennen, etwas Künftiges, weil es erst dann eintreten wird, wenn das Zeitliche zum Ablauf gelangt ist. Die Arbeiter im Weinberge, die Frühesten sowohl, wie die, welche zuletzt gekommen, empfangen ihren Lohn erst am Ende des Tages; der Weizen und das Unkraut müssen mitsammen fortwachsen und reifen bis zur Ernte. Wie ein mächtiger Baum in seine Aeste und Zweige sich ausbreitet und seine Früchte trägt, so muß das Menschengeschlecht in seiner ganzen Fülle sich entwickeln. Und erst wenn dieß geschehen ist, kann die neue Weltepoche eintreten, welche mit der Wiedererweckung aller einzelnen Menschen und dem Weltgerichte den Anfang nimmt.

Da nämlich der Mensch eben so wesenhaft geistig als leiblich ist, so ist seine volle Wiederherstellung nicht denkbar, wenn nicht sein Leib wieder ins Daseyn gerufen wird. Diese Erweckung seines Leibes geschieht durch die schöpferische Macht, die von Christo ausgeht; zugleich wird ihm, je nach seinen schuldvollen, oder verdienstlichen Werken vergolten durch das Weltgericht. Das eine kann nicht statt finden ohne das andre. Denn der Mensch ist weder ein purer Geist, noch ein bloß thierisch belebter Leib; alles was er auf Erden gethan, hat er eben als Mensch gewirkt, und nur als solcher, nämlich als ein zugleich geistiges und leibliches Wesen, kann er seinen Lohn empfangen.

Was ist aber das Weltgericht nach seiner wichtigsten Bedeutung? Es ist ein Vorgang, durch welchen

eine zweifache Offenbarung zu Stande kommen wird, und zwar eine, welche die Wege Gottes, und eine andre, welche die Geheimnisse der Menschen enthüllt. Um die erstere zu würdigen, erinnern wir uns an die Rede eines weisen Mannes aus heidnischer Vorzeit, Namens Anacharsis, der von den Volksversammlungen der Athenienser ausgesagt hat: Die Weisen und Erfahrenen stellen dort die Fragen auf, welche reiflich erwogen werden sollen; die Leichsinnigen aber und die Thoren sind es, welche darüber entscheiden. So verhält es sich in der That, und so geschieht es zu allen Zeiten. Die Thörichten sind gar schnell mit ihren Urtheilen fertig; die Einsichtsvollen halten damit zurück, denn sie wissen, welch eine mühevolle Erwägung dazu erfordert werde. Mit Recht nennt man die Weltgeschichte eine rückwärts gekehrte Prophezie, eine Weissagung der Vergangenheit. Denn wer kennt die Anfänge der Völker in uralter Zeit? Wer durchschaut die Triebfedern und den Zusammenhang aller der Thaten und Ereignisse, von welchen die Geschichte der früheren Jahrhunderte uns Bericht giebt? Oder wer hat einen hellen Blick in die Zustände der Gegenwart, und vermag die Absichten der Menschen untrüglich zu beurtheilen? Wer versteht das verborgene Walten der göttlichen Weisheit und Güte, die mitten in der tausendfältigen Verwicklung menschlicher Bestrebungen alle Dinge lenkt und ordnet? Wer vermag im Einzelnen die Ursachen nachzuweisen, warum hier ein augenscheinlich Gottloser in Glück und Ehre gedeiht, und dort ein Gerechter in Erniedrigung und Elend verkümmert?

Deßhalb eben werden wir vom Apostel ermahnt: Urtheilet nicht zur Unzeit, sondern harret, bis der Herr kommt, der das Verborgene der Finsterniß ans Licht ziehen, und die Rathschläge der Herzen enthüllen wird! Denn das Weltgericht wird eben so sehr eine Offenbarung der göttlichen Gerechtigkeit und Heiligkeit seyn, als ein Kundwerden jeder Absicht und Gesinnung, die je ein Mensch im Herzen getragen. Es wird deßhalb nicht den menschlichen Gerichten gleichen, die durch Umständlichkeit und vielfache Verwicklung sich in die Länge ziehen; denn jeder Einzelne bringt sein Urtheil schon mit. Wer an den Sohn glaubt, sagt der Herr, d. h. wer ihm gläubig gehorcht, wird nicht gerichtet; wer nicht glaubt, ist schon durch seinen Unglauben gerichtet. Der Heide wird freigesprochen oder verurtheilt durch die Stimme des ewigen Wortes, die dem sittlichen Gesetze Zeugniß giebt im Gewissen; der Christ aber wird gerichtet durch das menschgewordene Wort und das Evangelium, je nachdem er demselben nachgefolgt, oder in Ungehorsam von ihm sich abgewendet. Denn wer nicht für Ihn ist, der ist wider Ihn. Deßhalb wird das Zeichen des Menschensohnes, der für Alle den Kreuzestod erduldet, den Einzelnen entweder zum Sieges- oder zum Kainszeichen werden. Da er der einzige Mittler ist, und Allen zum Erlöser und Vorbilde sich dargegeben, so müssen auch, wie der Apostel lehrt, Alle vor seinem Richterstuhl sich darstellen, damit ein Jeglicher mit dem, was ihm leibhaft eigen, sich zeige, d. h. mit allem,

'1 Cor. 4 5.

was er im leiblichen Leben gethan, es sey nun gut oder böse *).

Diese Worte leiten uns von selbst auf den Zustand jener zahllosen Abgeschiedenen, die zum allgemeinen Gerichte versammelt werden. Sie müssen, nach dem Ausdrucke des Apostels, als leibhafte Menschen mit ihren Thaten sich einfinden. Denn alle menschlichen Handlungen werden leiblich, oder durch die Werkzeuge des körperlichen Lebens vollbracht, und alle Handlungen des Menschen sind zugleich geistiger Art, weil sie vom selbstbewußten freien Willen ausgehen. Ob der Sterbliche in sittliche Schuld verfällt, oder ein Verdienst erwirbt, beides vollbringt er nur im leiblichen Leben. Auch ist es eben nur diese wunderbare Vereinigung eines erschaffenen Geistes mit der körperlichen Natur, welche das eigenthümliche Wesen des Menschen bildet; und einzig nur in dieser Vereinigung kann er die selige Bestimmung seines Lebens erreichen. Darum muß er vor seinem Richter erscheinen, wie er leibt und lebt; darum setzt der große Abschluß des Weltgerichtes die körperliche Wiederkehr oder Auferstehung Aller voraus, es sey zur Seligkeit oder zum Gerichte; wie das in der Sonderung des Weizens vom Unkraut, und in so mancher andern Parabel angedeutet wird. Für jetzt, sagt Cyprianus, weilen wir Alle unter gleichem Geschicke in einem und demselben Hause, bis wir in die Wohnungen der Ewigkeit vertheilt werden.

---

*) 2. Cor. 5, 6.

Alles dieß jedoch erheischt noch einen andern unermeßlichen Vorgang, ohne welchen weder die Auferstehung noch das Weltgericht denkbar wäre. Die Wiederkehr aller Menschengeschlechter, die jemals auf Erden gewohnt, in das leibliche Daseyn macht neue und weitere Räume nothwendig, als die jetzt unsere Erde darbietet; und der verklärte und unsterbliche Leib bedarf einer neuen Umgebung, einer verklärten Außennatur. Die irdische Welt geht also einer Umschaffung und Umwandlung entgegen, durch welche sie in eine höhere Weltordnung erhoben wird. So wird es hundertfältig bezeugt in der Lehre der Offenbarung. »Siehe, sagt der Herr, ich schaffe neue Himmel und eine neue Erde, und was früher gewesen, wird aus der Erinnerung schwinden. Wir erwarten, nach den Verheißungen des Herrn, einen neuen Himmel und eine neue Erde, in welchen die Gerechtigkeit wohnt.« *) Wie jeder Kummer, jedes Leid, jede Thräne, so wird auch jegliche That und Gesinnung der Ungerechtigkeit von diesen seligen Gebieten ausgeschlossen bleiben. »Draußen bleiben die Nichtswürdigen, die Giftmischer, die Unzüchtigen, die Mörder und Götzendiener, so wie ein Jeglicher der die Lüge liebt und vollführt.« **)

Welche ungeheure Naturereignisse sind es also, die einer unbestimmbaren Zukunft vorbehalten werden! Welche furchtbare Gewalten der Elemente, die an der veralteten Welt das Werk der Auflösung und Läute-

*) Jsai. 65, 17. 2. Petr. 3, 13. — **) Offenb. 22, 15.

rung vollbringen müssen, bevor das neue Reich des Friedens erblühen kann im ewigen Frühling? In der That sind es diese Schrecken der Verwüstung, auf die der Apostelfürst hinzeigt. Da einst, so ermahnt er, alle irdischen Dinge der Zerstörung anheim fallen werden, wie sorgfältig müsset ihr seyn im heiligen Wandel und in der Frömmigkeit, erwartend den kommenden Tag des Herrn, welcher die Himmel (die Himmelskörper) durch die Gluth des Feuers auflösen wird! — Allein gerade mit diesem Erwarten hat es eine eigene Bewandtniß. Wozu sollen wir an die Schrecknisse einer Weltepoche denken, die in so unberechenbarer Ferne liegt? Ist es nicht genug, daß wir annehmen und festhalten, was über diesen Abschluß der Dinge der Glaube uns lehrt? Was giebt dieser Glaubenswahrheit eine dergestalt große Kraft und Bedeutung, daß uns daraus die Pflicht erwächst, sie stets im Sinne zu bewahren und zu beherzigen? Die Auskunft auf diese Frage liegt so nahe, daß sie ohne Mühe sich finden wird.

2.

Weltbekannt ist das Geschick der alten Stadt Pompeji, die unfern vom Fuße des Vesuvs erbaut war. Die gewaltigen Ausbrüche dieses Vulcans hatten die prachtvolle Stadt schon oftmals heimgesucht, und die Palläste und Tempel zerstört; nach jeder Erschütterung beeilten sich die Bürger, den Schutt wegzuräumen, und die Bauwerke von neuem aufzuführen. Endlich kam eine Zeit, da sie mehr als je vorher bedroht schienen. Neuerdings wirbelten Rauchsäulen aus dem Feuer-

schlunde des Berges, furchtbare Flammen loderten empor, mächtige Felstrümmer wurden den Berg herabgeschleudert, die glühenden Lavaströme wälzten sich immer näher, die Reben der Weinberge und die Bäume der reichen Fruchtgärten wurden verbrannt und mit Asche bedeckt. Die Einwohner von Pompeji konnten die Gefahr nicht verkennen, die immer näher und schrecklicher heranzog, und Manche suchten in der Flucht ihre Rettung. Die Uebrigen jedoch setzten ihre gewohnte Lebensweise fort, folgten nach wie vor ihren Geschäften und Unterhaltungen, ihren Plänen und Ränken, fröhnten ihren Leidenschaften, und besuchten wie sonst ihre Bäder, Schauspiele und die Gefechte der Gladiatoren, obwohl der flammende Berg wie ein furchtbarer Mahner vor ihren Augen stand; bis plötzlich eine ungeheure Wucht von feuriger Asche herabfiel, von der Alles verschüttet und begraben wurde.

Auch die Mahnung an das große Weltgericht und seine Schrecken blickt von Zeit zu Zeit, als prophetische Schilderung, in unser alltägliches Leben und Treiben herein, in unsre freudigen und schwermüthigen Stimmungen, in unsre Zeitvertreibe, Sorgen und Pläne; allein nichts ist uns geläufiger, als die halbungläubige Frage: ob dieß, wenigstens für jetzt, uns sonderlich viel angehe? Der drohende Vulcan steht fern von uns, am äußersten Rande unsers Gesichtskreises, ja er ist bloß den Augen des Glaubens sichtbar; und was so weit hinaus liegt, am Ende aller Jahrhunderte, die noch kommen werden, wie sollte das uns kümmern oder

schrecken? Allein, diese Auffassung der Sache ist sehr oberflächlich und falsch. Der große Tag des Gerichtes steht uns näher, als wir ahnen und begreifen, ja ungefähr so nahe wie ein unerwartetes Ereigniß, das in der Nacht sich zuträgt, und das dem Schläfer in dem Augenblicke kund wird, da er vom Schlafe erwacht; weßhalb auch der Hinblick auf jenen Tag noch eine größere Macht üben sollte, unser Thun und Lassen zu ordnen, als selbst der Gedanke an den zeitlichen Tod.

Um aber dieß einzusehen, müssen wir zuerst auf das Geschick des Todes, sowie auf das, was hinter demselben liegt, unser Auge wenden. Die Nähe des Todes erscheint dem Menschen um so überraschender und schrecklicher, je größer und freier der Wirkungskreis war, in dem er sich bewegt und geschaltet hat. Als man sich genöthigt sah, einem despotischen Gebieter, Heinrich dem Achten, Könige von England, die Nachricht zu bringen, daß für seine Genesung keine Hoffnung mehr übrig sey, und er auf ein nahes Ende sich gefaßt machen möge, sprach er zum Erzbischofe von Canterbury: Wie wunderlich ist es in dieser Welt eingerichtet, daß diejenigen, welche die Macht besitzen, Andere zum Tode zu verurtheilen, dennoch zuletzt gezwungen sind, selber zu sterben! Wahrlich ist es eine sehr herbe Naturnothwendigkeit, die uns gebietet, dieses irdische Dasein zu verlassen, an welches wir mit der ganzen Kraft unsres unsterblichen Willens so fest uns anklammern! Und doch ist diese Nothwendigkeit kein solches Naturgesetz, unter welches der Schöpfer ursprüng-

lich den Menschen gestellt hat, sondern ein Gesetz zweiter Ordnung, das erst in Folge der Schuld in die Welt eingetreten, und als Strafgesetz über den Menschen verhängt worden.

Derselbe gewaltthätige Herrscher, dessen seltsame Rede wir eben vernommen, fragte bei der nämlichen Veranlassung auch: wer denn die Richter seyen, die ihm das Todesurtheil gesprochen? Als sein Kämmerer zur Antwort gab: es seyen das die Aerzte gewesen, so befahl er, sie nimmer vor sein Lager vorzulassen. Denn, sprach er: wenn die Richter einmal über einen Verbrecher das Urtheil gefällt, dann haben sie mit demselben nichts mehr zu thun. Diese Bemerkung ist jedoch nicht in jedem Sinne wahr. Der Schöpfer und Herr der Menschen, der, sofern sie ihm gehorchen, ihr Arzt und Heiland seyn will, ist auch ihr Richter; er hat in seiner Gerechtigkeit, die zugleich als Erbarmung sich offenbart, den zeitlichen Tod ihnen auferlegt; aber wenn dieses Urtheil vollzogen, ist die Sache noch lange nicht abgethan. Denn dieser Tod bildet den Anfang der jenseitigen Fortdauer, deren Beschaffenheit von dem Urtheil abhängt, das jetzt erst gefällt wird. Denn, wie der Apostel ʹlehrt: »es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben, und sodann (nach dem Tode) das Gericht.«

So ist demnach die Todesstunde schon für jeden Einzelnen die entscheidende, insofern sie für immer entweder in der Gemeinschaft Christi ihn befestigt, oder von derselben ausschließt. Dennoch nennen wir diese Stunde richtiger die verhängnißvolle, und zwar im Hinblick auf

ʹHeb. 9 27.

die volle Verwirklichung jener Zustände der Beseligung oder der Strafe, die erst am Ende der Zeiten mit dem allgemeinen Weltgerichte zu Stande kommmen wird. Denn welcher Zeitraum und Zustand ist es, der in der Mitte liegt zwischen dem Tode und der leiblichen Wiederkehr, zwischen dem Gerichte über den Einzelnen und jenem über die gesammte Menschenwelt? Ohne Zweifel findet eine ununterbrochene Fortdauer der geistigen Persönlichkeit, also des Bewußtseyns statt, es sey im Lichte Gottes, oder in der Finsterniß und Abkehr von Gott. Weil aber die geistige Seele, vor der Wiedervermählung mit dem Leibe, von den Werkzeugen der sinnlichen Vorstellung und Empfindung, somit von der Körperwelt, getrennt und abgesondert, und folglich, in Anbetracht der Natur, mit der sie früher in so enger Verbindung gewesen, vereinsamt ist, so können wir uns von ihrem Zustande durchaus keine Begriffe machen, indem derselbe über das Bereich unserer Vorstellungen hinaus liegt.

Es werden daher am Ende unsres irdischen Lebenswegs nur zwei Stationen uns gezeigt. Die erste, die ganz nahe vor uns steht, ist der Tod und das Grab; hinter diesem aber tritt nichts anderes im fernen Horizont hervor, als der jüngste Tag mit allem, was er bringt. Wir erblicken nicht selten in einer weiten Landschaft die nächste Hügelreihe, die den Gesichtskreis größtentheils begränzt und abschließt, und hinter derselben nur noch einen hohen Berg, der über jene Hügel empor ragt; die Thäler jedoch, die Mittelgründe und

Ländereien, die zwischen beiden sich erstrecken, bleiben unserm Auge verborgen. Aehnlich haben wir auf unsrem Lebenspfade keine andre Fernsicht, als zuerst auf die Grabeshügel, als die dunkle Grenze des Erdenlebens, unmittelbar hinter derselben aber auf die glorreiche Wiederkehr (Parusie) des Herrn, und was von derselben bedingt wird: die Erweckung der Todten, die Wiederherstellung aller Menschen in ihr volles (geistig-leibliches) Dasein, das Gericht, und die neuen, bleibenden Zustände, in welche sie dann eintreten. In demselben sittlichen Zustande nun, in welchem der Mensch von seinem besondern jüngsten Tage (vom Tode) überrascht wird, in eben demselben, wie Augustinus lehrt, wird auch der allgemeine jüngste Tag ihn finden, und vor den Augen Aller ihn bloßstellen.

Eben deßhalb ist jeder Augenblick des irdischen Daseyns so kostbar und unersetzlich, weil er für unser ewiges Geschick entscheidend werden kann. Ein tapferer Krieger, der Mailändische Feldherr Trivulcio, hatte den früheren Königen von Frankreich große Dienste geleistet; Franz der Erste jedoch, der jenen nachfolgte, vernachlässigte ihn gänzlich. Dem greisen Feldherrn gieng dieß so zu Herzen, daß er schwer erkrankte. Als der König davon vernahm, ließ er dem Marschall eröffnen, daß er an nichts eifriger denke, als an die Mittel, ihm für die erlittene Kränkung volle Genugthuung zu geben. Trivulcio war tief bewegt. Meldet, erwiederte er, dem Könige meinen Dank, aber sagt ihm, es sey zu spät. So sprach er, wendete sein Haupt und starb. Aller-

dings kommt irdische Huld und Freundschaft gar oft zu spät; die göttliche Huld hingegen, die der Erlöser uns erworben, vermag noch im letzten Augenblicke die Gnade des Lebens zu verleihen. Entflieht aber dem Scheidenden auch dieser Augenblick ohne Gedanken des Heils, dann ist es freilich zu spät für immer. Wie thöricht ist es demnach, auf die letzten Augenblicke die Hoffnung des seligen Lebens zu bauen, während uns doch zu diesem Aufbau die ganze Dauer unsres Erdenwandels verliehen worden! Darum ermahnt der Herr, daß wir das Gute wirken so lange es Tag ist, und bevor die Nacht kömmt, in welcher kein Werk mehr möglich. Darum warnet uns der Apostel Paulus vor der Härte und Verstockung des Herzens, damit wir nicht die Schätze der Ungnade über uns sammeln für den Tag des Gerichtes. Wir sollen vielmehr, wie der Apostel Johannes lehrt, bemüht seyn, durch einen reinen und gerechten Wandel in Christo zu verharren, damit wir, wenn er erscheinen wird, ihm ähnlich seyen; und eben so lautet die Mahnung des Apostels Petrus: daß wir in aller Geduld wandeln, und nicht zürnen, sondern uns freuen sollen, so oft es geschieht, daß wir am Leiden Christi Antheil nehmen müssen, damit wir erprobt befunden werden und frohlocken am Tage der Offenbarung seiner ewigen Herrlichkeit. —

## XX.

# Am letzten Sonntage nach Pfingsten.

»Wo der Leichnam ist, da versammeln sich die Adler.«
(Matth. 24, 28.)

---

### Eingang.

Dreifach, wie ein alter Sinnspruch lehrt, ist das Maß der Zeit: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Die vergangenen Augenblicke gehören uns nimmer an, die künftigen sind für uns noch nicht vorhanden, wir leben also eigentlich nur in der Gegenwart. Diese jedoch ist nicht mehr und nicht weniger als ein flüchtiger Augenblick. Denn jede Minute oder Secunde, die abgelaufen, fällt in das Meer der Vergangenheit, in die Millionen von Stunden zurück, die vorüber gezogen, und an ihre Stelle tritt eine andere aus der Zukunft kommende, die nun zur Gegenwart wird. Es erscheint also diese wie eine flüchtige Welle, die unaufhaltsam aus der Zukunft in die Vergangenheit zurückströmt. Wie verhält es sich aber mit dieser letztern? Ist sie wie ein todtes Meer, im steten Stillstand? Nichts weniger als das. Denn, wenn es sich so verhielte, so hätten die Arbeiten, die Leiden, die Sünden, die Tugendwerke der Sterblichen keine Bedeu-

tung mehr; sie wären eben vorüber, und bloß in der Erinnerung vorhanden. Jeder Mensch taucht aus der Vergangenheit herauf, indem er aus einem Volke, aus dem Schooße einer Familie, aus dem träumerischen Zustande der Kindheit hervortritt, und seiner Zukunft entgegen geht. Beide: das Gegenwärtige und Künftige, sind also Strömungen, die aus der Vergangenheit quillen; und wie der Quell eines Stromes, die Wurzel eines Baumes durch die fortströmenden Gewässer, durch die Zweige und Laubfülle ihre stete Wirksamkeit kund geben, obwohl sie selber in der Erde verborgen, so wirkt auch alles, was wir längst vergangen nennen, durch unzählige Folgen auf die Entwicklung der künftigen Zeit, welche, sobald sie zur Gegenwart geworden, wieder in die Vergangenheit zurückfällt.

So sind demnach die drei Schritte der Zeit in einen so untrennbaren Kreis verflochten, daß dadurch jeder Augenblick eine große Bedeutung gewinnt; und es kann uns, wenn wir das alles erwägen, nimmer räthselhaft bleiben, wie so die entferntesten Zeiten und Ereignisse in einander greifen; oder wie so der Lebensanfang einzelner Menschen und Völker mit dem Ende ihres irdischen Daseyns, und der Anfang der ganzen Menschengeschichte mit ihrem Abschlusse verkettet ist. Sofern wir aber, nach einigem Nachdenken, diese Thatsache verstehen, werden wir nimmer fragen, was wohl die Ursache sey, daß der Erlöser, als der Prophet der Menschheit, seine zweite Ankunft in göttlicher

Macht und Herrlichkeit, und den damit verbundenen Vorgang des Weltgerichtes voraus verkündet, ja umständlich geschildert habe, obwohl diese große Weltepoche so fern liegt, daß sie uns so wenig zu kümmern pflegt, als die graue Vergangenheit. Der Gedanke an den dreifachen Schritt der Zeit hat uns darüber eines andern belehrt, und dieser nämliche Gedanke leitet uns überdieß zur Erkenntniß der Thatsache, daß ein dreifaches Gericht über die Menschen gehalten wird: eines, das sich auf die ganze bisherige Vergangenheit bezieht, oder die Geschichte; ein zweites, das in der Gegenwart, also in jedem Augenblicke vor sich geht, nämlich das Urtheil des Gewissens; endlich ein drittes, das erst in der fernsten Zukunft statt haben wird: das eigentliche Weltgericht. Diese drei aber sind dem Wesen nach eins, weil auch dem ersten und dem dritten das Urtheil des Gewissens zum Grunde liegt. Und diese Wahrheit ist es, die der Herr in den Worten ausgesprochen hat: »Wo der Leichnam ist, da versammeln sich die Adler.« Da jedoch diese Worte selbst wieder ein Gleichniß oder eine Parabel enthalten, so wollen wir an dem dreifachen Gerichte der Gegenwart, der Vergangenheit und der Zukunft den Sinn derselben zu erforschen suchen.

## 1.

In den Städten von Süd-Carolina in Amerika findet sich eine besondere Art von Wächtern, die über die Reinlichkeit Aufsicht halten. Es sind schwarze Vögel mit struppigen Köpfen, die in der Umgebung der Stadt auf den Bäumen sitzen und lauern, bis irgend wo in den

Straßen ein Hausthier verendet und liegen bleibt, worauf sie augenblicklich herbei kommen und es aufzehren. Auch in den wärmeren Gegenden des Morgenlandes sind dergleichen Vorgänge gewöhnlich. Man beobachtet wohl auch, daß Geier und andre Raubvögel stundenlang auf einem Baumwipfel stille sitzen und lauern; und was bestimmt sie dazu? Unten im Gebüsche liegt ein Mensch oder ein Thier im Todeskampfe; und sobald jene Vögel krächzend und in Schaaren einen Ort umkreisen, so schließt man daraus, daß sie hier eine Beute erwarten. Denn: wo der Leichnam ist, da versammeln sich die Adler.

Was will nun dieser Spruch bedeuten im Munde des Herrn? Ohne Zweifel gar Vieles und Großes. Ein fertiges Uebel läßt sich nicht verhehlen, nicht verkennen, wie künstlich es auch verhüllt oder geläugnet werde. Ein Leichnam kann nie so sorgfältig verscharrt werden, daß seine Spur der feinen Ruchhaut des Geiers verborgen bliebe. So trägt auch Mancher, der durch Sündengewohnheit dem Geiste nach todt ist, und der den Namen eines übertünchten Grabes verdient, einen Zustand arger Fäulniß in seinem Innern; dabei scheint er, soviel sein äußerliches Benehmen zeigt, ganz guter Dinge zu seyn, und sich des Glückes und der Wohlfahrt in aller Sicherheit zu erfreuen. Ob dieser Schein nicht trügt? ist keine schwer zu lösende Frage. Die alte, vielbekannte Sage der Griechen weiß viel von Prometheus zu erzählen, der zur Strafe für seine Eigenmächtigkeit an einen Felsen geschmiedet ward, und dem ein Geier an der Leber

hackte. Die Wahrheit, die in dieser fabelhaften (mythischen) Erzählung sich birgt, ist leicht zu errathen. Der Mensch, der gottwidrig handelt, wird gebunden und geknechtet durch die Sünde. Sein innerstes Bewußtseyn aber, (welches die Alten bildlich mit den inneren Theilen des Leibes, nämlich den Eingeweiden verglichen) ist krank und von geistigen Schmerzen durchwühlt, die man Gewissensbisse nennt. Denn der Geier oder Adler, der dasselbe verwundet, ist die von oben kommende, unbezwingliche Macht des Gewissens, die dem Geiste des Menschen das sittliche Gesetz einschärft, und jede Uebertretung desselben ahndet.

So trägt demnach der Mensch ein Gericht mit sich, das in jedem Augenblicke in Wirksamkeit treten kann; also ein inneres Gericht, das schon in der Gegenwart, im irdischen Daseyn sich vollzieht. Zwar ist es des Menschen eigene Vernunft, die das sittlich Gute und Böse beurtheilt; es ist jene Einsicht, die man die bessere zu nennen pflegt, weil sie das sittliche Gesetz erkennt, und ihn lehrt und mahnt, den finstern Trieb der Leidenschaften zu bewältigen, und dem Gesetze zu gehorchen. In solcher Weise war schon der erste Brudermörder innerlich belehrt worden, ehe er den Frevel begieng. Aber er wurde überdieß auch durch eine höhere Macht gewarnt, und an seine Pflicht gemahnt. Und in Wahrheit ist es nicht einzig die eigene Vernunft, die den Menschen vor der Uebertretung des Gesetzes warnet. Denn in diesem Falle wäre die Warnung nicht allein machtlos, sondern sie würde auch gänzlich verstummen. Wird die selbstsüchtige

Begierde mächtig, so beherrscht sie nicht bloß den Willen, sondern verblendet auch die Vernunft, und verleitet dieselbe, die Finsterniß Licht zu nennen, Unrecht und Laster als Tugend, und die Lüge als Wahrheit darzustellen.

Da nun die Macht, die innen in der Stimme des Gewissens waltet, dem sündhaften Willen des Menschen eben so gebieterisch entgegen tritt, als den verkehrten Urtheilen der Vernunft, so muß sie etwas unendlich Höheres seyn, als die erschaffene Vernunft, und nichts Geringeres, als eine Offenbarung des höchsten und ewigen Gebieters. Der innere Ausspruch des Gewissens, er möge nun zum Guten ermahnen, oder vom Bösen abmahnen und vor dem Unheil warnen, er möge die verübte That billigen oder verdammen, ist weit erhaben über alle angelernte Meinungen und Vorurtheile; er kann weder durch fremdes Lob und Schmeicheln, oder durch Entschuldigungen und Ausflüchte beseitigt, noch durch den Taumel der Lüste gänzlich übertäubt werden. Kaum ist das Böse im Entschlusse befestigt, im Werke vollbracht, so äußert schon das Gewissen seine strafende Macht. Denn: wo das Aas ist, versammeln sich die Adler; und wo eine sündhafte That, da kann das innere Gericht nicht ausbleiben.

Um dieß aber gründlicher einzusehen, müssen wir noch fragen, was das innere oder geistige Gesetz im Menschen sey, und woher es seinen Ursprung genommen? Der Mensch hat es weder ersonnen, noch sich selber es auferlegt, sondern er findet es in seinem Geiste schon vor, sobald er zum vollen Bewußtseyn erwacht. Der Allmäch-

tige, der ihn geschaffen, und mit Vernunft und Freiheit ausgerüstet, hat auch die Grundsätze seiner Bestimmung, oder das sittliche Gesetz in sein Herz gepflanzt; und der Nämliche, welcher der höchste Gesetzgeber der Menschen ist, der ist auch sein Richter. Verstehen wir diese Wahrheit, so kann es nicht fehlen, daß wir neuerdings an einen Adler uns erinnern, der gewürdigt ward, im wunderbaren Aufschwunge in das Sonnenlicht der höchsten Offenbarung zu schauen. Es ist das Evangelium des Johannes, das gleich im Eingange lehrt: Im Anfang war das Wort, und dieses war bei Gott, und selber Gott, und alle Dinge sind durch dasselbe erschaffen. In Ihm ist das Leben, und dieses Leben ist das Licht der Menschen. Es ist das wahrhafte Licht, das jeden Menschen erleuchtet, und das fortwährend in diese Welt kommt *).

Dieses Licht, von welchem jeder Mensch im Innern seines Geistes erleuchtet wird, ist der Wille und das Gesetz des schöpferischen Wortes, dem wir uns mit unsern Gedanken und Werken nicht widersetzen können, ohne zu sündigen. Die Stimme des Gewissens ist daher eine göttliche Mahnung an das ebenfalls göttliche, ewige Gesetz; und darum ist die Macht so groß und unbesieglich, die dieser Stimme inwohnt. Giebt uns das Gewissen ein

*) Bekanntlich sind die vorzüglichsten Exegeten darin einig, daß dieß nach dem griechischen Texte der wahre Sinn sey. Wenn das göttliche Licht jeden Menschen in der Welt erleuchtet, so kann das nur so geschehen, daß es, auch nach der Menschwerdung, stets ein kommendes ist, insofern es die Menschenseelen der kommenden Geschlechter heimsucht.

gutes Zeugniß, so wird unser Herz mit Frieden und Freude erfüllt; spricht es gegen uns, und verurtheilt unsre That als eine Gottwidrige und frevelhafte, so ist der Friede verloren. Innere Beschämung, Verwirrung und Mißmuth verstören dann die Seele; und wird dennoch diesen Warnungen kein Gehör gegeben, so straft sich der Widerstand durch zunehmende Verstockung des Herzens. Alle Ereignisse, die in unser Leben eingreifen, alle Geschicke, die uns treffen, stellen und ordnen sich von selbst unter den Einfluß, den der Zustand unsres Gewissens auf dieselben ausübt. Ob Freude und Segen, ob Schmerz und Unglück uns heimsuchen: immer wird, sofern wir nicht stumpf und gedankenlos dahin leben, unsre erste Frage diese seyn: warum geschieht mir das? wieso und wodurch habe ich es verdient? Welches verdienstliche Werk wird schon hienieden an mir belohnt, welche Verschuldung schon diesseits an mir bestraft?

Wohl hat es nicht selten den Anschein, als ob eine schuldvolle, ungesühnte That gänzlich aus der Erinnerung verschwunden sey, und jede Mahnung aufgehört habe. Es wird jedoch seiner Zeit offenbar, daß sie nie ganz verstummt, sondern ihre Vorwürfe nur absichtlich überhört worden seyen. Wenn schon manche Jahre in solchem innern, schlecht verhehlten Mißmuth vorüber gezogen, plötzlich, wenn irgend ein Ereigniß das Herz aus dem falschen Frieden aufscheucht und den Trotz niederschlägt, tritt die alte Schuld in ihrer ganzen Häßlichkeit aus dem Dunkel wieder hervor. So geschah es

den Söhnen des Patriarchen Jakob in Aegypten. Als der Verdacht einer Schuld auf sie gewälzt wurde, von der ihr Bewußtseyn sie frei sprach, und als einer von ihnen, Simeon, gebunden ward, um als Geißel zurück zu bleiben, da dachten sie erst mit Schmerz an eine andere Schuld, die seit langer Zeit auf ihrer Seele lastete, und an den jüngern Bruder, der von ihnen als Sklave verkauft, und dann nach Aegypten geführt worden war. Es wurde ihnen in Aussicht gestellt, jenen Simeon aus der Haft zu befreien, aber einzig unter der Bedingung, wenn sie bei ihrer Wiederkehr den jüngsten ihrer Brüder mitbrächten. Dieser Auftrag, von dem sie wußten, daß er ihrem greisen Vater eine neue, schmerzliche Kränkung bereiten werde, traf wie ein Blitzstrahl in das Dunkel ihrer Seele; das Zeichen war zu deutlich, um von ihnen verkannt zu werden. Mit Recht, sprachen sie, erdulden wir dieß, weil wir an unserem Bruder uns versündigt. Ohne Erbarmen haben wir die Angst seiner Seele angesehen, und sein Flehen nicht hören wollen; darum trifft uns diese Noth. Siehe, nun wird sein Blut von uns gefordert!

In solchen inneren Gerichten erfüllt sich schon das Wort: »Wo der Leichnam, da sammeln sich die Adler.« Die Sünde, sagt die heilige Theresia, ist wie ein verwesender Leichnam, der durch seine Ausdünstung sich verräth; sie kann nicht verborgen bleiben. Es giebt zwar Menschen und ganze Völker, die in dem Grade verwildert oder ausgeartet sind, daß ihr Gewissen fast gänzlich abgestumpft und verwahrlost scheint. Allein da sie

dennoch die Laster der Anderen sehr scharf zu beurtheilen wissen, und das Unrecht, das ihnen selbst widerfährt, sehr tief empfinden, so werden sie dadurch überwiesen, daß die Aufgabe des Sittengesetzes auch ihnen nicht fremd, sondern, wie der Apostel lehrt, mit lebendiger Schrift in ihren Herzen geschrieben sey. So wiederholt sich das Gericht Gottes auf dem Richterstuhle des Gewissens unzähligemal in allen den Millionen Menschen, die schon auf Erden gelebt, und die noch kommen werden, so wie in jenen, die in der Gegenwart leben. Es stellt sich aber auch in andrer, allgemeiner Weise dar; einmal als ein Gericht der Vergangenheit, und sodann als ein solches, das erst in der Zukunft sich offenbaren und vollenden wird.

2.

Im Buche Daniel wird von der Verehrung des vermeintlichen Gottes Baal erzählt, dem man täglich eine große Masse von Nahrungsmitteln und Wein als Opfer darbrachte, angeblich um dem Götzen als Speise zu dienen. Man suchte damit die Leute glauben zu machen, daß Baal kein todtes Bildwerk, sondern ein lebendiges Wesen sey, und der König selbst ließ durch diese Vorspiegelung sich bethören. Als Daniel ihn eines bessern zu belehren unternahm, zürnte der König, und forderte die siebenzig Priester des Götzentempels auf, ihm einen thatsächlichen Beweis zu liefern, und zu zeigen, daß es wirklich Baal sey, der die reichlichen Opfer verzehre. Siehe, erwiederten sie, wir entfernen uns sämmtlich aus diesem Hause; wenn dieß geschehen, so lasse die Spei-

sen und den Wein hinsetzen; verschließe sodann die Pforte, und besiegle sie mit deinem Ringe. Der König säumte nicht, alles dieß zu thun; doch während er die nöthigen Befehle dazu ertheilte, hatte Daniel die Fürsorge getroffen, daß der ganze Fußboden durch vertraute Diener mit feiner Asche bestreut wurde. In der folgenden Nacht schlüpften die Priester, von ihren Frauen und Kindern begleitet, durch eine kleine verborgene Pforte in den Tempel, und verzehrten alles, was hier aufgetischt war. Als nun der König am frühen Morgen mit Daniel hingieng, das Siegel am Thore unverletzt, die Opfertische leer fand, da wollte es ihn schon reuen, daß er an der Lebendigkeit seines Gottes gezweifelt; Daniel aber hielt ihn gleich beim Eingang zurück, und bat ihn, den Boden zu betrachten, der mit vielen Fußtritten von Männern, Frauen und Kindern bedeckt war. Da überzeugte sich der König von dem groben Betrug, der ihm gespielt worden, und verhängte über die Betrüger die Strafe, die ihnen gebührte.

Wie unbefangen schritten und hüpften diese Leute in der nächtlichen Dunkelheit, die nur spärlich vom Dämmerlicht einer Lampe erhellt war, auf den gefährlichen Marmorplatten umher, ohne nur zu ahnen, daß ihre eigenen Fußtritte sie verrathen würden? In ganz ähnlicher Weise wandeln die Menschen, die ihren Leidenschaften und Launen folgen, und das göttliche Gesetz nicht achten, in der Nacht des Unglaubens umher, indem sie dem Baal, den Naturmächten, dem Weltgeiste,

huldigen, und eigentlich nur für ihr eigenes Wohlseyn sorgen. Sie denken aber nicht daran, daß ihre Schritte solche Spuren zurückgelassen, die nicht verschwinden, und daß alle ihre bösen Wege einmal zum Vorschein kommen werden.

Wie jedoch diese Fußtritte im Baalstempel nicht bloß zahlreich, sondern auch als ein Gewirre von durcheinander laufenden Spuren erschienen, eben so, nur in unvergleichbar größerm Maße, ergiebt es sich auch in der Menschenwelt. Wer ermißt die Zahl aller derjenigen, die, indem sie als Zeitgenossen neben und mit einander auf Erden leben, sich entweder wechselseitig verbrüdern, oder hassen, bedrängen, unterdrücken, und ihre Irrthümer und Thorheiten einander mittheilen? Wie sie selber die Nachkommen ihrer Eltern und Ureltern sind, und sowohl des Guten als des Bösen theilhaftig werden, das die frühern Geschlechter ihnen hinterlassen und vorbereitet, so werden sie ihrerseits wieder die Vorfahren kommender Geschlechter, auf welche die wohlthätigen oder verderblichen Folgen ihrer Thaten sich forterstrecken. Diese unzähligen Spuren, welche die Wege oder Schritte der Menschen zurückgelassen, sind eben so viele Buchstaben für das große Buch der Weltgeschichte. Die scheinbar kleineren werden nicht beachtet, und schwinden aus dem Gedächtnisse, während nur die Geschicke der Völker im Großen aufgezeichnet bleiben; vor dem Auge des Allwissenden aber besteht kein solcher Unterschied. Auch entwickeln sich die größten Ereignisse stets nur aus den anscheinend geringsten. Familien wachsen

zu Völkern heran; der Haß und Streit zwischen einzelnen Menschen wiederholt sich in den Kriegen der Völker; und wie einzelne Menschen an den Folgen ihrer Laster und Ueppigkeit dahin siechen und verkommen, so altern auch ganze Völker, und fremde, kräftige Horden ziehen siegreich gegen sie heran, wie z. B. die Gothen, Longobarden und Normannen, die Italien eroberten, wie die Saracenen und Tataren, welche ganz Vorderasien und die griechischen Lande bezwangen. Denn wo das Aas ist, da versammeln sich die Adler.

Es wäre jedoch eine eben so oberflächliche als trostlose Ansicht, in diesem Gewirre von Ereignissen den ganzen Sinn und Inhalt der Menschengeschichte zu suchen. Aus einem einzigen wahrhaften d. h. geistigen Uebel, dem Abfall des Menschen von Gott, entwickelte sich der Tod, die zügellose Begierlichkeit, und Sünden ohne Zahl; allein unmittelbar nach der ersten Schuld trat schon die Erbarmung Gottes ein, und die Vorbereitung des Erlösungswerks, dessen Segen die Menschheit durch alle Zeiten begleitet, um Alle zu retten, welche der göttlichen Stimme gehorchen wollen. Es geht also eine große heilige Ordnung durch alle Zeiten der Menschenwelt, und in den Geschicken der Völker erkennt der Gläubige das Gottesgericht, wie es die allerseligste Jungfrau in den Worten geschildert: »Der Herr hat die Macht seines Armes (seiner Weltregierung) bewiesen; er hat die Stolzen und Hochmüthigen wie Spreu zerstreut; er hat die Gewaltigen von ihrem Sitze geworfen, und die Demüthigen erhöhet; die Hungrigen (die nach Wahrheit und

Heil sich sehnen) hat er mit Gütern erfüllt, und die Reichen, (Eingebildeten, auf ihre eigene Weisheit, Kraft und Herrlichkeit Bauenden) dürftig und leer ausgehen lassen.«

Dasselbe göttliche Wort nämlich, welches das Licht der Menschen ist, das von Anfang her jeden Einzelnen innerlich erleuchtet, das sittliche Gesetz ihm vorhält, ihn warnt und richtet, dieses Licht und Leben der sittlichen Menschenwelt ist in der Fülle der Zeiten als Mensch unter Menschen erschienen, um Gnade und Wahrheit zu bringen; und so gewiß Christus der Sühner der Schuld, der einzige Meister und Erlöser der Menschheit ist, so gewiß auch ist er ihr Richter. »Wer an den Sohn Gottes glaubt, sprach er zu Nicodemus, kommt nicht ins Gericht, wer nicht glaubt, ist schon gerichtet.« So sagte er nach der Heilung des Blindgebornen: «Zum Gerichte bin ich in diese Welt gekommen, auf daß die Blinden sehen, und die Sehenden (die sich ihrer Weisheit rühmen) blind werden.« So sprach er auch nahe vor der Vollendung seines Werkes: »Nun ist das Gericht dieser Welt, nun wird der Fürst dieser Welt hinaus gestoßen; und wenn ich erhöht bin von der Erde, werde ich Alles (alle Menschen, die nach dem Heile verlangen) zu Mir ziehen.«

Wie sich daher, vor der Ankunft Christi, alle Menschen in Solche schieden, die dem göttlichen Worte und Gesetze im Gewissen gehorchten oder entgegen handelten, so unterscheiden sie sich jetzt darin, daß sie entweder für Christum sind oder gegen Ihn. Als jenes Volk, in des-

sen Mitte er erschienen, und das in Ihm seine ganze Bestimmung hatte, ihn verwarf und verläugnete, sprach es sich dadurch selber das Todesurtheil. Es stieß den Segen von sich, und wählte den Fluch; vom Leben verlassen, verfiel es dem geistigen Tode; und, wo der verwesende Leichnam, da sammeln sich die Adler. Dießmal waren es die römischen Adler, oder die Feldzeichen der römischen Legionen, die unter Vespasianus und Titus heranzogen, Jerusalem in Trümmer legten, und den jüdischen Staat für immer vernichteten.

Aber nicht einzig an dem abtrinnigen Volke, welches der Träger der Offenbarung gewesen, vollzog sich dieses Gottesgericht; es wiederholte sich auch an den christlichen Völkern, so oft sie durch Unglauben und Unsitte den Segen von sich gewiesen, und dem Lichte der Wahrheit und Gnade unzugänglich geworden. Wie herrlich war die katholische Kirche im Orient und im Süden, ausgebreitet über Syrien, Griechenland, Kleinasien, Persien und Aegypten! Wie glänzend die Namen der Heiligen, von denen sie geschmückt war! Jetzt aber blinkt der Halbmond auf den Zinnen ihrer Tempel, nachdem der Islam sie verdrängt hat; über die Länder des griechischen Kaiserthums wälzten sich die Heere der Araber, Perser und Bulgaren, und die christlichen Völker in Afrika wurden von Vandalen und Mauren niedergetreten; denn wo das Aas ist, versammeln sich die Adler. Auch in dem Abendlande blieb das Gottesgericht nicht fern. Als die Hinneigung zum Heidenthume, die Ueppigkeit, die Unsitte überhand genommen, brach die Glaubensspaltung aus, und

mit ihr der Abfall von der apostolischen Kirche, dessen Folgen noch so schwer auf den Völkern lasten.

Wer Augen hat, um zu sehen, dem war Gelegenheit genug gegeben, auch in der Gegenwart, im Kleinen wie im Großen, manch' ein Gottesgericht zu beobachten, durch welches der Uebermuth und Frevel seinen gerechten Lohn gefunden. Wer nicht sehen will, der wird aus den deutlichsten Zeichen nichts lernen. Aber selbst der Gläubigen Blicke reichen nicht weit; sie vermögen weder das Gewissen und die Gesinnung der Menschen, noch die Absichten Gottes zu durchschauen. Wie verborgen sind seine Rathschlüsse, wie unbegreiflich seine Gerichte! Sie werden erst dann offenbar seyn, wenn alle Gerichte, die im Einzelnen über die Menschen und Völker ergangen, im großen und allgemeinen Weltgerichte sich abschließen. Das Menschengeschlecht ist, wie alles Erschaffene, nach Maß und Zahl geordnet; wenn es in seiner ganzen Fülle sich entwickelt hat, dann nahet es seinem Ende, und zugleich mit ihm geht auch seine Heimath, die Erde, dem Zerfalle und der neuen Umstaltung entgegen. Ist diese ihre Zeit gekommen, so wird sie in sich zusammenbrechen, wie ein zum Tode sieches Geschöpf; und dann werden die ungeheuren Mächte des Feuers, und die anderen, im Weltall waltenden (cosmischen) Naturkräfte das Werk der Zerstörung vollenden; denn, wo der Leichnam ist, da versammeln sich die Adler.

Wie jedoch die Erde aus dieser Verwüstung wieder neu hervorgehen wird, so werden auch alle Menschen,

die auf ihr gelebt, aus dem Staube wieder erweckt, in den ihre Leiber zerfallen sind, um vor dem Richterthron ihres Herrn sich zu versammeln, des Erstlings unter den Auferstandenen. Denn, wie er als Menschensohn auf Erden erschienen und geduldet, um Alle zu erlösen, so wird er auch wiederum als Menschensohn alle Völker richten. Wenn er kommen wird in seiner Herrlichkeit, wird kein Unglauben, keine Zweifel mehr Raum finden; denn wie der Blitz, der vom Aufgang bis zum Niedergang leuchtet, wird seine Ankunft seyn. Dieser Ankunft aber sollen wir nicht bloß gläubig entgegen sehen, sondern auch ihr zuvorkommen, indem wir den Menschensohn aufsuchen in der Gestalt seiner irdischen Armuth und Niedrigkeit, in seinem Kreuzesopfer, in seiner verborgenen und doch leibhaften, gnadenreichen Gegenwart im Mysterium des Altars. So haben von jeher alle Christen es gehalten, die der lebendige Glaube, der Geist der Liebe beseelte und beflügelte; denn wo der belebende Leib des Herrn, da finden Alle sich ein, die nach den himmlischen Gütern streben; — wo der Leichnam, da versammeln sich die Adler. Diese sind es, die seiner zweiten Ankunft in Furcht und Hoffnung entgegen harren; und wenn sie Ihm die Treue bewahrten, werden sie an jenem großen Tage freudig einstimmen in den Jubelgesang: »Der Herr regieret, es frohlocke die Erde; Gerechtigkeit und Wahrheit sind die Grundfesten seines Throns. Feuer geht vor ihm

her, und verzehrt seine Feinde. Seine Blitze leuchten über die Erde, und sie wird erschüttert, die Berge zerfließen wie Wachs vor dem Angesichte des Herrn. Die Himmel verkünden seine Gerechtigkeit, und alle Völker werden seine Herrlichkeit schauen *).

*) Ps. 96.

XXI.

# Am letzten Sonntage nach Pfingsten.

„Himmel und Erde werden vergehen; Meine Worte werden nicht vergehen.“ (Matth. 24, 35.)

---

## Eingang.

Wie ein reicher Fruchtbaum in warmen Himmelsstrichen zu gleicher Zeit mit Blüthen, Fruchtknospen und reifen Früchten prangt, so erscheint auch das Menschengeschlecht als ein Stamm von unerschöpflicher Lebenskraft, indem aus ihm immerfort neue Menschen sprossen, durch welche die Altersreifen uud Scheidenden ersetzt werden. Aus dieser Beobachtung ist das alte Sprichwort entstanden: Die Welt stirbt nicht aus. Es wird dieß dennoch einmal geschehen. Denn so bezeugt es das prophetische Evangelium, mit welchem die Kirche heute ihren Jahreskreis beschließt, und worin jenes Sprichwort Lügen gestraft wird durch den Ausspruch des Herrn: Himmel und Erde werden vergehen; Meine Worte werden nicht vergehen. Wenn einstens die Menschheit alle Reihenfolgen ihrer Geschlechter ans Licht gebracht, wenn sie in allen ihren Kräften und Fähigkeiten sich entwickelt,

und den Gang ihrer Geschicke vollendet hat, dann wird sie ab- und aussterben, um in erneuerter Gestalt auf der gleichfalls erneuerten Erde wieder zum Vorscheine zu kommen. Weil aber jede bedeutende Weltepoche schon das Vorbild einer spätern in sich faßt, so schildert der Herr den Untergang eines Volkes, das ungeachtet des kleinen Raumes, den es bewohnte, im Alterthume als Gottesstaat den ersten Rang behauptet hat, um von diesem geschichtlichen Bilde auf das Ende und das Gericht hinzuweisen, das allen Völkern bevorsteht. Beides ist der Inhalt unseres Evangeliums; und was für einen Werth legen wir darauf? Wie pflegen die Gleichgiltigen von diesen Dingen zu urtheilen? Das schauerliche Strafgericht über Jerusalem, bemerken sie, ist längst vollzogen, es gehört einer Vergangenheit an, die achtzehn Jahrhunderte hinter uns zurück liegt. Was aber die letzten Schicksale der Völker anbelangt, deren Verlauf und Abschluß mit dem Namen des jüngsten Tages bezeichnet wird, so liegen diese Geschicke in einer mindestens eben so fernen Zukunft, die Niemand zu bestimmen weiß. Wozu also sollen wir mit Vergangenem und Künftigem uns befassen, und etwa darüber die Gegenwart versäumen, der wir angehören, und die uns vollauf beschäftigt?

Um das Eine zu thun, ohne das Andere zu unterlassen, wollen wir bedenken, daß jener jüngste Tag, wie der heilige Augustinus lehrt, eben auch keinen eigentlichen Erdentag von vier und zwanzig Stunden, sondern eine Epoche, oder ein ganzes Zeitalter bedeutet, während dessen der Unglaube seine letzten Kämpfe gegen den

Glauben führen wird. Anstatt nun in jene verschleierten Fernen zu schauen, blicken wir lieber auf das Zeitalter, dem wir selber angehören, und in welchem ein ähnlicher Kampf gestritten wird. Das Christenthum und die Völker der Erde; das Christenthum und die christlichen Völker: dieß mögen die beiden Gesichtspunkte seyn, um welche unsre Betrachtung sich wendet.

1.

Wer zu träge ist, irgend eine Anhöhe zu erklimmen, die in der Nähe seiner Hütte sich erhebt, und einen weiten Ausblick gewährt, dem ist ohne Zweifel diese Fernsicht gleichgiltig; er bleibt lieber zwischen seinen vier Wänden sitzen. Eben so beschränkt zeigt sich der Gläubige, der da meint: es sey ihm genug, für das Heil seiner eigenen Seele zu sorgen, ohne daß er vonnöthen habe, sich um die Zustände der Menschenwelt und der Gegenwart zu kümmern. Wenn Christus selbst, in seiner göttlichen Weisheit, es für nothwendig erachtet hat, unsern Blick auf das Große und Ganze, auf die Weltgeschichte und ihren Ausgang zu lenken: wie dürfen wir da noch behaupten, daß uns dieß alles nichts angehe? Ein Jeglicher ist vielmehr als Theilglied in das Ganze verflochten, und was die Gesammtheit bewegt, muß auch den Einzelnen treffen. Da nun der Zeitpunkt da ist, der mit dem Ablauf des Kirchenjahres in den Anfang des neuen hinüber führt, so halten wir billig eine Umschau in der Gegenwart, und forschen nach den Aussichten, welche für die Sache des Heils, für das Christenthum und die Kirche sich öffnen, um daran zu

lernen, welch einen Werth wir auf den Ausspruch des Herrn zu setzen haben: Himmel und Erde werden vergehen; Meine Worte werden nicht vergehen.

Wollen wir aber in dem Gewirre der Gegenwart erkennen, wie es mit der Hauptangelegenheit der Menschenwelt, mit den Fortschritten des christlichen Heiles sich gestalte, so müssen wir zuerst fragen, wie die Völker, welche das Heil schon besitzen, zu der übrigen Bevölkerung der Erde sich verhalten. Nach der uralten Tradition war der Erlöser am Kreuze mit dem Angesicht gegen Abend gekehrt; das Abendland, also vorzüglich Europa, ist der Welttheil, der den vollen Segen des Christenthums empfieng, und der, mit sehr geringen Ausnahmen, von christlichen Völkern bewohnt wird. Zugleich sind diese Völker, und zwar unstreitig durch die christliche Grundlage ihres Familienlebens und ihrer Ausbildung, im Besitze alles dessen, das ihnen die geistige Uebermacht zusichert; sie sind die lebendige Mitte der Menschenwelt, so daß die Geschicke aller übrigen Völker ihnen untergeordnet erscheinen. Wir werden aber durch diese Thatsache an eine der ältesten Weissagungen erinnert, die der Erzvater Noah über seine drei Söhne ausgesprochen. »Gepriesen, so lautet diese Prophezie, sey Jehova, der Gott des Sem, und Chanaan werde sein Knecht. Gott breite den Japhet aus, und es wohne dieser in den Hütten des Sem, und Chanaan werde sein (d. i. Japhets) Knecht.«

Der Segen über Sem, ist der Segen der Mensch-

heit; Jehova, der Gott des Sem, ist das Menschgewordene Wort, der göttliche Erlöser, der nach dem Fleische aus Semitischem Stamme entsprossen ist, und zwar aus der Hauptlinie desselben, der Familie Abrahams. Die Weissagung, die über Cham und Chanaan ergangen, als den künftigen Knecht seiner Brüder, bewährt sich noch immer an der niedrigen Bildungsstufe und dem selbstverschuldeten sklavischen Zustande der Negervölker, die in Afrika heimisch sind. Aber auch an die unermeßlichen Völker, die von Japhet abstammen, erfüllt sich die Prophezie in stetem Fortschritt. Längst sind diese Völker (vorzüglich Germanen und Slaven) aus Asien nach Europa eingewandert; sie haben weite, früher ganz unbekannte Meere durchschifft, im Festlande und den Inseln Amerika's sich eingebürgert, und über große Gebiete von Afrika, Nordasien, Ostindien und Australien die Herrschaft errungen. Alle diese Völker, sofern sie nicht, wie z. B. die Perser und die Hindus, im Osten zurückgeblieben, sind gemeinschaftlich mit jenen Japhetiden, die schon früher in Europa gewohnt, nämlich Griechen, Römern und Kelten, in die Hütten des Sem eingegangen, d. h. sie haben das Heil der Menschheit, das zunächst dem Semitischen Stamme anvertraut worden, mit Freuden angenommen, und wurden gleich unzähligen Bausteinen in den großen lebendigen Tempel der katholischen Kirche eingeordnet, deren Schlußstein Christus ist. Die Völker des Semitischen Stammes hingegen sind theils verkommen und verwahrlost, theils in der abentheuerlichen Lehre des

Islam befangen, die größentheils aus jüdischen und häretischen Fabeln gewebt, und deren Macht bereits im Untergange begriffen ist.

Ueberall also strecken die christlichen Völker ihre Hände nach der Weltherrschaft aus, d. h. nach der Macht über die ganze Erde; und der gegenwärtige Stand der Dinge berechtigt zu der Annahme, daß diese Herrschaft ihnen nicht entgehen werde. Ist aber, mit und durch dieselbe, auch die Weltherrschaft des Christenthums, die Ausbreitung der heiligen Kirche sicher gestellt? In den jüngst verflossenen Jahrhunderten ist zur Förderung dieser Aufgabe Großes geschehen, vieles auch wieder rückwärts gegangen. Und wahrlich, wie Chrysostomus bemerkt: wenn schon die Apostel, so gering ihre Zahl war, fast zu allen Völkern das Evangelium gebracht haben: wie schnell und nachhaltig müßte das Reich Gottes auf Erden sich ausgebreitet haben, hätte auch nur eine verhältnißmäßige Anzahl der Gläubigen ihre Berufstreue recht bewahrt! Inzwischen sind es nicht die Sünden und Versäumnisse der vergangenen Zeit, mit welchen wir uns hier beschäftigen, sondern die Aussichten der Gegenwart. Da aber Niemand Andre erwecken kann, sofern er selber nicht lebendig ist, noch Anderen geben, was er selbst nicht besitzt, so handelt es sich um das Verhältniß des Christenthums zu den christlichen Völkern, oder was dasselbe bedeutet, um die Reichthümer des Glaubens, der Gnade, des Gottgetreuen Lebens, die dermalen unter den Christen gefunden werden. —

2.

So vielfach die Bekenntnisse, die Ansichten und Meinungen auseinander gehen, in welche die christliche Welt sich spaltet, so daß die Stimmen: »hier ist Christus, hier oder dort allein ist die echte Weisheit, das wahre Heil,« von allen Seiten sich kreuzen, so tritt zuletzt doch nur Ein entschiedener Gegensatz oder Widerspruch ans Licht hervor, nämlich der des Glaubens und des Unglaubens. Der rechte Glaube, da er nicht auf Einem, sondern auf zwei Füßen steht, hat eine zweifache Grundlage. Der eine Boden, auf dem er seine Grundfeste hat, ist die Ueberzeugung von der Allmacht und Heiligkeit eines unendlichen, persönlichen Gottes, der sowohl die Körper- als die Geisterwelt geschaffen. Der andre ist die Thatsache, daß der Mensch nicht aus eigener Kraft von den Fesseln der Sünde und des Todes sich zu befreien vermag; mit anderen Worten: daß er nicht sich selber erlösen kann. Der Glaube erkennt also das Wesen des Christenthums als eine göttliche That, wie dieß der Ausdruck des Apostels lehrt: »Gott war in Christo, die Welt mit Sich selber versöhnend*). Der Unglaube hingegen will in allen Dingen nur die Entwicklung natürlicher und menschlicher Kräfte sehen, und hegt den Wahn, daß die menschliche Vernunft ausreiche, das Wesen und Walten Gottes zu erforschen, ohne doch recht zu wissen, was unter dieser Vernunft zu verstehen sey; da jeder Ungläubige sich eben so zu-

---

*) 2. Cor. 5, 19.

versichtlich auf die sogenannte allgemeine Vernunft, als auf seine eigene beruft.

Der Glaube, dem das Christenthum eine göttliche That ist, kann dasselbe keineswegs als eine bloße, schriftliche oder mündliche Lehre betrachten, sondern er sieht in demselben ein fortwirkendes Heil, ein Werk der Erlösung und Erneuerung für die ganze Menschheit. Diese Verwirklichung des Christenthums ist die lebendige Kirche. Der Unglaube hingegen, der die Nothwendigkeit der Erlösung nicht einsieht, will darum auch von der Kirche nichts wissen; alle geistigen Bedürfnisse und Bestrebungen sollen, nach seiner Forderung, einzig in der bürgerlichen Gesellschaft, oder im Staate, ihre Heimath und Fürsorge finden. Aber selbst unter Denjenigen, welche die Nothwendigkeit einer lebendigen Kirche bekennen, ist in Anbetracht der Art und Weise, wie die einzelnen Gläubigen zu Christo, ihrem Haupte, sich verhalten, seit lange her ein herber und unseliger Zwiespalt herrschend.

Die katholische Lehre nämlich beweiset mit überzeugenden Gründen, wie nothwendig für jene Lebensverbindung die menschliche Vermittlung (des Priesterthums) sey, die Christus selber angeordnet. Diejenigen hingegen, die von der lehrenden Kirche sich losgesagt, bauen auf die haltlose Behauptung, daß ihr Lebensverkehr mit Gott in Christo unmittelbar, durch die einfache Erweckung des Glaubens, aufrecht erhalten werde, und daß sie daher des Priesterthums nicht bedürfen, aus welchem Grunde sie auch sowohl das unblutige

Opfer des neuen Bundes als das Sacrament der Buße abgeschafft haben. Von diesem Standpunkte aus konnte es an dem weitern Fortgang der vermeintlichen Selbsthilfe nicht fehlen; und so ist bei halbgebildeten und flachen Köpfen gar bald die beliebte Redensart üblich geworden: »ich bete meinen Gott an in der weiten Natur und im Lichte der Vernunft; zu Ihm, in Stunden der Weihe und Andacht, erhebe ich meinen Geist; Ihm bekenne ich meine Fehler, und gewinne seine Huld, ohne die Vermittlung eines irdischen Menschen zu Hülfe zu nehmen, der gebrechlich ist gleich mir!«

Aus dieser Lebensfrage haben die unversöhnlichen Kämpfe sich erhoben, welche seit mehr als drei Jahrhunderten die christliche Welt zerreißen. Der erste Schritt der vermeintlichen Reformation war die Lossagung von dem Gottgesetzten Ansehen der lehrenden Kirche. Da jedem Gläubigen der volle Besitz des heiligen Geistes zuerkannt wurde, so wurde er auch für fähig erklärt, aus der Quelle der heiligen Schrift sich selber unfehlbar zu belehren. Dieß mußte zunächst zu einer Zersplitterung in zahllose, vereinzelte Lehrmeinungen führen, in weiterer Folge aber zur Lossagung von der heiligen Schrift selbst, die man nimmer als eine Quelle göttlicher Offenbarung verehrte. An die Stelle des göttlichen Paraklet wurde jetzt die allwaltende Vernunft, die ewige Natur, der Weltgeist, endlich der Geist der Menschheit eingesetzt und zur Gottheit erhoben; und so hat der getrübte Glaube zuletzt dem vollständigen Unglauben Raum geben müssen.

Unverletzt hingegen in ihren Glaubenslehren, unerschüttert in ihrem Baue, unerschöpflich in den Reichthümern ihrer Lebensgüter steht seit mehr als achtzehn Jahrhunderten die apostolische Kirche. Sie hat einen dauerhaftern Grund als die Erde, denn ihr Fundament ist Der, welcher sagen konnte: Himmel und Erde werden vergehen, Meine Worte werden nicht vergehen; in der Menschenwelt aber sein sichtbarer Stellvertreter, den er zum unerschütterlichen Felsengrunde gesetzt und als solchen bezeichnet hat. Ihr lebendiger Bau beruht also in der menschlichen Stellvertretung Christi, zur Fortführung seines dreifachen Amtes und Werkes, mittelst des Priesterthums. Ihr Leben ist der Paraklet Christi, oder der heilige Geist; ihre unverbrüchliche Einheit ist in der apostolischen Mitte, im Nachfolger Petri befestigt; und so bleibt sie die treue Hüterin und Ausspenderin aller Güter, die Christus der Menschheit erworben.

Bei allem dem haben doch die Völker, die, wenigstens dem Namen nach, zu ihr sich bekennen, keine Ursache, sich mit voller Zuversicht ihres Glaubens zu rühmen. In einer großen Anzahl der Katholiken hat Leichtsinn und geistige Trägheit so sehr überhand genommen, daß sie um die Angelgenheit ihres Heils sich wenig oder gar nicht kümmern; die Unwissenheit und Unkenntniß in Bezug auf die Glaubenswahrheiten kann, ohne Uebertreibung, eine ungeheure genannt werden, und mit ihr hält die Nichtachtung der Kirche und des Evangeliums gleichen Schritt. So konnte es nicht

ausbleiben, daß gar viele falsche Heilande und falsche Propheten ihre Stimmen erhoben, und mit mancherlei Luftbildern des Glückes, mit den Plänen einer neuen Weltordnung die Abtrünnigen sowohl als die Schwachgläubigen bethörten.

Um aber diese Zustände der Gegenwart in einem Ueberblicke zu erfassen, wollen wir noch einmal auf die Geschichte der ältesten Vorzeit zurück schauen. In den Zeiten vor der großen, alles verheerenden Fluth geschah es, daß die Kinder Gottes mit den Töchtern der Menschen sich vermählten; aus diesen Verbindungen giengen dann die Giganten hervor, riesige, gewaltige Männer, die sich einen weitgefürchteten Ruf erwarben, und auf Erden viel Böses übten. Als Kinder Gottes bezeichnet die Schrift (wie es Augustinus und die meisten Väter erklären) jene Nachkommen des Seth und Enos, welche gleich diesen in Gottesfurcht und einfacher Sitte wandelten und den Namen Gottes anriefen, d. h. einen gemeinschaftlichen Gottesdienst feierten, wodurch sie die älteste gläubige Gemeinde oder Kirche bildeten. Ohne Zweifel waren sie, nach ihren sittlichen und geistigen Vorzügen, weit edler und herrlicher als die in rohe Sinnlichkeit und Selbstsucht versunkenen Nachkommen des Kain, denen gegenüber sie als Wesen höherer Art geachtet wurden. Als sie jedoch gleichfalls die frühere Glaubenstreue verließen, und, von ganz irdischen Trieben gezogen, mit den Töchtern Kainitischer Familien sich verbanden, da entstand ein neues, übel erzogenes Geschlecht von Gewaltigen, welche neben einer riesen-

haften Stärke viel geistige Uebermacht besaßen. Indem sie nun über die unermeßliche Menschenmenge, welche den damals bewohnbaren Erdraum erfüllte, tirannische Macht übten, und in ihrem Uebermuthe vor keinem Frevel zurück schreckten, richteten sie auf Erden jenes Uebermaß eines unheilbaren Verderbens an, das von der Sündfluth hinweggenommen wurde.

Auch unsre Zeit hat solche Giganten aufzuweisen, nur nicht nach körperlichem Ausmaß, und mit ganz andren Kräften. Sie stammen ebenfalls von Söhnen Gottes und Töchtern der Menschen ab: denn sie sind Enkel oder Urenkel gläubiger und gottesfürchtiger Voreltern, auf welchen die göttliche Vaterhuld geruht hat, aber zugleich auch Kinder jener modernen Bildung und Gesinnung, die eine Kainitische genannt werden kann, insofern sie in Unglauben und stolzem Selbstvertrauen die Gnade Gottes von sich stößt, und den himmlischen Abel, Jesum Christum, anfeindet und verläugnet. Weil sie jedoch einer hoch entwickelten Wissenschaft und Naturkenntniß sich erfreuen, die sie doch ursprünglich nur dem Geiste des Christenthums verdanken, so üben sie durch diese Macht der Intelligenz eine große Herrschaft über die Kräfte und Stoffe der Körperwelt. Sie zersetzen dieselben und vereinigen sie zu neuen Gestalten, sie berechnen die Himmelsweiten der Gestirne; und anstatt der körperlichen Stärke der alten Giganten, besitzen die Japhetiten die Riesenkräfte des Dampfes, der Wurfgeschütze, der mechanischen und elektrischen Bewegung. Sie beherrschen alle Meere, durchforschen die ganze Erde,

und verfertigen mit Blitzesschnelle, was ehedem nur langsam und durch mühevolles Händewerk gefördert wurde.

Bei allem dem will doch die rechte Wohlfahrt auf Erden nicht gedeihen; die Leiden, die Noth, alle die zahllosen Uebel, welche das Kriegsheer und den Hofstaat des Todes bilden, lassen sich nicht beseitigen; das Klima, die Atmosphäre, die Witterung sind Mächte, die sich der Herrschaft der Menschen nicht unterwerfen. Immer sehen diese zuletzt sich gezwungen, ihre Abhängigkeit von einem unendlichen Gebieter einzugestehen, und ein Heil zu suchen, das von oben kommt. Der Segen des Christenthums ist nicht aus der Welt zu verdrängen, und offenbar hat die Kirche wieder an Einfluß und Boden gewonnen. Wenn aber dennoch der heilige Glaube, der uns so nahe liegt, nicht als Lebensmacht die Herzen beherrscht, wenn die christliche Tugend, die echte und einfache Frömmigkeit, der Eifer für die Verherrlichung Gottes nicht in voller Kraft erblühen und reiche Frucht bringen: wo wird die Ursache davon zu suchen seyn?

Nach jenem weltberühmten Siege, den die Truppen Kaisers Carl des Fünften über das Heer des Churfürsten von Sachsen erfochten, hatte sich weithin das Gerücht verbreitet, daß man während der Schlacht wunderbare Zeichen am Himmel, ja Erscheinungen der Engel gesehen habe, welche den Kaiserlichen zum Siege verhalfen. Als nun einige Zeit nachher der Feldherr des Kaisers, Herzog von Alba, nach Frankreich kam,

wurde er vom Könige gefragt, ob die Wunderdinge, die man von jener Schlacht erzählte, in der That sich ereignet hätten? Der Herzog gab eine ausweichende Antwort. Ich war, erwiederte er, damals unten auf der Erde so vollauf beschäftigt, daß mir durchaus keine Zeit übrig blieb, um das zu beobachten, was etwa oben im Himmel vorgieng. — Ein ganz ähnliches Bekenntniß müßten, wenn sie aufrichtig seyn wollen, überaus viele Menschen ablegen, und die Meisten machen dessen auch kein Hehl. Im unaufhörlichen Drängen und Treiben der täglichen Geschäfte befangen, im rastlosen Jagen nach Erwerb, es sey für die unentbehrlichsten Bedürfnisse, oder für das, was Weltsitte, Genußsucht, Mode und Luxus gebieterisch fordern, in der gespannten Aufmerksamkeit auf ganz irdische Ereignisse und irdische Zwecke, ist all ihr Denken und Thun so angestrengt, daß ihnen für die himmlischen Dinge, für die jenseitige und ewige Wohlfahrt, für die himmlische Wahrheit und die unentbehrlichen Heilsgaben Gottes keine Zeit, keine Muße übrig bleibt.

Solchen Ausflüchten gegenüber behält jedoch die Verheißung Christi den Sieg, mit welcher die Kirche ihren Jahreskreis beschließt: Himmel und Erde werden vergehen; Meine Worte werden nicht vergehen. Und wahrlich, da die Gestalt dieser Welt einem so unaufhaltsamen Wechsel unterworfen ist, da alles, was wir mit unsren Sinnen wahrnehmen, immerfort vorüber schwindet, oder anders sich gestaltet, während es dem denkenden Menschen geziemt, vor Allem und über Alles

nach dem Unvergänglichen und Bleibenden zu trachten, so soll dieß die nachhaltige Beherzigung seyn, die wir in das nächste Kirchenjahr mit hinüber nehmen. Die Gestalt dieser Welt wird einst vorübergehen, um einem neuen Himmel und einer neuen Erde Raum zu machen, in welchem weder Sünde noch Streit, sondern Gerechtigkeit und Friede wohnt; und nur der erreicht für die ganze selige Ewigkeit das Ziel seines irdischen Daseyns, der beharrlich den Willen Gottes erfüllt in der Gnade Jesu Christi.

XXII.

# Am Rosenkranzfeste. *)

(Erster Sonntag im October.)

»Selig der Leib, der dich getragen, und die Brüste, die du gesogen.« (Luc. 11, 27.)

---

## Eingang.

Die heilige Kirche, die nicht bloß ihrem göttlichen Haupte und Gründer mit Anbetung und Liebe huldigt, sondern auch seiner jungfräulichen Gebärerin alle die innige Verehrung darbringt, deren sie in so ausnehmenden Grade würdig ist, feiert heute, zunächst zu Ihrer Ehre, das Fest des heiligen Rosenkranzes. Woher dieser Name kommt, ist leicht gefunden. Von Alters her hat man die Worte der Schrift auf sie angewendet, in welcher die himmlische Weisheit einer duftenden Rosenpflanzung verglichen wird, und von der Kirche wird sie, neben andern bildlichen Ausdrücken, auch die geistige Rose genannt, die in ewiger Frühlingsschönheit erblühet. So verehren auch wir sie durch

*) Ursprünglich zur Primizfeier des hochwürdigen Missionärs F. X. Weninger S. J. im Jahre 1828. Die speziellen Beziehungen auf diese Feier sind hier weggeblieben.

einen Kranz von Rosen, den wir ihr flechten und darbringen, wie schon in der christlichen Vorzeit der große Gregor von Nazianz es zu thun pflegte, von dem wir noch die Anrede an die heilige Jungfrau besitzen: »Ich wage es, in tiefer Ehrfurcht vor dir zu erscheinen, und einen Kranz von Blumen, im schönsten Garten gepflückt, dir darzureichen, um dein Haupt damit zu schmücken. Der Garten, den er meinte, ist die heilige Geschichte, das Evangelium; die Blüthen sind alle Geheimnisse des Heils, die sich darin vorfinden, die Gegenstände unsrer dankbaren Freude.

Eine solche Blume, die in den unverwelklichen Ehrenkranz Mariä sich eingeflochten, ist der Segensspruch jener unbekannten Frau, die, nachdem sie die Rede des Herrn vernommen, aus der Mitte des Volkes ihre Stimme erhob und ausrief: Selig der Leib, der dich getragen hat; selig die Brüste, die dich genährt! Welche Worte können vorzüglicher sich dazu eignen, den Werth und die Bedeutung des Rosenkranzgebetes hervor zu heben, als diese, in welcher die erste öffentliche Lobpreisung der Jungfrau ausgesprochen ward? Mit vollem Grunde dürfen wir behaupten, daß die ganze Würde und Erhabenheit der eben genannten Gebetsweise in diesen Worten schon begründet sey. Und dieß wäre das Erste, was unsrer Betrachtung vorliegt. Allein scheint es nicht, daß der Herr den Zuruf ablehnt und tadelt? Erwiedert er nicht, gleichsam zurecht weisend: ja wohl selig, die das Wort Gottes hören und erfüllen? Wir antworten

darauf im Gegentheile: daß alle Kraft und Ersprießlichkeit des Rosenkranzgebetes durch diese Erwiederung des Herrn bestätigt werde. Und dieß wird das Zweite seyn, das wir heute näher erkennen wollen.

1.

Als der Herr einst mitten unter dem Volke stand, die Wege des Heiles lehrte und die Nothwendigkeit des Gebetes, als er die Kranken heilte und die Siechen von bösen Gewalten befreite, da ward er zwar von Vielen schweigend angestaunt und verehrt, die jedoch mit keinem lauten Bekenntnisse sich hervor wagten, weil noch andere, angesehene Leute zugegen waren, die, von Hochmuth und Neid gestachelt, in höhnische Bemerkungen und Fragen sich ausließen. Eine einzige Frau, die mitten in der Menge sich befand, ward von so hoher Freude ergriffen, und von so mächtiger Bewunderung hingerissen, daß sie derselben in dem lauten Ausrufe Worte gab: Selig der Leib, der dich getragen hat. Was wissen wir von dem Namen und Stande dieser Frau? Nach einer alten Ueberlieferung hieß sie Marcella, und war bei der heiligen Martha von Bethania bedienstet; doch kann dieß nicht als zuverlässig gelten. Das Evangelium nennt ihren Namen nicht, wohl aber macht es, wie der heilige Bonaventura bemerkt, die zwei vorzüglichsten Eigenschaften ihres Geistes anschaulich, und zwar ihren Muth und ihre Demuth.

Worin zeigte sich die Stärke ihres Muthes? Darin, daß sie, dem Zuge ihres Herzens folgend,

ganz unbefangen, und ohne die Entrüstung der stolzen und mächtigen Gegner zu fürchten, ihre Stimme so laut erhob, als wäre der Auftrag, den wir beim Propheten lesen, an sie ergangen: »erhebe deine Stimme mit Starkmuth, und fürchte nicht, da du Sions Heil verkündest!« An welchem Zeichen aber erkennen wir ihre Demuth? Daran, daß sie unbekannt und unbeachtet inmitten des Volkes stand, so daß die Worte des Psalmes an ihr erfüllt wurden: »die Armen und Dürftigen, o Herr, werden deinen Namen preisen.« Nur der Muthige giebt Gott die Ehre, weil ihn die Menschenfurcht nicht einschüchtert; und nur der Demüthige hat den rechten Muth, weil ihn die Eitelkeit nicht zurückhält. Beide Vorzüge vereinigten sich in der Seele dieser Frau, die sowohl Jesum als seine wunderbare, jungfräuliche Mutter in dem Zurufe verherrlichte: »Selig der Leib, der dich getragen; selig die Brüste, die du gesogen.«

»Selig der Leib, der dich getragen«; denn er hat Demjenigen zur ersten Lebensheimat gedient, der von Seite seiner göttlichen Wesenheit, oder als ewiges Wort, alle Dinge trägt und bedingt durch seine schöpferische Macht. Es ist ein alter Erfahrungssatz, daß nicht jedes Erdreich jede Art von Frucht bringt. Das eine z. B. ist ein fruchtbarer Boden für Getreide, ein anderes ist für den Wein- und Gartenbau geeignet, oder es birgt edle Metalle in seinem Schooße. Das wunderbare Erdreich, das den göttlichen Erlöser, den Heiland und Preis der Welt getragen, ist die von ewig her erwählte

Jungfrau, die Gesegnete unter den Frauen. Wie sollte also nicht selig gepriesen werden der Leib, der den Urheber und Spender der Seligkeit getragen? wie anders als selig die Brüste, die ihn gesäugt haben? Der Schöpfer aller Lebendigen ist auch der Ernährer derselben, der, vom Geringsten bis zum Größten, für alle fürgesorgt. »Die Augen Aller, heißt es im Psalme, hoffen auf dich, o Herr, daß du ihnen Speise giebst zur gehörigen Zeit. Du öffnest deine Hand, und erfüllest alles, was lebt, mit Segnung.« Welch' ein erhabener, unaussprechlicher, einziger Vorzug einer Mutter, die berufen war, einen Sohn zu säugen und zu nähren, der selber der Urheber des Lebens, der Ernährer aller Wesen ist?

Schön ist die Bemerkung, die der alte Weltweise Favorinus machte, als man in seiner Gegenwart eine gesunde vornehme Frau in Athen überreden wollte, ihr Kind nicht selber zu säugen. Seyd stille, sagte er, und lasset sie lieber ganz und gar eine Mutter ihres Sohnes seyn! Von allen vornehmen Frauen die vornehmste ist Maria, die Tochter Davids, die Königin des Menschengeschlechtes. Sie war auch unter allen die gesündeste, ja leiblich wie geistig die einzig Gesunde und Makellose. Ihr vor Allen war die Ehre vorbehalten, ganz und vollkommen die Mutter ihres Sohnes zu seyn, eines Sohnes, der keinen irdischen Vater hatte, den sie aus den Höhen der ewigen Schöpferkraft empfangen, und den sie selber aufnährte.

Diese wunderbare Auserwählung und Würde ist

es, von der die Jungfrau selbst bekannte: der Herr hat Großes an mir gethan, der mächtig ist, und dessen Namen heilig; ja selbst die künftige Anerkennung ihrer Hoheit war es, von der sie im prophetischen Geiste sprach: »Von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter.« Und da Marcella die erste war, welche diese Weissagung erfüllte, als sie Maria vor allem Volke selig pries, so ist sie dadurch gleichsam die Vertreterin der ganzen Kirche geworden, die von einem Jahrhundert zum andern Maria als die wahrhafte Gottesgebärerin verehrt und preiset. Denn von dem Martyrer Ignatius angefangen, bis herab auf Bernardus und die späteren Lehrer, läßt dieß in einer langen Reihenfolge sich nachweisen. Lasset uns, sagt der heilige Beda, mit der ganzen katholischen Kirche, deren Vorbild jene Frau aus dem Volke geworden, unsre Stimmen erheben, und gegen alle Irrlehrer dem Erlöser zurufen: »Selig der jungfräuliche Leib, der dich getragen hat!«

Diese Irrlehrer, von denen der ehrwürdige Beda redet, versagten der heiligen Jungfrau deßhalb die Ehrfurcht, weil sie, gegen die Warnung des Apostels, Christum zertrennten, d. h. in Ihm eine menschliche und eine göttliche Person unterschieden, so daß sie Maria nur als die Mutter eines Menschen betrachteten. Es giebt noch andre Widersacher, welchen die Verehrung Mariä mißfällt, und diese berufen sich auf die Worte, mit welchen Christus jenen Zuruf erwiedert hat. Es ist ganz augenscheinlich, sagen sie, daß er dieses Selig-

preisen seiner Mutter nicht billigt; er verwirft alle diese Lobsprüche und Grüße, indem er nur diejenigen selig preiset, die sein Wort vernehmen und bewahren. Er verurtheilt sonach solche Gebete und Andachten als unnütz und nichtig; und aus diesem Grunde, behaupten sie, müsse auch das Gebet des Rosenkranzes mißbilligt werden, da es keine Anbetung sey im Geiste und in der Wahrheit.

Die Leute, die in dürrer Vernünftelei diese Sprache führen, die bei Vielen beliebt geworden, beweisen eben dadurch, daß sie in das Verständniß des Evangeliums nicht eindringen. Wenn diejenigen selig genannt werden, die das Wort Gottes gläubig hören und thatsächlich erfüllen, welches Gebet wird dann als das beste und heilsamste zu achten seyn? Ohne Zweifel dasjenige, welches das Wort Gottes in seinem wesentlichsten und reinsten Ausdruck enthält, die Geheimnisse des Heiles am lebendigsten darstellt, und durch öftere Wiederholung dieselben am sichersten dem Gedächtniß einprägt. Allen diesen Forderungen entspricht das Gebet des Rosenkranzes; und es erübrigt daher nur noch, daß wir den reichen und unerschöpflichen Inhalt desselben, so viel das möglich, in einem Ueberblicke zusammen fassen.

## 2.

Von jeher hat man das Gebet des Herrn das abgekürzte Evangelium genannt, weil es in seinen sieben Bitten alles und jedes umschließt, was der göttliche Meister als Wort des Lebens gelehrt. Und wün-

schen wir, wie billig, die Herrlichkeit dieses Gebetes in einfachster und klarster Weise kennen zu lernen, so halten wir uns an die Erklärung, die der heilige Dominikus, der eifrige Verbreiter des Rosariums, in der Kirche von Toulouse vorgetragen, und an einer Reihe von Gleichnissen anschaulich gemacht hat.

Wenn nämlich schwache und hülflose Kinder durch ein wüstes Land wandern müssen, werden sie da nicht eines weisen und gütigen Vaters bedürfen, der sie führt, ernährt und beschützt? Die gebrechlichen Kinder in der Wüste der Welt sind Wir; wir kennen die rechten Wege nicht, noch besitzen wir die Kraft, sie aufzusuchen und zu verfolgen; all' unser Genügen, wie der Apostel lehrt, ist aus Gott. Darum haben wir alle Ursache, mit kindlichem Vertrauen Ihn anzurufen: »Vater Unser.«

Nun führen uns aber unsre irdischen Wege durch ein Land, worin alles Sichtbare in steter Veränderung begriffen, alles wie Nebel und Schatten verschwimmt, und dennoch entweder durch verführerischen Reiz uns anlockt, oder durch Trugbilder schreckt, um uns auf verderbliche Abwege zu verleiten. Wer vermag uns durch diesen täuschenden Wechsel der Dinge, durch die Welt des Scheins, des Irrthums und des Todes auf sicherm Wege zu lenken? Einzig der Unveränderliche und Ewige, der unsterbliche und unsichtbare König aller Zeiten, der Seine unendliche Wesenheit in den Worten kund gethan: »Ich bin, der ich bin.« Aus diesem Grunde rufen wir zu Ihm: »Vater Unser, der du bist.«

Nun finden wir, daß schon in den Psalmen gesagt wird: »Aus den Tiefen, o Herr, habe ich zu Dir empor gerufen; Herr, erhöre meine Stimme.« Und ferner: »Zu Dir habe ich meine Augen erhoben, der Du in den Himmeln wohnest!« Wie wir hienieden der Sonne und der Gestirne nöthig haben, ohne welche die Erde in Finsterniß gehüllt bliebe, und kein Leben auf ihr sich regte, eben so, und mehr noch, bedürfen wir, da wir in geistiger Finsterniß, in den Schatten des Todes weilen, der Erleuchtung und der Gnade von oben, die einzig nur von Dem ausgeht, der die Sonne aller geistigen Geschöpfe ist. Darum blicken wir zu Ihm empor, der über allen erschaffenen Welten thront in der Fülle seiner eigenen Klarheit, und rufen: »Vater unser der Du bist im Himmel.«

Wo der Vater ist, da ist auch das Vaterhaus, nach welchem das Herz der Kinder sich sehnet. Wenn nun Jemand sich vorbereitet und rüstet, um in ein fernes, schönes Land zu wandern, in welchem er seine Heimath finden will, muß derselbe nicht mit der Sprache sich vertraut machen, die dort gesprochen wird? Wir haben, wie der Apostel mahnt, hienieden keine bleibende Wohnstätte, sondern eine zukünftige ist es, die wir aufsuchen. Der Sprachgebrauch, der in der irdischen Welt vorherrscht, ist unheilig und unlauter, indem er bald von Neid und Rachsucht, von Eitelkeit und Hohn, bald von unreiner Lust und Rohheit verderbt wird. Wir müssen also in jener Sprache der Engel zu reden lernen, die in unsrer echten Heimath vernommen wird; und deßhalb beten wir: Geheiliget werde Dein Name.«

Wovon giebt jedoch die unheilige und lügenhafte Sprache Zeugniß, die sich auf Erden so laut macht? Offenbar von der Gewalt, welche Selbstsucht und Sünde über die Menschen ausübt. Sofern wir nun durch ein Landgebiet wandern müßten, in welchem ein grausamer Räuber hauset, der Alle, die er ergreifen kann, zu elenden Sklaven macht: werden wir da nicht zur höheren Gewalt des rechtmäßigen Herrschers die Zuflucht nehmen? Jener Unhold aber ist der Lügner und Mörder von Anfang her; und darum bitten wir den allmächtigen Gebieter und König, daß er allein unser Herr seyn möge, und ganz und gar uns beherrsche und schirme; wie das in den Worten ausgedrückt wird: »zukomme uns dein Reich.« Dein Reich, o Jesu, sagt Chrysostomus, ist erhaben über alle Reiche und Gewalten der Welt, und hilft den Gläubigen sicher hinüber gelangen in das ewige Reich der Himmel.

Allein, diese Pilgerfahrt ist an eine Bedingung gebunden. Wer durch ein feindliches Gebiet reisen will, ohne in Gefangenschaft zu gerathen, muß der nicht mit einer Urkunde, einem Sicherheitsbriefe sich versehen? Worin aber dieser sichere Geleitsbrief bestehe, können wir aus den Psalmesworten entnehmen: »Die Bande und Fallstricke der Sünden haben mich von allen Seiten umgeben, doch Deines Gesetzes, o Herr, habe ich nicht vergessen.« Daß wir also, selbst in den zweifelhaftesten Verwicklungen, mit guter Zuversicht unsre Wanderung fortsetzen, dazu kann nur der Vorsatz und die Bitte uns verhelfen, die ihren Ausdruck in dem Gebete haben: »Dein

Wille geschehe, wie im Himmel, so auch auf Erden.« Den göttlichen Willen thun, sagt Augustinus, ist die höchste Freiheit, und Gott dienen ist soviel als herrschen.

Außer dieser Fürsorge, die gegen die Feinde und Gefahren von außen gerichtet ist, hat der Wandrer noch eine andre zu beachten: Er wird nämlich in Gegenden, wo Noth und Mangel heimisch, mit Speise sich vorsehen. Wenn nun der tägliche Bedarf derselben uns zugesichert wird, jedoch unter der Bedingung, daß wir jedesmal die Anweisung vorzeigen, die von königlicher Hand für uns ausgefertigt ist: werden wir etwa dieselbe vernachlässigen? Ein solches Anweisungsschreiben des ewigen Vaters (wie Chrysostomus lehrt), unterfertigt von seiner Macht und Güte, ist die Vorschrift zur vertrauensvollen Bitte: »Unser tägliches Brod gieb uns heute.«

Allerdings wird nun diese Bitte sowohl als die früheren davon bedingt, daß wir, die wir uns vielfach gegen die Heiligkeit des Vaters verschuldet, nicht in seiner Ungnade verharren, von seiner Huld nicht ausgeschlossen bleiben. Es ist uns aber, als Frucht der Verdienste Christi, die Vergebung der Schuld verheißen, sofern wir reumüthig darum bitten. »Wenn sie zu mir rufen werden, sagt der Herr, werde ich sie erhören, und ich werde wieder ihr Gott seyn.« Allein, diese Erhörung ist noch von etwas andrem abhängig gemacht, das in unsrer eigenen Wahl liegt: »Vergebet, so wird auch Euch vergeben werden.« Wir sollen also den Vater anrufen: vergib uns unsre Schulden; dabei aber nicht vergessen, daß Keiner für sich allein diese Bitte darbringt, weil er sonst

sagen müßte: vergib Mir Meine Schuld; sondern, daß Einer für Alle, und ein Jeglicher für sich und die Anderen bitten soll, ohne irgend Jemanden aus seinem Herzen, und dadurch Sich selber aus dem Herzen Jesu auszuschließen. Es kommt daher alles darauf an, daß wir nicht leere oder lügenhafte Worte aussprechen, so oft wir zu jener Versicherung hinzufügen: »gleichwie auch Wir vergeben unsern Schuldigern.« Warum wird jedoch diese Bedingung so selten in rechter Weise beherzigt? Warum lassen wir so oft von der Sünde uns beherrschen, anstatt den Namen Gottes zu heiligen, und Seinem Reiche unterthan zu seyn, indem wir Seinen Willen, Sein Gesetz erfüllen? Weil wir vom Schimmer und Reiz der äußerlichen Dinge gelockt, von unseren Leidenschaften verblendet, vom Geiste der Lüge getäuscht werden. Sofern nun dem Wandersmanne ein Schild, ein sogenannter Talisman, dargeboten würde, der gegen alle Gefahren ihn sichert, müßte er ihn nicht dankbar annehmen? Ein solcher Schild, der vor allen verderblichen Täuschungen uns verwahrt, ist, wie der heilige Augustinus lehrt, die vertrauensvolle Bitte: »Und führe uns nicht in Versuchung.«

Dieser Bitte ist die Zusicherung gegeben, daß wir nicht heftiger und gewaltsamer zum Bösen versucht werden, als wir zu ertragen vermöchten, sondern daß die göttliche Gnade uns beistehen werde, damit wir die Prüfung bestehen. Allein die Prüfungen selbst sind ebenso unabwendbar als nothwendig für unser Heil; sie wiederholen sich täglich in mannigfacher Weise; daher es

auch im Psalme von den Gerechten heißt: sie werden durch Feuer und Wasser gehen, und der Herr wird sie herausführen in die Heimath der Erquickung. Unser Erdenleben gleicht der Fahrt durch ein stürmisches Meer; wenn viele Gefahren bereits überwunden sind, und der Schiffer landen soll, dann wird er neuerdings von den Klippen und der Brandung bedroht, und ist nahe daran, an der Küste zu scheitern. Steht nun am Strande ein Mächtiger, der ihm durch die Klippen und Wogen zu helfen vermag, wird er wohl säumen, die Hülfe dieses Retters anzurufen? Aehnlich sind es die Schrecken des Todes und der ewigen Finsternisse, die uns bewegen, an den göttlichen Retter uns zu wenden mit der flehentlichen Bitte: erlöse uns von dem Uebel.

In dieser Gedankenfolge ordnet sich (obwohl nicht nach dem Wortlaut) die Erklärung, die der heilige Dominicus vom Gebet des Herrn gegeben, und ähnlich ist auch jene andere, die er, vor den Lehrern und Meistern der Pariser Hochschule über den Gruß des Engels und der heiligen Elisabeth, oder das Ave Maria vorgetragen. In neueren Zeiten fehlt es an frostigen Katholiken nicht, die in ihrer Ueberverständigkeit dieß Gebet gering achten. Fragen wir jedoch die weisen und erhabenen Lehrer der Vorzeit, z. B. Basilius und Chrysostomus, so erwiedern uns beide, daß es in Werth und Würde dem Vater unser am nächsten stehe, und daß der Gebrauch desselben im höchsten Grade geziemend sey, da es das dankbare Andenken der wunderbarsten Wohlthat, des höchsten Mysteriums in sich faßt. Fragen wir den heiligen Johan-

nes von Damascus, und er sagt uns, daß die Lippen aller Frommen gewohnt seyen, der Gottesgebärerin den Gruß des Engels oftmals und mit hoher Freude darzubringen. Fragen wir den heiligen Bernardus, und er erwiedert in begeisterter Rede: Die Himmel erfreuen sich, die Engel frohlocken, die Hölle erbebt, so oft wir mit inniger Ehrfurcht die Worte aussprechen: Gegrüßet seyst du Maria.

Klein ist dieses Gebet nach seinem Umfang, aber herrlich und erhaben in seinen Geheimnissen; bündig in den Worten, groß in der Kraft. Und welchen Zuwachs an Belehrung und Erbauung gewinnt es erst dadurch, daß es mit der Erinnerung an jene Mysterien durchflochten wird, die den Evangelien, der Geschichte der Erlösung entnommen sind, und die unser Heil begründen! Die persischen Frauen segnen, nach morgenländischer Ausdrucksweise, ihre Kinder oder Pfleglinge mit den Worten: alles, was dein Fuß betritt, möge sich in Rosen verwandeln. Nun dürfen wir in Wahrheit sagen: alles, was die heilige Jungfrau gedacht und geredet, gethan und erduldet, ihre Leiden sowohl als ihre Freuden, sind himmlische Rosen; alles, was ihr Fuß berührte, d. h. was auf ihren Erdenwandel sich bezieht, hat sich für uns in Rosen verwandelt. Gleichwie aber an der Rose eine dreifache Gestaltung sich zeigt: zuerst die grünen Blätter des Kelchs, der die Knospe umschließt, dann die rothen, welche die Blume selbst bilden, endlich die verborgensten gleichsam goldenen Fäden, in welche die innersten Blüthenblätter sich umbilden und vollenden, eben so flechten

sich auch durch die Gebetweise des Rosenkranzes die Hindeutungen auf dreierlei Mysterien: zuerst die freudenreichen der Menschwerdung und Kindheit Jesu, sodann die schmerzensreichen seiner Hingabe und seines erlösenden Blutes, endlich die glorreichen seiner Verherrlichung, in welchen auch unser in Christo verborgenes Leben und unsre eigene, künftige Seligkeit beschlossen ist. Wie könnten wir aber diese hohen Mysterien reiflich bedenken und beherzigen, ohne dadurch geistig erhoben, gestärkt, gebessert zu werden?

Die heidnischen Griechen'(namentlich Apulejus) erzählen die Fabel von einem Menschen, der nachdem er in eine Thiergestalt umwandelt oder verzaubert worden, viele Tage umher irrte, bis er einen Strauch voll blühender Rosen fand, die er begierig verschlang, und dadurch seine frühere Menschengestalt wieder erlangte. Die Fabel ist nicht ohne Sinn und Anwendung. Jenem Verwandelten ist, dem Geiste nach, jeder Mensch vergleichbar, den seine Leidenschaften in den Stand der Ungnade und der Todschuld erniedrigt haben. Dafür spricht das Zeugniß des Psalmes: »Der Mensch, da er in Ehren war, hat diese seine Würde nicht verstanden, und ist den unvernünftigen Thieren ähnlich geworden.« Will er diesen Zauber seiner Verblendung und Gebundenheit tilgen, die Bande der Sündenknechtschaft lösen, und soll seine geistige Menschenwürde nach dem Urbilde Christi wieder hergestellt werden, so nehme er seine Zuflucht zu jenen Mysterien des Heils, zu jenen himmlischen Rosen, die das katholische Gebet des Rosenkranzes ihm vor

'Lucianus ὄνος 54.

Augen führt. Wenn er diese Geheimnisse, diese Thatsachen, in welchen das Werk der Erlösung, der Rechtfertigung und Heiligung sich vollendet hat, gläubig in sein Herz aufnimmt, das erlösende Verdienst des Herrn sich aneignet, und zu diesem Ende auch dem Schutze der himmlischen Jungfrau sich empfiehlt, die als Mutter des Lebens die barmherzige Mutter aller Gläubigen geworden, so wird er alsbald auch die wesentlichsten Heilsmittel ergreifen, welche die Kirche ihm darbeut, und in den Stand der Gnade, des Lichtes, des Friedens sich erhoben fühlen. Er wird dann in vollem Maße die Wahrheit des Ausspruchs erfahren: »Ja wahrlich selig diejenigen, die das Wort Gottes hören, und es treu befolgen.«

Wir wollen schließlich noch diesen Ausspruch des Herrn erwägen, um zu erkennen, ob derselbe, nach der Meinung gewisser Leute, wirklich darauf abziele, das Lob und den Ruhm von Maria abzuwenden; ob er nicht vielmehr geeignet sey, ihre Ehre und Würde noch herrlicher hervor zu heben? Selig, wie der heilige Bonaventura sagt, ist Maria, weil sie auserwählt worden, das Menschgewordene Gotteswort in ihrem Leibe zu tragen, an ihrer Brust zu nähren; aber seliger noch, weil sie es auch in ihrem Geiste in größter Treue und Vollkommenheit bewahrte. Denn davon giebt ihr ganzer, himmlischer Wandel Zeugniß, und so bezeugt auch das Evangelium: »Maria bewahrte alle diese Worte (und Ereignisse), sorgfältig sie betrachtend in ihrem Herzen.« Und obwohl es nun, wie Beda be-

merkt, Maria's ausschließlicher und unvergleichlicher Vorzug war, den Gottmenschen zu empfangen und zu tragen, so wird doch auch Jenen die Fülle des seligen Lebens verheißen, welche das Glaubenswort mit ehrerbietigem Herzen aufnehmen, die Gebote des Herrn lebendig in ihrem Geiste tragen, und durch Belehrung und Beispiel diesen lebendigen Glauben auch in die Herzen ihrer Mitmenschen zu pflanzen bemüht sind.

Nicht umsonst hat der Herr gesagt: »Wer den Willen meines Vaters erfüllt, dieser ist mein Bruder, meine Schwester, meine Mutter.« Brüder und Schwestern Christi, wie es der heilige Gregor erklärt, sind Alle, die Ihm, dem Erstgeborenen unter vielen Brüdern angehören, in Glauben und Treue. Mütter Christi aber sind Jene, durch deren Lehrwort und Wandel die Liebe zu Christum in den Herzen der Uebrigen entzündet wird. In welchem wunderbaren, gleichsam verwandtschaftlichen Verhältnisse steht daher zur heiligen Jungfrau ein Jeglicher, der andre Menschen sowohl der Gnade Christi als ihrer mütterlichen Sorgfalt näher bringt? Darum konnte der große Franciscus Xavier mit solcher Zuversicht zu ihr rufen: Hilf mir, o Gebieterin; wäre es wohl möglich, daß du mir deine Hülfe versagst? Eine Bitte wahrlich ist es, die sie uns nicht verweigern wird, und diese lautet: Bitte für uns, o gütigste Jungfrau, daß wir theilhaftig werden der Verheißungen deines göttlichen Sohnes; und deßhalb beschirme uns mütterlich, damit wir sein Wort mit Freude vernehmen, und in Ehrfurcht und Liebe es bewahren.

## XXIII.

# Am Feste aller Heiligen.

»Selig die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Reich der Himmel. Selig die Todten, die im Herrn gestorben.«
(Matth. 4. Offenb. 14.)

---

### Eingang.

Unter vielen Landleuten ist es der Sprachgebrauch, den Frühling mit dem Namen »Auswärts« zu bezeichnen. weil in dieser Jahreszeit das Pflanzenleben, von der Sonne geweckt, aus seine Verborgenheit hervortritt, und in eine Fülle von Knospen, Blättern und Blüthen sich entwickelt. Mit gleichem Rechte könnte der Spätherbst »Einwärts« genannt werden, weil beim Herannahen des Winters das Leben der Gewächse, sowie jenes einer zahlreichen Thierwelt, aus der äußeren Mannigfaltigkeit wieder in sich selber einkehrt, und in die Tiefe sich verbirgt, bis die Frühlingssonne es wieder von neuem hervorruft.

Auch die Kindheit und Jugend des Menschen ist ein solches Hervorblühen, eine Zeit des Frühlings; sein Greisenalter ein Spätherbst, und ein Nahen des Todes, durch welchen er aus dem Gebiete des sichtba-

ren Lebens, vom Schauplatz dieser Erde zurücktritt und verschwindet, ohne doch vernichtet zu werden, da nicht bloß das geistige Leben des innern, verborgenen Menschen fortdauert, sondern auch dem Leibe die Wiedererweckung verbürgt und gesichert ist. In dieser Vergleichung ist vielleicht die Ursache davon zu suchen, daß die heilige Kirche den Spätherbst erwählt hat, um das Andenken derjenigen zu feiern, die zwar aus dem irdischen Leben geschieden, aber kraft ihrer Vereinigung mit Christo auch mit uns in Gemeinschaft geblieben sind, und von denen wir zu glauben Grund haben, daß sie bereits in der Fülle des Friedens sich befinden.

Indem wir nun annehmen dürfen, daß an ihnen längst schon die Verheißungen Christi erfüllt sind: selig die Armen im Geiste, selig die Sanftmüthigen, selig die Friedfertigen, fassen wir diese acht verschiedenen Aussprüche füglich in dem Einen zusammen: »selig die Todten, die im Herrn gestorben, denn, so sagt der Geist, von nun an werden sie ruhen von ihren Arbeiten und Leiden, und ihre Werke folgen ihnen nach.« Selig die Todten: denn nicht die Lebenden auf Erden können schon der vollen Seligkeit sich erfreuen, sondern erst die Verstorbenen; und welche? Die im Herrn gestorben sind, im Glauben und in der Liebe, in voller Einigung mit Christo, und in treuer Ausdauer, denn »wer beharrlich ist bis zum Ende, wird die Krone des Lebens empfangen.« Ihre Werke oder Verdienste bleiben nicht auf Erden zurück, sondern sie nehmen sie mit hinüber; denn »wer auf die Vorschrif-

ten und Wege des Friedens eingeht, dem wird die Freude nachfolgen.« *)

Um also zur Seligkeit zu gelangen, mußten sie auf Erden nach ihrer Heiligung gestrebt haben; oder, was dasselbe ist: sie mußten, um selig zu werden, vorerst heilig geworden seyn. Dieß aber ist die Thatsache, welche uns Andere, die wir noch auf Erden wandeln, am nächsten angeht, daher es sich auch geziemt, sie mit Sorgfalt zu erwägen. Die Heiligen jenseits, oder die Seligen im Himmel, sodann die Heiligen diesseits, oder die Frommen und Gerechten auf Erden: dieß sind die beiden Gesichtspunkte, nach welchen unsre Betrachtung sich ordnen soll.

1.

Es ist schon oft wiederholt worden, was der Grieche Hierokles von einem blödsinnigen Manne erzählt, der auf den Straßen umher gieng, und, wie es die öffentlichen Ausrufer zu thun pflegen, so laut als möglich schrie: Ein Haus zu verkaufen! So oft aber die Leute ihn fragten, was für ein Haus er meine, und wie es aussehe, zeigte er ein unförmliches Bruchstück von einem Backstein vor, und sprach: hier ist ein Stück von dem Hause, das zu verkaufen ist; ihr könnt daraus entnehmen, wie das Ganze beschaffen. Nicht unähnlich verhält es sich mit unsrer Ansicht und Kenntniß von dem großen Hause des Lichtes und der Herrlichkeit, das wir den Himmel der Seligen nennen.

*) Sprichw. 12.

Es soll von uns erworben, errungen, verdient, erkauft werden, aber wir können es nicht schauen. All' unser Wissen ist überhaupt nur Stückwerk; was der Glaube von der jenseitigen Herrlichkeit uns lehrt, geht weit über unsre Vorstellungen hinaus; und sofern wir es versuchen wollen, den Himmel zu schildern, können wir auch nur das Bruchstück eines Ziegels vorzeigen anstatt des Pallastes selbst.

Da es also jedenfalls leichter und auch ersprießlicher ist, von den Seligen im Himmel zu reden, als vom Himmel selbst, so wollen wir lieber ihres seligen Zustandes gedenken, indem wir dieselben aus den Verheißungen beurtheilen, die an ihnen bereits zur Erfüllung gekommen. Die auf Erden arm im Geiste gewesen, weil sie in Demuth wandelten, und in die irdischen Güter nicht das Ziel ihrer Glückseligkeit setzten, sind nun Bürger eines Reiches, in welchem sie mit der Fülle der höchsten und ewigen Güter bereichert werden. Die Sanftmüthigen besitzen das Erdreich, oder das Land der Lebendigen, und haben die Anwartschaft der geistigen Macht über die ganze Körperwelt. Die auf Erden über sich und Andre, über Sünde und Gottentfremdung getrauert, werden nun nachhaltig getröstet, da aller geistige und leibliche Schmerz von ihnen genommen ist. Die nach der Gerechtigkeit gehungert und gedürstet, finden nun Sättigung ohne Ueberdruß; und weil sie über Alles nach dem Wohlgefallen Gottes sich gesehnt, so haben sie nun in Gott die volle Befriedigung ihres Verlangens erreicht.

Eben so ist es mit den übrigen Verheißungen, die jenen sich anreihen. Die auf Erden gegen Andere barmherzig gewesen, haben nun ihrerseits Barmherzigkeit erlangt; denn die Huld und Gnade Gottes hat an ihnen jede Schuld und Makel getilgt, und die Fülle ihres Reichthums an ihnen offenbar gemacht. Die nach Reinheit des Herzens und der Gesinnung gestrebt, erfreuen sich nun der Anschauung Gottes; in der Klarheit seines Lichtes erkennen sie Ihn selbst, sowie das wunderbare Walten seiner Weisheit. Die den Frieden des Herzens errungen, und auch in Anderen gefördert haben, sind nunmehr, weil sie ihrem Urbilde in Christo verähnlicht worden, für immer zur Würde der Kinder Gottes erhoben.

So wissen wir demnach im Wesentlichen von ihrer Seligkeit genug, um daran auch die lebensvolle Beziehung zu beurtheilen, in der sie zu uns stehen. »Selig die Todten, die im Herrn gestorben.« Sie sind selig durch ihre für immer befestigte Lebensgemeinschaft mit Christo. Aber diese ihre Beseligung ist nicht bloß ein gänzliches Freigewordenseyn von Prüfungen, Gefahren und Leiden, wie dieß der Nachsatz ausdrückt: »von nun an ruhen sie von allen ihren Mühen«, sondern sie ist überdieß auch eine himmlische freudige Thätigkeit, eine Theilnahme an der Macht und Herrschaft Christi; denn dieß wird in den Worten angedeutet: »ihre Werke folgen ihnen nach.« Die Verdienste, die sie auf Erden erworben, bleiben ihr ungeschmälerter Besitz, und der segensvolle Einfluß,

den ihr Bemühen und ihr Beispiel auf Erden geübt, wird ihnen keineswegs entzogen.

Wollen wir einigermaßen würdigen lernen, wie groß auf Erden ihr Werk und ihre Bedeutung gewesen, so sagt uns der Weise: »Besser ein Einziger, der Gott gehorcht, als Tausende von Gottlosen.« Und ferner zeigt er darauf hin, wie durch einen einzigen gerechten und weisen Mann oft ein ganzer Staat in Flor gebracht werde, während ein Volk, das Gottwidrig lebt, in Unordnung und Schwäche verkümmert. *) Aehnlich bemerkt auch Chrysostomus: Besser ein Einziger, der den Willen Gottes erfüllt, als Zehntausende, die in Sünden befangen. Ja er wagt sogar zu behaupten: »Führt hundert Myriaden von Kriegern ins Feld und einen einzigen Heiligen, so ist es gewiß, daß dieser mehr ausrichten werde, als alle Anderen.« Scheinen diese Behauptungen nicht gewagt und überspannt? sollten sie nicht zu stark seyn? In einem besondern und höchsten Sinne gewiß nicht. Denken wir nämlich an den Gerechten und Heiligen, der als Menschensohn selber der Quell der Gerechtigkeit, und dessen Verdienst das Fundament ist, auf welchem das Leben Aller beruht, so ist er, für Sich allein betrachtet, ohne Zweifel mehr und größer als das gesammte Menschengeschlecht; denn »der von Oben gekommen, ist über Alle.«

Wenn jedoch diese Wahrheit fest steht, wie ver-

*) Eccli. 16.

hält es sich dann mit den Behauptungen, die wir eben vernommen? Wenn Christus Alles in Allem ist, was bleibt dann noch den Heiligen übrig? Sehr Vieles und Großes. Denn das Verdienst ihres persönlichen Wirkens und Duldens wird dadurch nicht aufgehoben, daß Christus der Quell ihrer Heiligung ist; sondern es steigt vielmehr der Werth der Einzelnen nur in dem Maße, als sie die Gesinnung ihres Erlösers sich angeeignet, sein Werk und seine Absichten gefördert haben, es sey durch eifrige Thätigkeit, oder durch Geduld in Verfolgung und Leiden. In diesem Sinne drückte der Weltapostel seine Freude über Alles aus, was er für die Verbreitung des Evangeliums zu dulden hat, und er nimmt keinen Anstand, zu erklären: »Ich erfülle in meinem Fleische, was an dem Leiden Christi noch mangelt, zu Gunsten seines Leibes, welcher die Kirche ist.« *)

Es kann nicht ausbleiben, daß diese Rede, oberflächlich aufgefaßt, unser Befremden erregt. Ist etwa das Verdienst des Leidens Christi, das er im stellvertretenden Gehorsam auf sich genommen, nicht vollkommen ausreichend für die Erlösung des Menschengeschlechtes? Wie kann nun noch etwas daran mangeln, was nachträglich erst von den Einzelnen erfüllt werden müßte? Damit wir also das rechte Verständniß jener Worte gewinnen, müssen wir dieß fürs erste bedenken, daß am geistlichen Leibe Christi (d. h.

*) Coloss. 1, 24.

in der Kirche) das Haupt mit den Gliedern eins ist, indem ein und dasselbe Leben sie wechselseitig verbindet; so daß deßhalb alle Verfolgungen, welche die streitende Kirche zu dulden hat, eine Erfüllung des Leidens Christi genannt werden. Fürs zweite fehlt allerdings noch sehr viel zur Durchführung der Aufgabe, daß die Kunde vom Heil in Christo zu allen Völkern gebracht, und sein Verdienst ihnen angeeignet werde. Soviel immer aber bisher zu diesem Zwecke geschehen, so konnte es ohne jene schweren Opfer und Leiden nicht zu Stande kommen, denen die apostolischen Männer oder Heilsboten sich unterzogen; und dieß ist es vorzugsweise, was Paulus andeuten wollte.

Aber auch damit ist der Sinn seiner Rede noch nicht erschöpft. Die ganze Fülle der Leiden, sagt Augustinus, ist vollendet worden am Haupte; was nun noch erübrigte, sind die Leiden Christi in den Gliedern seines Leibes. Es geziemt nämlich diesen, sich dem Haupte anzuschließen, und in Geduld und Ergebung ihm nachzufolgen. Da nun die Liebe nicht engherzig ist, nicht nachrechnet und ausmißt, ob das, was sie geduldet und gewirkt, schon genügend sey; so haben die Apostel sowohl als die übrigen Heiligen ein überfließendes Maß von persönlichen Verdiensten erworben, welches, (nach dem Paulinischen Ausspruche) ein Gemeingut der Kirche geworden ist, jedoch so, daß es dennoch jenen Heiligen persönlich angehört, und ihren Fürbitten ein besonderes Gewicht verleiht.

Um dieß anschaulicher zu machen, hat man beispielsweise auf das Schwert des Goliath hingewiesen. Durch sein Vertrauen zu Gott und seinen persönlichen Muth hatte David, als er im Geiste des Glaubens dem Gewaltigen entgegen gieng, dieses Schwert gewonnen. Allein er behielt es nicht für sich, sondern legte es als ein Opfer des Dankes im Heiligthum der Bundeshütte nieder. Einst, als er auf der Flucht vor Saul, und ohne Waffen war, bat er den Priester, der das Heiligthum bewachte, um ein Schwert, und dieser erwiederte: hier ist kein anderes zur Hand, als jenes des Philisters, den du getödtet; wenn du es willst, so nimm es. So durfte also David von dem Schwerte, mit welchem er siegte, wieder Gebrauch machen, obwohl er es dem Herrn dargebracht und geweiht hatte.

Das Schwert des Geistes, mit welchem die Heiligen auf Erden gestritten, und über alle Mächte des Unheils gesiegt, haben sie im ewigen Heiligthum niedergelegt, wo sie nun ruhen von ihren Arbeiten; es gehört ihnen aber dennoch an, weil ihre Wirksamkeit nicht aufgehört hat, sondern in und mit Christo fortdauert. Was sie in Glauben und Liebe, in Gerechtigkeit und Geduld gethan und gelitten, haben sie Gott dargebracht; da jedoch ihre Werke ihnen nachfolgen, so bleiben sie dennoch im Besitze der Verdienste, die sie auf Erden errungen. Dadurch aber werden wir billig schon zu der Frage gedrängt: Auf welchen Wegen, durch welche Mühen sind sie auf Erden zu jener sitt-

lichen Vollendung gelangt, die der Grund ihrer Seligkeit geworden, und die wir als Heiligkeit bezeichnen? Und da die letztere die wesentliche Bedingung ist, ohne welche Niemand in das Reich der Seligen eingeht: worin besteht sie, und wie wird sie von uns Irdischen erworben? Auf diese Frage wollen wir jetzt unsre Aufmerksamkeit wenden.

2.

Es giebt, wie der Weise lehrt, gar manchen Weg, der für den rechten gehalten wird, und dessen Ausgänge zum Verderben führen. Wer den rechten Weg genau kennen soll, der muß auch mit den Abwegen bekannt seyn, die den Unkundigen so leicht von der wahren Richtung ablenken und in die Irre führen. Diese Abwege aber sind oft sehr täuschend, und können nur von Dem gemieden werden, der im Lichte des echten Glaubens und der Wachsamkeit wandelt. So z. B. hat irgend Einer sich die Worte gemerkt: »nicht Opfer verlange ich, sondern Barmherzigkeit;« so wie ferner: »gebt Almosen, und dann wird euch alles rein werden;« und darauf baut er nun seine Ansicht, daß sonst nichts zum Heile gefordert werde, als die wohlthätige Nächstenliebe. Ein Andrer beruft sich auf das Zeugniß: daß die Frömmigkeit die Verheißung des Lebens besitzt, des jetzigen wie des künftigen, und meint deßhalb alles gethan zu haben, wenn er die gottesdienstlichen Uebungen nicht verabsäumt. Der Eine will also nur eine gewisse Art von Tugend ohne Religion,

der Andre will nur Religion, ohne auf die Tugend einen sonderlichen Werth zu setzen.

Nicht minder gefährlich sind die Mißverständnisse und falschen Ansichten, die sich auf das Verhältniß zwischen der Gnade Gottes und der menschlichen Willensfreiheit beziehen. Wer diese letztere zu gering ansetzt, und das Heil des Menschen fast ausschließlich der Gnade zuschreibt, der sucht die Rechtfertigung einzig im Glauben oder vielmehr Vertrauen an die Verdienste Christi; von einer wirklichen Erneuerung hingegen, von einer innern Heilung und Kräftigung des Willens kann bei dieser Annahme kaum die Rede seyn. Wiederum, wer weder die Dürftigkeit des Menschen ohne Gott, noch die Thatsache kennt, daß die Gnade Gottes jedem möglichen guten Werke und Verdienste als wesentliche Bedingung voraus gehe, der hält die bürgerliche Redlichkeit, die Erfüllung der gesellschaftlichen Pflichten für das Höchste; ungefähr so, wie auch den Heiden nichts höher galt, als die Bürgertugend; von der christlichen Gerechtigkeit hingegen hat er keine Ahnung.

Nun gebeut uns aber der Herr: seyd vollkommen, seyd heilig, wie euer Vater im Himmel. Im höchsten und unbedingten Sinne kann nur Gott allein heilig genannt werden. »Der Herr ist wahrhaft in allen seinen Worten, und heilig in allen seinen Werken.« *) Da er, als der Unendliche, die Fülle des Le-

*) Ps. 144.

bens und der Seligkeit in seinem eigenen Wesen besitzt, und Sich selber vollkommen genügt, so hat er die Geschöpfe nicht deßhalb aus dem Nichts hervorgerufen, als ob er derselben bedürfte, sondern in reiner Liebe, die nur spendet, ohne zu nehmen. Gott ist der unendlich Heilige, denn er ist die Liebe, oder, wie die Griechen sich ausdrückten: der Neidlose. Sofern nun die geistigen Geschöpfe in die Absicht Gottes, d. h. in die Bestimmung, die er ihnen gegeben, aus eigenem Entschlusse eingehen, also seinen Willen erfüllen, und seiner heiligen Liebe sich zuwenden, so werden sie geheiligt, um durch Vereinigung mit Ihm für immer an seiner Seligkeit Theil zu nehmen.

Das ganze Verderben auf Erden ist daraus hervorgegangen, daß der Stammvater des Menschengeschlechts in dieser Gegenliebe, in dieser kindlichen Ehrfurcht nicht beharrte, so daß in Folge seines Abfalls der Geist Gottes von ihm wich. Wiederum beruht die Rettung und das Heil des ganzen Menschengeschlechtes einzig darauf, daß der zweite und himmlische Mensch, der deßhalb (unter den Irdischen) der allein Gerechte und Heilige genannt wird, seine Treue und Ehrfurcht zu Gott bis zur äußersten Grenze der Prüfung bewährt hat. Wird nun das Verdienst, das Christus der ganzen Menschheit als Erbtheil erworben, dem einzelnen Menschen zugeeignet, was als Gottes Werk in der Taufe geschieht, so wird derselbe dadurch von der alten Schuld gerechtfertigt, und zugleich durch Wiederaufnahme in die Huld Gottes geheiligt. Und

wenn er nun auch persönlich, d. h. mit seiner eigenen Willenskraft und Bemühung, in dieser Gnade sich befestigt, und bewährt, was freilich nicht mit einem Male geschieht, so wird er mittelst der Heiligung, die ihm von Oben zu Theil geworden, schrittweise auch die Heiligkeit gewinnen, oder nach dem Wohlgefallen Gottes einen heiligen Wandel führen. Zu dieser Aufgabe gehört nun freilich, neben der steten Hülfe der Gnade, die dem aufrichtigen Gebete verheißen ist, die volle Kraft und Beharrlichkeit eines guten Willens; weil das Himmelreich nur von den Gewaltigen errungen wird.

Sofern wir nun dieß alles reiflich bedenken, werden wir ohne Mühe erkennen, was von einer Tugend ohne Religion, oder einer Religion ohne Tugend zu halten sey. Was die erstere anbelangt, so ist es allerdings möglich, daß der Mensch das Sittengesetz, welches seine Vernunft ihn lehrt, beobachten, seine Leidenschaften beherrschen, und auf einer gewissen Stufe von sittlicher Würde sich behaupten könne. Den Beweis davon finden wir bei vielen willensstarken Menschen, und insbesondere bei jenen heidnischen Weltweisen, die sich die Stoiker nannten. Aber eben diese Stoiker wußten nichts von einem heiligen, persönlichen Schöpfer, und eben so wenig von der göttlichen Liebe; sie glaubten nur an ein blindes Schicksal und an ihre eigene Kraft; der Götze, dem sie huldigten, war ihr eigenes Selbst. Gleich ihnen steht jeder Tugendstolze, der auf sich selbst vertraut, und Gott nicht anruft, einsam in der Welt,

einem Dämon vergleichbar, ohne Hoffnung und Liebe; und da er sich durch eigene Kraft nicht erlösen kann, so bleibt er von Gott entfernt und entfremdet. Darum wird nur denjenigen das Heil verheißen, die ihrer tiefen Dürftigkeit sich bewußt sind, indem sie lebhaft fühlen und einsehen, daß auch die reichsten irdischen Schätze und Kenntnisse ihnen doch nicht die Kraft verleihen, sich zur Fülle des Lebens zu erheben, oder sich selber zu beseligen. Diese allein sind weise genug, um es einzusehen, daß die Tugend ohne Religion etwas Hohles und Trügerisches sey; und nur von ihnen gilt der Ausspruch: »selig die Armen im Geiste.«

Allein bei diesem Ausspruche bleibt der Herr nicht stehen; er zeigt die Nothwendigkeit des Fortschrittes zu einer höhern Stufe in den Worten: »selig die Sanftmüthigen.« Da die Sanftmuth die Blüthe aller Tugenden ist, so wird daraus schon ersichtlich, daß der Herr keine religiöse Gesinnung will ohne ein sittliches Bestreben, das mit ihr das gleiche Maß hält. Der Glaube, der nicht in der Liebe wirksam ist, oder keine Werke hat, ist nach den Zeugnissen aller Apostel ein todter Glaube, der nichts fruchtet. Worin aber kann diese vermeintliche Frömmigkeit bestehen, die um keine Uebung der Tugend sich bemüht? In der ganz äußerlichen Beobachtung jener religiösen Vorschriften und gottesdienstlichen Gebräuche, wie sie von der Kirche angeordnet sind, wohl auch in dem Vertrauen auf die Verdienste Christi und die Fürbitte der Himmlischen, aber ohne Selbstüberwindung, ohne Kampf gegen das

Böse, das im eigenen Herzen brütet. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn in Begleitung dieser falschen Frömmigkeit Aberglauben, Rohheit, bitterer Eifer und andre Uebel auftreten, durch welche in den Augen der Welt auch die wahrhafte Religion verdächtigt wird.

Ein Schüler des großen Abtes Makarius, der auf dem Berge Nitria seinem Meister eine Strecke voran gieng, traf einen fanatischen Götzenpriester an, der mit einer Keule bewaffnet war, und nach dem Gebrauche dieser Leute wie ein Rasender sich gebärdete. Wohin? rief er ihm zu, wohin so eilig, du böser Dämon? Nennst du mich, rief dieser, einen Dämon der Hölle, so will ich auch als ein Solcher dir begegnen. Er hielt Wort, und schlug unbarmherzig auf den Jünger los, bis dieser zu Boden sank. Bald nachher kam dem Wüthenden Makarius selbst in den Weg, und grüßte ihn ganz unbefangen und in holdseliger Freundlichkeit mit den Worten: Gott tröste dich, guter Mann, Gott helfe dir. Was hast du gutes an mir gesehen, rief der Heide, daß du mich so begrüßest? Makarius lobte an ihm das Wenige, was er zu loben fand, und es gelang ihm nicht bloß, ihn für Christum zu gewinnen, sondern erwarb auch an ihm einen seiner trefflichsten Jünger. Was diese Begebenheit lehrt, ist anschaulich genug, Jener ältere Schüler des Makarius war ohne Zweifel von einem großen religiösen Eifer beseelt, allein er verband nicht damit, gleich seinem Meister, die himmlische Tugend der Liebe.

Worin also liegt die ganze und volle Wahrheit

In der Befolgung der Vorschrift, daß man das Eine thun, und das Andere nicht unterlassen soll. Die Tugend, oder, was dasselbe bedeutet, die vollendete Sittlichkeit ist zugleich Gehorsam gegen Gott, Erfüllung des göttlichen Willens. Die echte Religion aber, als Anbetung Gottes und Hingebung an seine unendliche Weisheit und Güte, ist unzertrennlich von wahrhafter Tugend. Darum bezeichnet auch der heilige Thomas Aquinos die Andacht als die Bereitwilligkeit, sich allem dem zu unterziehen, was zum Dienste Gottes oder zum Gottesgehorsam erfordert wird. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß wir zu dem einen, wie zum andern, zur echten Religion wie zur Gottgefälligen Tugend durch niemand Andern befähigt worden sind, als durch den göttlichen Mittler, der Sich selbst für uns hingegeben hat, um uns von aller Ungerechtigkeit zu erlösen und zu reinigen, damit wir ein Ihm wohlgefälliges Volk seyen, das nach guten Werken strebt *). Unsere Religion sowohl als unsere Tugend hat daher einen und denselben Lebensgrund; die eine beruht in dem Glauben an Ihn und seine Offenbarung; die andre in der Nachfolge oder Nachahmung seines Wandels und Vorbildes, in welchem alles, was er in unserm Evangelium selig preiset: die Armuth, die Sanftmuth, die Milde, die Reinheit, die Friedfertigkeit in höchster Vollendung ausgeprägt erscheint.

Wir wollen inzwischen auch unter den Irdischen ein

*) Tit. 2.

kleines Beispiel aufsuchen, an welchem diese Wahrheit anschaulich wird. Nach dem Berichte des gelehrten Rufinus lebten zu seiner Zeit in einer gemeinsamen Zelle zwei Brüder, deren hohe Vollkommenheit überall gerühmt wurde. Darum gieng einst einer der älteren Väter hin, um diese gepriesene Frömmigkeit zu prüfen. Er trat in ihre Hütte, ward mit Freude und Ehrerbietung empfangen, und stimmte mit ihnen, wie es gebräuchlich war, einige Psalmen an. Nach vollendetem Gebete gieng er hinaus, um den kleinen aber sorglich gepflegten Gemüsegarten anzusehen; ließ es jedoch dabei nicht bewenden, sondern schlug mit seinem Stabe so gewaltig auf die Küchengewächse los, daß nur sehr wenig verschont blieb. Die Brüder sahen ganz gelassen zu, ohne eine Miene zu verändern. Nachdem aber der Altmeister wieder hinein gegangen, und mit ihnen das Vespergebet gesprochen hatte, sprachen sie: Vater, es wäre nun Zeit, daß du Speise zu dir nimmst; wenn du befiehlst, so wollen wir die eine Kohlstaude dir zubereiten, die übrig geblieben. Der Greis aber rief: Ich danke Gott, denn ich sehe den heiligen Geist, den Geist der Stärke, Demuth und Geduld in euren Herzen wohnen! — Diese Brüder, die eine so unerwartete Prüfung bestanden, zeigten sich nicht bloß in Andacht und Frömmigkeit, sondern auch in hoher sittlicher Kraft und in einem Frieden bewährt, den keine äußere Störung zu erschüttern vermochte. Sie waren der Welt und der Leidenschaft abgestorben, und ihr Leben verborgen mit Christo in Gott. Den Weg der

Selbstverläugnung haben Alle sich erwählt, die wir als Heilige ehren; doch selig wurden sie erst am Ziele ihrer Prüfungen. Selig die Todten, die im Herrn gestorben sind; von nun an ruhen sie von allen Mühen und Leiden; sie frohlocken in der Glorie, sie erfreuen sich in ihren Wohnungen. — Selige Himmelsbewohner, die ihr, der heiligen Jungfrau und den Aposteln beigesellt, die Herrlichkeit Gottes schauet: wir blicken hoffend zu euch empor, und vertrauen auf eure Fürbitte; denn Christus ist mit euch, und ihr mit Christo, in der Glorie des Vaters.

XXIV.

# Gedächtnißfeier der abgeschiedenen Gläubigen.

»Gütig ist der Herr, und giebt Stärkung am Tage des Leidens; er beschützt die, so auf Ihn hoffen, und läßt nicht eine Drangsal nach der andern sich erheben.« (Nahum. 1, 7, 9.)

---

## Eingang.

»Wie der Vogel geboren ist zum Fluge, so der Mensch zu Mühen und Leiden.« Schon zu Hiobs Zeitalter war dieser Sinnspruch üblich, und binnen der Jahrtausende, die seither vergangen, ist es damit nicht anders geworden. »Ein Frohndienst ist das Leben des Sterblichen, seine Tage sind gleich den Arbeitstagen eines Söldners.« Die Frage ist nur, wann diese Beschwerden und Leiden ihr Ende erreichen? Wird dieß am Schlusse der irdischen Wanderung geschehen? Es werden wohl die Todten selig gepriesen, die im Herrn gestorben, und es ist durch die Offenbarung verbürgt, daß ihre guten Werke ihnen nachfolgen, und daß sie von nun an ruhen werden von ihren Mühen. Allein wie steht es um Solche, die nicht im Herrn gestorben, die nicht in der Gnade, in Glauben und Liebe von hinnen geschieden, sondern in einer Gott entfremdeten

Gesinnung? Auch von ihnen, wie von den selig Verstorbenen, gilt das Wort, daß ihre Werke ihnen nachfolgen. Und darin, wie Augustinus bemerkt, zeigt sich das unselige Geschick dieser Menschen: die Gegenstände ihres Verlangens (Lust und Besitz), durch welche sie zur Sünde sich verleiten ließen, müssen sie aufgeben und hienieden zurück lassen, während sie die Sünde selbst als ewige Schuld mit hinüber tragen.

Dieß sind die beiden völlig entgegengesetzten Zustände, die den Menschen am Ausgange seines Erdenlebens erwarten. Sollten sie aber auch die einzigen seyn, so daß zwischen ihnen nichts in der Mitte liegt? Giebt es keinen Mittelzustand zwischen der ewigen Vereinigung mit Gott und der ewigen Trennung? Und findet sich nirgends eine Anstalt der Nachhülfe, um den Menschen, auch nachdem sie schlimme Wege gegangen, doch letztlich, um ihrer Reue willen, das Heil zu sichern? Nur Wenige sind es, die hienieden zu einer hohen sittlichen Vollendung gelangen; allein so übergroß und so herrlich ist, der menschlichen Gebrechlichkeit gegenüber, die Macht der erlösenden Liebe, daß sie jenseits sowohl wie dießseits für die Unvollkommenen und Schwachen gesorgt hat: dießseits durch jenen Uebergangszustand von der Sünde zum Heile, der die Buße genannt wird; jenseits durch den Zwischenzustand, den wir das Purgatorium, oder das Feuer der Läuterung nennen.

Das eine wie das andere finden wir angedeutet in den Worten des Propheten: »Gütig ist der Herr, und giebt Stärkung am Tage des Leidens; er beschützet

die, so auf Ihn hoffen, und läßt nicht zu, daß Eine Drangsal nach der andern sich erhebe.« Und obwohl diese Andeutung, für den ersten Blick, nicht klar und bestimmt verständlich hervor tritt, so soll sie doch im Verlaufe unserer Betrachtung uns verständlich werden. Da wir nämlich heute das Andenken jener zahlreichen Abgeschiedenen feiern, von denen wir anzunehmen Grund haben, daß sie noch in Leiden befangen sind, und da wir unsrerseits ihr Geschick zu erleichtern, aber keineswegs zu theilen wünschen, so wird es gerathen seyn, sowohl an ihren Zustand als an den unseren zu denken. Das Fegefeuer jenseits, oder die Läuterung im künftigen Leben: das Fegefeuer dießseits, oder die Läuterung im jetzigen Leben: dieß mögen die Aufgaben unserer reifen Erwägung seyn.

1.

Wer kennt die alte Mahnung nicht, daß man den Todten nichts anderes nachsagen solle, als das Gute? Es liegt darin theils der Gedanke, daß wir gegen die Verstorbenen ähnliche Pflichten der Liebe und Schonung zu beobachten haben, als gegen die Lebenden, theils aber und vorzüglich die Warnung, dem Urtheile Gottes, der allein ihr Richter ist, nicht vorzugreifen. Demungeachtet hat ein großer und weit verehrter Gottesdiener, der heilige Pachomius, in einem besondern Falle das Gegentheil gethan. Als er einst auf der Wanderung sich befand, um die zahlreichen Ansiedlungen der Anachoreten zu besuchen, über die er die Aufsicht führte, traf er den glänzenden, von zahlreichen An=

verwandten begleiteten Leichenzug eines eben verstorbenen Mönches. Sogleich gebot er den Begleitern still zu stehen, die kostbaren Teppiche, die den Sarg bedeckten, zu verbrennen, und die Leiche ohne Sang und Klang oder sonst eine Feierlichkeit in das Grab zu senken. Alle inständigen Bitten, daß er den Befehl zurück nehmen möchte, blieben fruchtlos; denn, so erwiederte er: je prunkvoller die Ehren, die ihr ihm erzeiget, desto größere Strafen häuft ihr auf diesen Todten, dessen Wandel stets ein lauer und fahrlässiger gewesen. Darum sollen eure Psalmen verstummen, und der ganze Pomp muß beseitigt werden; damit diese heilsame Schmach seiner Seele zur Sühnung gereiche.

Was wir aus dieser Begebenheit lernen, ist die Weisung, in unsren Urtheilen über den Zustand der Verstorbenen nicht des Guten allzuviel zu thun, und die zwar herbe, aber allein berechtigte Wahrheit nicht mit gesuchten, empfindsamen und süßen Redensarten zu verhüllen. Wenn wir nicht von den Verstorbenen insgesammt und ohne Unterschied, sondern nur von denjenigen reden, die noch im Zustande der Läuterung sich befinden, so sagen wir immerhin von diesen vorzugsweise nur Gutes. Denn auch von ihnen gilt der Ausspruch: selig die Todten, die im Herrn gestorben. Auch sie sind ja hinübergegangen im Stande der Gnade; sie sind also geheiligt, und in die Lebensverbindung mit Christo aufgenommen; sie erfreuen sich der Huld Gottes, zu dem sie nimmer wie Knechte, sondern wie Kinder sich verhalten, und die selige Erbschaft ist ihnen

zugesichert. Was wir ihnen aber nicht nachrühmen dürfen, ist der Nachsatz: daß sie nun schon ruhen von ihren Leiden und Mühen; was bei ihnen noch keineswegs der Fall ist.

Was nämlich diese Arbeiten, Mühen und Opfer anbelangt, denen sie hienieden sich unterzogen, so hat denselben entweder die Beharrlichkeit und Ausdauer gemangelt, oder die Lauterkeit der Absicht. So z. B. war Mancher sehr sorgfältig in seinen gottesdienstlichen Uebungen, aber ohne gleichmäßigen Eifer für die sittliche Vollendung, für Gerechtigkeit und Tugend. Oder er war gewissenhaft in Allem, was die geselligen und bürgerlichen Pflichten fordern, dabei aber ohne lebhaftes Verlangen nach Gott und dem göttlichen Wohlgefallen. Andre sind in guten Werken jeder Art nicht müßig geblieben, ohne jedoch die Einmischung der Eitelkeit, der Werkheiligkeit und andrer unlautern Regungen abzuwehren, oder das Gesetz des Evangeliums nach allen seinen Forderungen zu erfüllen. Sie haben also versäumt, mit ihrer ganzen Willenskraft in die Gesinnung Christi einzugehen; sind auf den Wegen der rechten Demuth, Reue und Genugthuung zurück geblieben, und müssen nunmehr schmerzlich empfinden, was sie vernachläßigt, und durch Leiden und Sehnsucht geläutert werden.

Je reiflicher wir über solche Verhältnisse nachdenken, desto gewisser wird es uns werden, daß sowohl der Barmherzigkeit Gottes, als der Halbheit oder Unvollendung der Menschen nichts angemessener sey, als ein solcher Läuterungszustand, welchen die heilige Katharina

von Genua die große jenseitige Siechenanstalt zu nennen gewohnt war. Wir könnten und sollten daher mit der einfachen Glaubenslehre uns begnügen. Allein es liegt nun einmal in der Gewohnheit unseres Sinnenlebens, daß wir lieber an sinnfällige oder augenscheinliche Thatsachen uns halten, als an die übersinnliche Wahrheit; daher auch die Neugierde in den Meisten viel reger ist, als die Wißbegierde. Da entsteht nun die Frage: ob es zu unsrer Belehrung und Warnung nicht jedenfalls ersprießlich wäre, wenn es jenen Leidenden je zuweilen gestattet würde, sich in irgend einer Weise uns bemerkbar zu machen? Wir können darauf erwiedern, daß zwar Niemand außergewöhnliche Zeichen fordern dürfe, die er zur Bedingung seines Glaubens macht; daß jedoch an Erzählungen kein Mangel sey, die von solchen Erscheinungen berichten. Je größer aber die Zahl derselben, desto nothwendiger wird es, sie sorgfältig zu prüfen, um nicht Wahres und Falsches zu vermengen. Wir wollen, um dieß einzusehen, beispielweise zwei besondere Ereignisse auswählen, die einer nicht fernen Vergangenheit angehören, und welche uns zeigen werden, daß solche Fälle nicht selten als wohlverbürgte Thatsachen, gar oft aber auch als bloße Bilder der Phantasie zu betrachten seyen.

Das erste Beispiel ist schon durch den Namen des ehrwürdigen Mannes verbürgt, der es berichtet. Bernardinus da Busto, ein eifriger und weitberühmter Missionär, hatte, wie er selbst erzählt, einen Bruder, Namens Bartolomeo, der in einem Alter von acht Jahren er-

krankte und starb. Gleich am folgenden Tage nach seinem Tode wurde in der Kammer, wo er zu schlafen pflegte, von allen Mitgliedern der Familie eine klare, milde Knabenstimme vernommen, die ein Vater unser, Ave Maria und Credo betete, und in welcher Alle ganz genau die Stimme des kleinen Bartholomeo erkannten. Die nächstfolgende Nacht hatte sich eine viel größere Anzahl von Leuten eingefunden, die in jener Schlafkammer verweilten. Sie Alle sahen die Lampe, die in einer Ecke brannte, wie durch einen Hauch plötzlich erlöschen, und unmittelbar nachher hörten sie die ihnen wohlbekannte Stimme, welche die nämlichen Gebete mit dem Ausdruck großer Innigkeit wiederholte. Dieß geschah noch mehrere Nächte nach einander, so daß die ganze Nachbarschaft Gelegenheit hatte, sich davon zu überzeugen; dann ward es stille. Der ehrwürdige Bernardinus fügt diesem Berichte die Bemerkung bei: sein so früh verstorbener Bruder sey ein unschuldiger, überaus gutmüthiger Knabe gewesen, der kaum einen andern Fehler hatte, als daß er vor dem Einschlafen oft sein Abendgebet versäumte, obwohl ihn die fromme Mutter fleißig daran mahnte; diese immerhin leichte Sünde habe er an demselben Orte abbüßen müssen, an welchem er sie verschuldet. Wie nun gegen die innere (objective) Wahrheit dieser Geschichte nichts Vernünftiges sich einwenden läßt, eben so finden sich in alter und neuer Zeit solcher Ereignisse viele, welche die strengste Prüfung nicht zu scheuen haben. Wie sehr es aber auf diese Prüfung ankomme, das soll an einem andern Erlebnisse uns anschaulich werden.

Ein gelehrter und erleuchteter Priester *), welcher nicht gewohnt war, übergewöhnlichen Dingen voreilig Glauben zu schenken, hatte die Kunde erhalten, daß sein greiser Vater, der an einem neunzig Miglien entfernten Orte wohnte, in schwerer Krankheit darnieder lag, und daß man am Aufkommen desselben zweifelte. Einmal mitten in der Nacht, da er bereits, wiewohl vollkommen wach, auf seinem Lager ruhte, öffnete sich die Thüre seiner Stube, die er sorgfältig verschlossen hatte, und eine Gestalt trat herein, in welcher er ganz deutlich seinen Vater erkannte. Wer bist du? rief er, bist du mein Vater? Die Gestalt bejahte. Was befiehlst du, fragte er ferner, und womit kann ich dir dienen? Darauf erwiederte die Erscheinung: Ich bin gestorben, und befinde mich an einem Orte der Sicherheit und des Heils; es ward mir aber erlaubt, mich dir sichtbar zu machen, damit du und deine Ordensbrüder für mich beten. Neuerdings fragte der Priester: Was für ein Zeichen giebst du mir, daß alles das Wirklichkeit sey, und nicht ein bloßes Spiel meiner Einbildungskraft? Die Wahl wurde ihm selber anheim gestellt, und so bat er nun: Lasse die Thüre, durch welche du herein gekommen, offen stehn. Ich lasse sie offen, antwortete die Gestalt, und verschwand aus seinen Augen.

Die Kammer war jetzt wieder so finster als vorher, und der Priester, dem ohnehin jeder Schlummer

---

*) Vielleicht Niemand Andrer, als der berühmte und treffliche P. Cesare Calino S. J. selbst, der diese Geschichte erzählt.

fern blieb, brachte die übrige Nacht im Gebete für seinen Vater zu. Als endlich das erste Morgengrauen durch das Fenster dämmerte, und er sogleich den Blick nach der Thüre wendete, fand er dieselbe — verschlossen. Er sah näher zu; und da sie mit Schloß und Riegel genau so gesperrt war, wie am Abend vorher, das verheißene Wahrzeichen also nicht zutraf, so urtheilte er daraus, daß es keine Vision gewesen, die er mit wachen Augen gesehen, sondern eine bloße Täuschung seiner Fantasie, hervorgerufen durch das angestrengte Denken an den Kranken. Sein Urtheil wurde auch gar bald bestätigt, als er von der vollen Genesung seines Vaters die Nachricht empfing. Sofern wir nun beide diese Erzählungen gegen einander halten, was wird aus ihrer Vergleichung sich ergeben? Daß es allerdings vermessen wäre, den Erscheinungen der Verstorbenen, von welchen die Schrift und die Kirchengeschichte so großartige Beispiele erzählt, die thatsächliche Wirklichkeit abzuläugnen; daß man jedoch in allen Begegnissen der Art mit Umsicht und Behutsamkeit vorgehen müsse. Ohnehin bilden die Visionen nicht die Grundlage, auf welche die lehrende Kirche ihre Glaubenswahrheit baut, und berühmte Gottesgelehrte, wie z. B. Suarez und Cajetanus, sagen ganz einfach: »Die Lehrer der Kirche sind Augustinus, Chrysostomus, Thomas von Aquin und Aehnliche, nicht aber Leute, die Visionen haben.« Was bestimmte sie aber zu dieser bündigen Erklärung? Die Nothwendigkeit, gewissen Umtrieben schwärmerischer Gemüther abzuwehren, welche

für die seltsamen Ausgeburten und Träume ihrer Fantasie den Werth einer göttlichen Offenbarung in Anspruch nahmen. Wer für sich und Andre Visionen verlangt, um entweder zur Annahme der Glaubenslehre geneigt, oder im Glauben befestigt zu werden, der ahmt dem reichen Manne in der Parabel nach, welcher zu Gunsten seiner Brüder auf Erden an den Erzvater Abraham eine ähnliche Bitte stellte, und hat keine andere Antwort zu erwarten, als die jenem zu Theil ward: »sie haben den Moses und die Propheten.«

Wir haben jedoch unendlich mehr: wir haben Christum und die Apostel, den heiligen Geist und die lehrende Kirche. Die Kirche aber sagt uns, daß die Leiden, durch welche die Abgeschiedenen geläutert werden, ohne Vergleich größer und schmerzlicher sind, als alles, was von Leid, Schmerz und Trübsal auf Erden sich findet. Dasselbe wird einstimmig von allen Vätern bezeugt. Und in der That, was sind körperliche und irdische Leiden gegen den verzehrenden Gram, die späte Reue, die selbstverschuldete Qual der Seele, welche der Abscheulichkeit und der Folgen ihrer Sünde sich vollkommen bewußt geworden? In nicht wenigen Psalmen *) sind die Schmerzen geschildert, von denen schon hienieden die Seele gefoltert wird, sobald sie zur Reue erwacht, und ohne die kein Uebergang vom geistigen Tode zum Leben denkbar ist. Zu welcher Höhe müssen sie erst im jenseitigen Leben sich steigern, wo jede sinnlich weltliche Täuschung oder

*) z. B. Ps. 31.

Zerstreuung mangelt, und die einsame Seele, ohne dadurch ein neues Verdienst zu erwerben, ganz und gar ihrer Selbsterkenntniß und ihrem Grame hingegeben bleibt.

Dieß ist das Wesentliche der Thatsache, die uns der Glaube lehrt; und es versteht sich von selbst, daß diese Belehrung nicht fruchtlos bleiben, sondern beherzigt werden soll. »Werdet ihr Mich nicht fürchten, sagt der Herr, und vor meinem Angesichte nicht Schmerz empfinden?« *) Diese Frage, die wir beim Propheten finden, ergeht nicht sowohl an die Abgeschiedenen, als an die Lebenden auf Erden. Wie könnten wir den Ersteren unser Mitleid widmen, und ihrer Leiden gedenken, die aus einer verspäteten und unvollkommenen Reue den Ursprung genommen, ohne mit Nothwendigkeit an den Zustand unsres eigenen Lebens erinnert zu werden? Die Wege, die in das Feuer der jenseitigen Läuterung führen, sind Eitelkeit, Lauheit, Ungeduld, Versäumniß der echten und vollkommenen Buße. Die Wege hingegen, welche die Vorsehung für uns geordnet hat, sind dazu bestimmt, unsre Läuterung, sofern wir wollen, schon hienieden zu vollenden; und diese diesseitige Läuterung ist es, zu welcher jetzt unsre Betrachtung sich wendet.

2.

»Gütig ist der Herr, und spendet Stärkung am Tage des Leidens; er beschützet die, so auf Ihn hoffen; er läßt nicht eine Drangsal nach der andern sich erheben.« Zu diesen Worten, die wir im Eingang ver-

---

*) Jerem. 5, 22.

nommen, giebt der alte Lehrsatz die Erklärung, daß Gott dieselbe Sünde nicht doppelt bestraft, oder, wie der heilige Hieronymus sagt: daß die Einmal Bestraften keiner Strafe mehr unterzogen werden. Allerdings kommt es dabei auf die Gesinnung an, mit der sie dieselbe hingenommen; und darum müssen wir zwischen Vergeltung und Sühnung unterscheiden. Es giebt nämlich eine von oben auferlegte Strafe, die vorzugsweise als Vergeltung betrachtet wird, weil sie darauf abzielt, die Würde und Geltung des Gesetzes in Ehren zu halten, und diese kann als Genugduldung (Satispassion) bezeichnet werden. Es giebt aber auch eine Strafe oder Sühnung, welcher der Schuldige sich freiwillig unterzieht, um, so viel an ihm ist, das Unrecht wieder gut zu machen, und diese ist es, welche die Genugthuung (Satisfaction) genannt wird.

Wenn wir nun gläubig und weise genug sind, die Leiden und Drangsale, die uns treffen, im Geiste der Buße, und in der Einigung mit dem Gehorsam Christi, aus der Hand der Vorsehung hinzunehmen, so tragen wir solche Leiden nimmer als Strafen, im engeren Sinne, sondern als Mittel der sittlichen Läuterung, nicht als bloße Erduldung, sondern als Genugthuung. Wir werden in diesem Falle, wie der Apostel sagt, vom Herrn in die Zucht genommen, um nicht zugleich mit dieser Welt (mit den Gesetzes- und Gottesverächtern) verurtheilt zu werden *). Und dieß ist die aus-

*) 1. Cor. 11, 32.

drückliche Lehre des Concils von Trient, in den Worten: »So groß ist die Freigebigkeit der göttlichen Güte, daß wir nicht allein mittelst einer bereitwillig übernommenen, oder vom Priester auferlegten Buße Genugthuung zu bringen vermögen, sondern, was ein Erweis der größten Liebe ist, auch dadurch, daß wir die irdischen Züchtigungen, die Gott über uns verhängt, in Ergebung und Geduld ertragen.

Diese Genugduldung, die wir in Genugthuung umwandeln können, wird nicht umsonst in der Schrift der Gluthofen und das Feuer der Trübsale genannt; sie ist das läuternde Feuer für das Erdenleben. »Die Seelen der Gerechten sind in Gottes Hand, sie sind reich in der Hoffnung der Unsterblichkeit. Gleich dem Golde im Ofen prüft er sie, und gleich Brandopfern nimmt er sie auf. Irdene Gefäße werden im Ofen erprobt, und gerechte Menschen durch Versuchung und Drangsal *). Suchen wir ein lehrreiches Beispiel davon, wie die Schrift so reichlich sie darbietet, so denken wir (mit dem heiligen Ambrosius) an die Geschicke oder Führungen des reinsten und edelsten Menschen, den das Zeitalter der Patriarchen aufzuweisen hat. Der Jüngling Joseph, als Liebling seines Vaters in auffallender Weise bevorzugt, und überdieß von glänzenden Traumgesichten heimgesucht, in welchen er die Huldigung seiner Eltern und Brüder empfieng, konnte wohl schwerlich vom Eigendünkel unberührt blei-

---

*) Weish. 3. Eccli. 27.

ben. Allein als er durch eben diese Brüder seines bunten Ehrengewandes beraubt, in die Cisterne geworfen und in die Fremde sich verkauft sah, da wurde er von Eitelkeit und Hochmuth gereinigt durch das Feuer der Drangsale und Leiden. Selbst für den Sieg über die Sünde, den er in Gottestreue erstritten, wurde er durch eine neue, herbe Prüfung, durch die Verbannung in den Kerker belohnt. Und als auch hier endlich die Hülfe ganz nahe schien, als ein Mächtiger, in einer flüchtigen Regung der Dankbarkeit, seine Verwendung ihm zusagte, mußte er dennoch zwei Jahre noch in der Gefangenschaft schmachten. Der Götzendiener und Sündenknecht wurde in Freiheit gesetzt, und kam wieder zu Ehren; der Schuldlose und Gottgeliebte blieb im Gewahrsam der Verbrecher. Und warum geschah ihm dieß? Wahrscheinlich, weil er jenen Mächtigen, dem er eine so glückliche Wendung geweissagt, um die Fürsprache beim König ersucht hatte. Der Undankbare hielt nicht Wort, denn Joseph sollte lernen, einzig auf Gott, nicht aber auf schwache Menschen zu vertrauen. Durch diese herben Prüfungen wurde er von den Schlacken der Selbstsucht geläutert, und nun erst war er fähig, ohne Makel in der herrlichen Würde sich zu behaupten, zu welcher die Vorsehung ihn auserlesen.

Blicken wir von ihm auf Jacob, seinen greisen Vater zurück, so wird sich an ihm etwas Aehnliches ergeben. Seit der Zeit, da seine älteren Söhne ihm Josephs zerrissenes, in Blut getauchtes Gewand vorgewiesen, trauerte er dreiundzwanzig Jahre lang über

den Verlust des Sohnes, den er nicht ohne Grund mit solcher Innigkeit liebte. Wir dürfen dabei nicht vergessen, daß dieser Patriarch, als Träger und Priester des Bundes, den Gott mit Abraham geschlossen, nicht selten von göttlichen Offenbarungen heimgesucht wurde, daß er die Sehergabe besaß und einen hellen Blick in die Zukunft der Heilsgeschichte. Um so befremdlicher muß es erscheinen, daß er den häßlichen Betrug, der ihm gespielt wurde, nicht durchschaute. Warum blieb dem erleuchteten Seher dieß Eine so lang verborgen, daß sein Sohn noch auf Erden lebte, und zwar im höchsten königlichen Glanze? Warum erfuhr er nichts von ihm? Und überdieß, was nicht minder auffallend ist: warum kam es diesem letztern nicht zu Sinne, seinem Vater eine Botschaft zu senden, wozu es ihm doch an Mitteln nicht fehlen konnte? Auf alle diese Fragen antwortet Augustinus ganz einfach: Weil Jacob in seinem vielbewegten Leben von geringeren Sünden oder Gebrechen nicht frei war, so fügte Gott dieß alles, damit diese Fehler schon hienieden durch das Feuer schmerzlicher Leiden verzehrt würden.

Es ist ein vielbekannter Ausspruch des heiligen Bernardus, an den wir durch solche Beispiele erinnert werden. Er zählt nämlich viererlei Arten von Menschen auf, die zum Besitze des Himmelreichs gelangen. Einige reißen es mit Gewalt an sich; und das sind diejenigen, die sich selbst bekämpfen und überwinden. Einige erwerben es in der Stille und unbemerkt, die nämlich viel Gutes wirken im Verborgenen. Andere erkaufen es; indem sie

dem Rathe folgen: machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon; d. h. indem sie die irdischen Güter nicht zu ihrem Götzen erheben, sondern dieselben für wohlthätige und heilvolle Zwecke verwenden. Wieder Andere endlich werden mit Gewalt in das Gottesreich getrieben, wie es in der Parabel ausgesprochen ist: gehet hinaus auf die Straßen, zu den Dürftigen, Blinden und Lahmen, und zwinget sie herein zu gehen.

Offenbar bezieht sich diese Nöthigung auf solche Menschen, die erst dann zur Besinnung kommen, und heilsame Entschließungen fassen, wenn sie von mancherlei harten Geschicken und Leiden ergriffen und bedrängt werden. Denn, wie die Kirche lehrt: so fügt es Gottes wunderbare Vorsehung, daß auch Jene, welche die zeitlichen Strafen mindestens mit Geduld ertragen, zum ewigen Leben gelangen. Um so mehr aber fragt es sich nun, wie es komme, daß selbst die Frommen und Gerechten von Leiden nicht verschont bleiben? Warum sollten von diesem Gesetze Diejenigen nicht ausgenommen seyn, die entweder schon einen hohen Grad sittlicher Vollendung erreicht haben, oder die in kindlicher Unschuld und Einfalt ihren harmlosen Weg wandeln?

Die Antwort darauf können wir in einer Begebenheit lesen, die Severus Sulpitius als Augenzeuge berichtet. Ein zwölfjähriger Knabe, vom Abte eines morgenländischen Klosters in die Nachbarschaft gesendet, um Brod zu holen, sah auf dem Rückwege eine giftige Otter von ungewöhnlicher Größe, die er in seiner Unschuld furchtlos aufhob, um seinen Hals wickelte

'dialogo 1 10' 'pallio'

und so nach Hause trug. Die Mönche staunten den Knaben an, bewunderten und priesen seinen Glaubensmuth. Der Abt hingegen, weiser und umsichtiger als diese, ließ ihn mit Ruthen streichen, als ob er etwas Böses gethan hätte, um ihn durch diese Züchtigung vor dem Eigendünkel zu bewahren. Der weise Mann verstand sich auf die Wege der göttlichen Erziehung, die auch den Edelsten und Begabtesten Widerwärtigkeiten sendet, um sie in der Demuth zu erhalten, welche die Grundlage und Echtheit aller Tugend ist, während unter dem Gifthauch der Hoffart jeder gute Keim erstirbt.

Blicken wir nun auf das, was wir eben betrachtet, zurück, so lernen wir bei den Gläubigen, die auf den Wegen des Heiles wandeln, dreierlei Gesinnungen unterscheiden. Nicht Wenige sind gewohnt, aus der Tugend eine Noth zu machen, indem sie die religiösen Vorschriften, die Scheu vor der Todsünde, die Pflicht guter Werke aus Furcht vor der jenseitigen Strafe beobachten, und nicht anders als mit Angst und Mißmuth an den Tod denken. Diese befinden sich auf einem Wege, der ins Purgatorium führt. Anders diejenigen, welche (wie schon Thomas von Aquin gesagt hat) aus der Noth eine Tugend machen, indem sie die von Gott gesendeten Leiden mit Ergebung hinnehmen; sie sind auf dem bessern Wege. Den besten aber haben Jene sich erwählt, welche im Gehorsam Gottes arbeiten und dulden aus reiner Liebe. Sie fragen und forschen nicht, ob die Bürde, die ihnen auferlegt, zu schwer,

ob ihre Mühe zu groß sey, oder ob ihre Leiden das Maß der Buße, das ihnen geziemt, übersteigen. Soviel aber wissen sie, daß alle Drangsale und Leiden im jenseitigen Leben bloß zur Genugduldung, hienieden aber auch zur Genugthuung gereichen. Es ist ihnen überdieß nicht unbekannt, daß ihnen täglich die Gelegenheit sich darbietet, in Christo einen Reichthum von Verdiensten zu erwerben, und daß es ihnen gegönnt ist, dieselben den Leidenden jenseits zuzuwenden, wiewohl nicht in einer solchen Weise, die sie selber ausrechnen könnten oder dürften, sondern nach dem Maße der göttlichen Gabe, und nach der schlichten Gesinnung und Kraft ihrer mitleidigen und wohlwollenden Liebe.

Bekannt ist der Lehrsatz des heiligen Augustinus, daß die Gerechtigkeit des Menschen bei Gott in drei Dingen beruht: in Enthaltsamkeit, Almosen und Gebet. Die erste bedeutet die Vermeidung alles Verderblichen und Bösen; die zweite umfaßt die guten und segensvollen Werke jeglicher Art; das dritte ist die wesentliche Bedingung alles Guten. Dieß sind zugleich die drei großen Mittel, mit denen wir auch den jenseitig Leidenden Trost und Erquickung zu bringen vermögen, insoweit unser Opfer und Gebet von Gott genehmigt wird. Und warum sollte diese Genehmigung uns verweigert werden? Selbst jener pflichtvergessene Knecht, von dem die Parabel erzählt, erwarb die Nachlassung seiner übergroßen Schuld, und zwar aus einem einzigen Grunde, den sein Herr selbst in den Wor-

ten angab: »weil du Mich gebeten hast.« Wie sollten wir nicht erhört werden, wenn wir, selber im Stande der göttlichen Gnade, für Andre unser Gebet darbringen? — Verleihe, barmherziger Gott, den Seelen deiner Diener und Dienerinnen den Nachlaß ihrer Verschuldungen, damit sie von ihren Banden erlöset, im Reiche des Friedens der seligen Gemeinschaft deiner Auserwählten sich erfreuen, durch Jesum Christum, Unsern Herrn.

## XXV.

# Gedächtnißfeier der abgeschiedenen Gläubigen.

»Seyd der Gebundenen eingedenk, als Solche, die zugleich mit ihnen gebunden sind.« (Hebr. 13, 3.)

---

### Eingang.

Ueberall, wo Menschen wohnen, ist der böse Leumund heimisch, so daß selbst die Edelsten und Besten dem Tadel nicht entgehen. Und da Niemand von sich aussagen darf: rein ist mein Herz, frei bin ich von aller Sünde, so wird Jeder zugeben müssen, daß an ihm, auch bei dem redlichsten Willen, irgend etwas zu rügen und auszusetzen bleibe. Einen Ort jedoch giebt es, Eine abgesonderte und stille Gegend, von welcher aller Tadel ausgeschlossen scheint. Hier finden sich lauter solche Väter, die einzig für die Wohlfahrt ihrer Familie gelebt, Frauen und Mütter von engelgleicher Güte, deren Tugend ihren häuslichen Kreis erleuchtet und beglückt hat, und Kinder, die als Muster der Unschuld und Gelehrigkeit, als Engel des Lichtes geschildert werden. Hier begegnet man keinem Bürger, der nicht dem Vaterlande und Gemeinwesen die größten Opfer gebracht, und kei-

nem Geschäftsmann, den je ein Flecken des Eigennutzes verunziert hätte. Allen, die hier versammelt, wird der Preis der Gottes- und Nächstenliebe zuerkannt, und diese schönen Zeugnisse sind den Steinplatten und Denkmalen eingegraben, welche über ihren Gräbern sich erheben.

Der Tod, sagt ein Sprichwort, ist ein großer Schönmacher; er hat für die Zurückgebliebenen eine versöhnende Macht, darum auch eine alte, fromme Sitte gebietet, den Todten nur Gutes nachzusagen. Viel Kleinliches, Eigensüchtiges, Thörichtes wird vergeben oder vergessen, während das Löbliche und Gute im freundlichen Andenken bewahrt bleibt. Das ist jedoch nicht der ganze Grund; sondern es nimmt auch ein Mitleid Einfluß darauf, welches mit dem Gefühle unserer eigenen Hinfälligkeit verflochten ist. Seyd eingedenk der Gefangenen und Gebundenen, mahnt der Apostel, indem ihr euch gleichfalls als Mitgebundene betrachtet. Wir vergleichen die Abgeschiedenen mit uns, sowie uns mit ihnen, und urtheilen daraus, daß sie von mancherlei Banden noch nicht frei geworden. Denn daß jene Lobsprüche, die auf ihren Grabmälern prunken, nicht ganz buchstäblich zu nehmen seyen, und daß wir nicht unbedingt daran glauben, bestätigen wir ja selber, indem wir für die Abgeschiedenen beten, und zu diesem Zwecke auch die Gräber besuchen.

Zu diesem Besuche wird aber vorzugsweise der heutige Tag benützt, weil die Kirche, wie schon der heilige Augustinus bezeugt, an diesem Tage aller jener gedenkt,

die in Christo, d. h. in der Gnade und Gemeinschaft Christi, von hinnen geschieden, damit diejenigen, für welche Niemand mehr eine Fürbitte einlegt, diesen Liebesdienst von ihrer gemeinsamen Mutter empfangen. Dadurch wird nun eine zweifache Thatsache vorausgesetzt; und zwar für's erste: daß unter den Verstorbenen nicht wenige in einem Zustande sich befinden, in welchem sie überhaupt noch der Hülfe bedürftig sind; für's zweite: daß unsre Fürbitten und Werke in ihr Lebensgebiet hinüber reichen, und ihnen Hülfe zu bringen vermögen. Mit dem einen wie mit dem andern soll nun unsre Betrachtung sich beschäftigen.

1.

Es ist ein sinniger Sprachgebrauch, daß wir jene Abgeschiedenen, die zwar den Segen der Erlösung mit hinüber genommen, aber zum Quell des Lichtes, zur Anschauung Gottes noch nicht gelangt sind, gemeinhin als arme Seelen bezeichnen. Wollen wir aber die ganze Bedeutung dieses Ausdrucks würdigen, müssen wir an die Art und Weise denken, wie unsre unsterbliche Seele (die auch der menschliche Geist genannt wird) in diese irdische Welt eingeht, und wiederum aus derselben scheidet. Geschaffen zur innigsten Verbindung mit dem sinnenbegabten Leibe, und durch diesen mit der Natur oder Körperwelt, wird sie in die vielfachen Geschicke und Gefahren des Erdenlebens verflochten, zugleich aber auch durch die Kirche aufgenommen in den Segen, den Christus für die gesammte Menschenwelt erworben hat. Mittelst der Sinnesverkzeuge des Leibes wird sie mit unzähligen Vorstellungen, Bildern und Erinnerungen beschäftigt, von

welchen ihr Wille bewegt wird, und entweder zum Guten oder, was noch öfter geschieht, zum Bösen sich bestimmen läßt. Werden nun die Werke, die der Mensch von Jugend auf in freier Wahl geübt, im Lichte des göttlichen Gesetzes geprüft und gesichtet, so zeigt es sich, daß sie mehrentheils den Stempel der Untreue und Sünde, oder mindestens der Eitelkeit und Thorheit an sich tragen. Findet sich unter denselben auch manche schöne und großmüthige Handlung, die nicht ohne Opfer vollbracht werden konnte, so ist auch diese selten von der Makel der Selbstsucht oder der Eigenliebe rein genug; und nicht selten geschieht es, daß sogar die Tugendwerke und die besten Gaben dem Menschen, der darin sich selbst bewundert, noch mehr Schaden bringen können, als die Fehler, die ihn demüthigen. Auch sind die Aufgaben der Selbstbeherrschung, der Wachsamkeit und der beharrlichen Treue für den Erdenpilger, der nicht im Schauen wandelt, sondern im Glauben, immerhin schwer genug; so gering sie auch andrerseits erscheinen, sofern sie mit der Herrlichkeit verglichen werden, welche den Gottgetreuen vorbereitet ist.

Erkennt nun der Gläubige, nachdem er am Ende seines Erdenweges angelangt, wie wenig er dafür gesorgt und gethan habe, um mit diesem Ende auch das echte Ziel seiner Wanderung zu erreichen, sieht er mit Schmerz auf die unzähligen Versäumnisse und übel angewandten Augenblicke zurück, und wird ihm die Gnade einer aufrichtigen Reue zu Theil, so nimmt er allerdings den Trost der Versöhnung und der Gotteshuld

mit hinüber. Aber auch diese Liebesreue ist nicht vollkommen genug, um ihn, wie durch eine Feuertaufe des heiligen Geistes, hienieden schon gänzlich zu läutern und umzuschaffen. Seine Schuld ist getilgt, jedoch die Genugthuung allzu sehr verspätet; so daß er von der Schuld, aber nicht von der Strafe frei geworden, obwohl ihm diese letztere nimmer zur Genugthuung, sondern nur als Züchtigung und Läuterung aufbehalten bleibt.

In solcher Weise nun geschieht es, daß der Mensch als ein armes, hülfsbedürftiges Kindlein in die Welt eintritt, in einem Zustande, in welchem er noch um sich selber nichts weiß; und daß er aus dieser Welt wieder scheidet als eine arme oder dürftige Seele. Worin also liegt der Grund dieser Bezeichnung? Offenbar in der erfahrungsgemäßen und wenigstens in Einer Beziehung unzweifelhaften Thatsache, daß die Abgeschiedenen von ihren irdischen Gütern nichts mit hinüber nehmen. Darum heißt es auch im Psalme von Jenen, die auf ihre Reichthümer vertrauten: »Sie haben ihren Schlummer ausgeschlafen, und (beim Erwachen) nichts in ihren Händen gefunden *). Genauer angesehen ist ihre Dürftigkeit noch größer, als sie hier nach dem Wortlaut geschildert wird, da sie ja selbst diese Hände nimmer besitzen. Denn die geistige Seele scheidet nicht bloß von jedem äußerlichen Eigenthum, sondern auch von der irdischen Hütte, die sie bewohnt **), d. h. von dem sinnenbegabten Leibe, mit dem sie in so innige persön-

*) 1. Timoth. 6, 7. Ps. 75, 6. — **) 2. Cor. 5.

liche Verbindung eingegangen, daß sie mit ihm sich eins gefühlt hat. Sie wird dadurch von aller Gemeinschaft getrennt und gesondert, die zwischen ihr und der äußern Natur, d. h. der Körperwelt, statt gefunden.

Bei allem dem werden wir die Armuth eines von hier Geschiedenen nicht darein setzen, daß ihm die vielfachen, kaum zählbaren Dinge und Behelfe mangeln, mit denen wir auf Erden uns umgeben, um den verschiedenartigsten Bedürfnissen fürzusorgen, sie mögen zum Haushalt und Gewerbe, oder zur Förderung der Künste, des Glanzes und der Ueppigkeit dienen. In diesem Sinne haben die alten Germanen und Azteken es verstanden, die ihren Kriegern und Edlen sowohl Waffen als Pferde in das Grab mit gaben, oder jene Völker, welche, wie noch jetzt die Malayen, für die Verstorbenen Speise und Getränke hinstellten. Wenn die Dürftigkeit der Abgeschiedenen bloß in dem Mangel alles dessen bestünde, was sie im Erdenleben für wichtig und unentbehrlich gehalten, so wäre es eigentlich nur der Verlust der irdischen ganz äußerlichen Güter, über welchen sie Leid und Klage führten. In diesem Falle aber wären sie immer noch irdisch und weltlich gesinnt, und ohne Verlangen nach Gott; sie könnten also keineswegs von der Bürde der Sündenschuld befreit, und im Frieden Gottes gesichert seyn, und all ihr Leiden würde vielmehr in einer dumpfen Verzweiflung, in dem Wüthen eines machtlosen Stolzes und Hasses bestehen, als in heiliger Liebesreue und in der brennenden Sehnsucht nach der Anschauung Gottes.

Beruht also die Dürftigkeit der abgeschiedenen Seelen vorzugsweise in dieser Sehnsucht, die jedoch ihrer Befriedigung mit voller Gewißheit entgegen harrt, so hätten wir in dieser Beziehung vielmehr Ursache, uns im Vergleiche mit ihnen dürftig, sie aber reich zu nennen. Arm sind wir ihnen gegenüber: denn obwohl wir an der Gnade Christi ein unerschöpfliches Gut besitzen, so tragen wir dasselbe doch in gebrechlichen Gefäßen, so daß wir in keinem Augenblicke vor der Gefahr sicher sind, den Segen der Erlösung zu verlieren. Sie hingegen können als Reiche gepriesen werden, weil sie von der ewigen Dürftigkeit, vom geistigen Tode errettet, und im Lebensbunde Christi für immer befestigt sind; weßhalb auch der heilige Ambrosius den irdischen Tod das Grab der Laster genannt hat. Die Abgeschiedenen sind bereits im unverlierbaren Besitze des Heils, während wir noch auf dem Wege der Prüfung uns befinden.

Wir werden jedoch bei dieser Seite der Vergleichung nicht stehen bleiben, sondern zugleich bedenken, daß gerade die Unsicherheit, in der wir schweben, uns zum höchsten Vortheil sich wendet. Denn eben deßhalb, weil wir das Ende unsrer Wanderfahrt noch nicht erreicht haben, kann jeder unsrer Schritte ein sittlicher Fortschritt werden, indem jede Uebung des Glaubens, jeder Augenblick des Gott ergebenen Wirkens und Leidens groß und verdienstlich genug ist, um Früchte des ewigen Lebens zu bringen. Die Abgeschiedenen hingegen, seitdem sie überrascht worden sind von der Nacht, in der Niemand wirken kann, vermögen

weder durch Thätigkeit noch durch Leiden ein neues Verdienst zu erwerben; weßhalb ihr ganzes Leben fürs erste noch in Schmerz und Sehnsucht versenkt ist. Und obgleich sie die wohlverdiente Züchtigung mit vollkommener Reue und Ergebung dulden, so kann doch ihre Hingebung ohne freie Wahl jenes Verdienst nicht mehr bringen, von welchem es im Erdenleben begleitet wird. Da nämlich Gott in seinen Heimsuchungen (wie der heilige Bonaventura lehrt) vielmehr die sittliche Besserung als die Strafe beabsichtigt, so hat vor Ihm die Tugend des guten Willens eine weit höhere Geltung, als die Erduldung der auferlegten Strafe. Die Leiden und Mühen, die wir auf Erden bereitwillig übernehmen, oder mit dem Muthe des Glaubens ertragen, sind daher viel ersprießlicher zum Heile, als die zwar größeren, aber unausweichlichen Leiden im Zustande der jenseitigen Läuterung, in welchem daher auch durch die Herbheit der Strafen ersetzt wird, was an dem Werthe des freien Gehorsams mangelt.

Dieß nun ist das Wesentliche, das wir von diesen Zuständen wissen, und mehr sollen wir auch nicht zu wissen verlangen, da Alles, was jenseitig ist, kein Gegenstand unsrer sinnlichen Vorstellung werden kann. Die Ausdrücke, mit denen wir davon reden, sind daher mehrentheils nur Gleichnisse und Bilder, wie es z. B. in jenem Gebete der Fall ist, das die Kirche für die Abgeschiedenen darbringt: »Befreie Sie, o Herr, aus dem Rachen des Löwen, und aus der Tiefe des Abgrunds.«

Gleichwie nämlich der heilige Seher einst gefangen saß in tiefer Felsengruft, und von hungernden Löwen umringt, also in jedem Augenblicke vom Tode bedroht, und doch davor bewahrt und geschirmt, eben so weilt der abgeschiedene Geist des Menschen im Kerker der Finsterniß, umgeben von den Schrecken der Unterwelt und des Todes, und dennoch zu der göttlichen Huld mit Vertrauen emporblickend und von ihr beschirmt. Die Frommen auf Erden klagen zuweilen, wenn das Gefühl der Verlassenheit sie beugt, mit den Psalmesworten: »Meine Seele dürstet zu Gott, dem Quell des Lebens; wann werde ich erscheinen dürfen vor seinem Angesichte? Thränen sind mein Brod bei Tag und Nacht, so lange meine Widersacher mich fragen: Wo ist dein Gott?« Dennoch werden sie auch in solchen Trübsalen selig gepriesen; denn Allen, die nach der Gerechtigkeit hungern und dürsten, ist am Ziele ihrer Erdenbahn die Sättigung, die reiche Erfüllung ihrer Sehnsucht verheißen. Welche herbe Qual hingegen muß nicht diejenigen ergreifen, die nun erst, nachdem jede Täuschung von ihnen gewichen, nach den wahren Gütern hungern und dürsten, ohne noch der Sättigung fähig zu seyn; und die jetzt erst trauern, ohne die Fülle des Trostes zu empfangen! Die Erquickung und der Trost, der ihnen zu Theil werden kann, muß ihnen durch die Liebe derjenigen vermittelt werden, die noch Glieder der streitenden Kirche sind, und daher mit ihren Gebeten und Opfern für sie einzustehen vermögen. Auf diese Hülfe nun, die wir ihnen leisten können, wendet sich die andre Hälfte unsrer Betrachtung.

2.

Zwischen den Zuständen des dießseitigen und jenseitigen Lebens ist zwar, für die Wahrnehmung unsrer Sinne, eine undurchdringliche Scheidewand erbaut, so daß auch vom Leiden der künftigen Läuterung die Worte gelten: kein Auge hat es gesehen, kein Ohr es vernommen, in kein irdisches Menschenherz ist es eingegangen. Allein diese Scheidewand ist keine solche, die zwischen den Verstorbenen und den Irdischen jede Lebensverbindung hindert und aufhebt. Die Kirche, wie Bellarmin bemerkt, ist ein lebendiges Ganze, ein organischer Leib, dessen Haupt Christus ist; es muß also auch in ihr eine fortwährende Lebensgemeinschaft bestehen, und zwar sowohl zwischen dem Haupte und den Gliedern, als auch zwischen den letzteren selbst. Die Glieder des Einen Leibes aber tragen wechselseitig Sorge für einander, und wenn ein Glied leidet, werden alle übrigen ins Mitleiden gezogen *). Nun sind die abgeschiedenen Gläubigen bloß gebundene, nicht aber geistig todte Glieder am Leibe Christi, sondern mit dem Haupte wie mit uns im Glauben, Hoffnung und Liebe vereinigt, daher sie auch für alles empfänglich bleiben, was der Einfluß dieses Lebensverkehrs ihnen zumitteln kann. In diesem Sinne bezeugt Augustinus: es könne nicht geläugnet werden, daß die liebevolle Theilnahme der Irdischen ihnen Erleichterung bringe, so oft das hochheilige Opfer der Kirche, das Ge-

*) 1. Cor. 12, 26.

bet oder das Verdienst eines guten Werkes für sie dargebracht wird.

Immerhin könnte uns hier die Einwendung begegnen: wozu denn überhaupt unsre Dazwischenkunft nothwendig sey? Ohne Zweifel hat Gott die Macht, jenen Leidenden unmittelbar, aus den Reichthümern seiner Erbarmung, die ersehnte Hülfe zu senden; warum sollte es also gleichsam noch auf unsre Fürbitte und Verwendung ankommen? Dieser Einwurf wird uns nicht irre machen, sobald wir bedenken, daß alles Heil der Erlösung kein unmittelbares Gotteswerk sey, gleich jenem der Schöpfung, sondern vermittelt und vollendet durch die Verdienste der Menschheit Christi. Wie das Haupt für alle seine Glieder, so müssen auch diese für einander einstehen. Wäre das nicht der Fall, so hätten wir auch nicht die Verpflichtung, für alle Leidenden auf Erden zu beten, für Freunde und Feinde, für Sünder und Gerechte, für alle Stände der Kirche, aber auch für die Ungläubigen und Heiden.

Dieselbe Theilnahme nun, zu welcher das Gesetz der Liebe für die Lebenden uns verpflichtet, ist auch für die Verstorbenen uns geboten. Denn auch von diesen gilt der Ausspruch des heiligen Augustinus: das Leiden, das irgend ein Glied erduldet, wird gemildert durch das Mitleid der übrigen; und zwar so, daß diese Linderung nicht in der Gemeinsamkeit des Uebels ihre Quelle hat, sondern in dem Troste, den die theilnehmende Liebe gewährt. Wie möchte uns wohl zu Muthe seyn, wenn wir, fern von der Heimath, in einem fremden und öden Lande schmachten, und daselbst erfahren müßten, daß unsere

Anverwandten und Freunde sich um uns gar nicht kümmern, daß wir von ihnen aufgegeben und gänzlich vergessen seyen? Diesen Schmerz wollen wir den Verbannten und Gefangenen jenseits nicht verursachen, denen unsre Theilnahme nicht minder tröstlich als hülfreich werden kann, und die nach derselben mit großer Sehnsucht verlangen. Um jedoch für die Wahrheit dieser Behauptung mindestens ein einzelnes Beispiel anzuführen, wollen wir dasselbe der Lebensgeschichte eines heiligen Mannes entnehmen, gegen dessen Nüchternheit und Umsicht kein Zweifel aufkommen kann. Vor einem Schüler des heiligen Philippus Neri, Namens Alphonsus, stand plötzlich einmal, nach beendigtem Gottesdienste, ein gewisser Johannes Animuccio, welcher Regens der Musik im Vatican gewesen war, und auch im Oratorium des heiligen Philipp oftmals diesen Dienst versehen hatte. Bringe, sprach er, dem Philppus meine Bitte, daß er vor dem Herrn meiner gedenke. Erst nachdem er eben so plötzlich wieder verschwunden, fiel es dem Alphonsus ein, daß dieser Mann nimmer unter den Lebenden, sondern vor drei Jahren schon verschieden sey. Philippus aber, der nicht säumte, den Wunsch des Verstorbenen zu erfüllen, sagte nach einigen Tagen den Brüdern seiner Genossenschaft: Unser Freund Animuccio ist schon am Ziele.

Inzwischen ist Ein Gedanke noch übrig, der unsrer Beherzigung sich aufdringt. Da nämlich jeder Lebensverkehr ein wechselseitiger ist, so wird unsre Verbindung mit den Abgeschiedenen nicht bloß darauf beschränkt seyn, daß wir in unsren Gebeten und aufopfernden Werken ihrer ein-

gedenk sind, sondern es ist mit Grund anzunehmen, daß auch sie ihrerseits mit inniger Theilnahme an uns denken und für uns beten; und zwar nicht ohne Frucht für uns. Der berühmte Gelehrte Suarez beruft sich, zum Beweise dafür, auf die Worte des Propheten: In Angst und Drangsal ruft die Seele zu Dir; erbarme Dich, allmächtiger Gott; erhöre das Gebet der Verstorbenen Deines Volkes *). Jene Seelen, bemerkt er, sind schon geheiligt und befinden sich in Gottes Huld; sie lieben und kennen uns; warum sollten sie also nicht für uns beten? Oder warum sollten sie daran durch die Strafen verhindert werden, die sie noch zu dulden haben? Auch wir Irdischen beten ja mit Erfolg für Andre, ungeachtet wir selber noch in Sünde befangen sind! Auch Bellarmin ist dieser Ansicht, daß die Abgeschiedenen, obwohl im Zustande der Leiden, durch ihr Gebet uns nützen können. Dennoch soll nicht dieser ihr Gegendienst der eigentliche Beweggrund seyn, um dessen willen wir uns ihrer annehmen, sondern vor allem die Pflicht der heiligen Liebe, und überdieß noch jene besondere Mahnung, an die wir schon im Eingange uns erinnert haben.

»Seyd eingedenk der Gebundenen, als Solche euch betrachtend, die zugleich mit ihnen gebunden sind.« Wenn wir ihrer Bande und ihrer Leiden gedenken, sollte es uns dabei nicht einfallen, wie leichtsinnig wir in diese Bande uns verwickeln, diese Leiden für uns vorbereiten? Ein Anderes ist es, wie der heilige Cyprianus sagt, erst der

---

*) Bar. 3.

Vergebung entgegen harren, ein Anderes, in die Herrlichkeit eingehen. Ganz etwas Anderes ist es, in den Kerker gesendet zu werden, aus dem man nicht hervor geht, bevor man den letzten Rest der Schuld bezahlt hat, als ohne Verzug den Lohn des Glaubens und der Tugend zu empfangen. Darum giebt es keinen Zustand, der enger und unmittelbarer an unser jetziges Leben sich anschließt, als jener der künftigen Läuterung. Wie groß und vielfach sind die Anlässe, die unsere Gottestreue gefährden! Wie viel Ursache haben wir zu schmerzlicher Reue, und wie selten dennoch ist diese, und wie unzureichend die Genugthuung!

Wir sollen daher der jenseitig Gebundenen eingedenk seyn, indem wir uns bewußt werden, daß auch wir schon hienieden unter ähnlichen Strafurtheilen gebunden sind. Ob auf Erden, in Drangsal und Gefahr der Sünde, ob jenseits im Feuer der Läuterung: wir Alle, die wir noch entfernt sind von der Anschauung des Herrn, flehen zu ihm mit den Worten des Psalmes: Aus den Tiefen rufen wir empor zu Dir: Herr, erhöre unsere Stimme. Aufmerken möge Deine Huld auf unsren Hülferuf. Wenn Du die Sünde uns aufbehältst, wer wird vor Dir bestehen? Allein, bei Dir ist Barmherzigkeit; überreich Dein Werk der Erlösung.

O Herr der Allmacht, wende unsre Herzen zu Dir; zeige uns in Christo die Huld Deines Angesichtes, und errette uns, damit wir ewig in Deinem Lichte wandeln im Lande der Lebendigen! —

# Inhalt.

Seite.

60'000.000

218
365
583

Veith, Johann Emanuel,

Homiletische Vorträge für Sonn- und Festtage

Bd.: 7

Braumüller 1855